

E 1315
E 309 W




В. Вейденбаумъ



Иванъ Петавовичъ
Вейденбаумъ.

Имя	_____
Фамилия	_____
Улица	_____
Городъ	_____
№	_____
43	

000



Wanderungen

im

Oriente

während der Jahre 1843 und 1844

von

Professor Dr. Karl Koch.

III.

W e i m a r,

Druck und Verlag des Landes-Industrie-Comptoirs.

1 8 4 7.

and ✓



Reise

in Gruzien, am Kaspischen Meere

91(47.922)

und

im Kaukasus

von

Professor Dr. Karl Koch.

[7017]

1315
39165

Weimar,

Druck und Verlag des Landes-Industrie-Comptoirs.

1847.

Dieser dritte Band enthält die Beschreibung meiner Reise in dem russischen Transkaukasien. Ich berühre hier zum zweiten Male manche Gegenden, die ich schon während der Jahre 1836 und 1837 besucht hatte und von denen ich in meinem früheren Reise-werke, „Reise nach dem kaukasischen Isthmus,“ Band II., gesprochen habe. Sorgfältig habe ich mich deshalb bemüht, das, was ich bereits dort abgehandelt, nicht von Neuem wieder vorzubringen, dagegen boten sich auch eine Menge neuer Erscheinungen dar, die mir erst nach genauerm Studium der Verhältnisse und der Verhältnisse klar und deutlich geworden sind. In dem Zeitraume von acht Jahren hatte sich überdies Manches geändert.

In dem Jahre 1836 widmete ich den westlichen Ländern Transkaukasiens meine Aufmerksamkeit und 1837 ging ich nach dem Süden, wo mich vor Allem der klassische Ararat beschäftigte; 1844 hingegen wendete ich mich nach dem Osten, wo die ewigen Feuer Basu's und die daghestanischen Völker mich länger festhielten, als anfangs in meinem Plane gelegen hatte. Der Osten Transkaukasiens ist es deshalb auch, den näher



zu beschreiben ich in diesem Bande versucht habe. In der Nähe des Kriegsschauplatzes machte ich mich ferner mit diesem so vertraut als möglich und war demnach im Stande, zum ersten Male eine Beschreibung des Kampfes, den hier rohe Natursöhne des Gebirges gegen einen mächtigen Kolos zu bestehen haben, und eine Schilderung des Landes, in dem er gekämpft wird, zu geben; ich darf hoffen, daß meine Mittheilung das Dunkel, welches über dem kaukasischen Kriege schwebt, einigermaßen aufklären und eine bessere Einsicht in jene Verhältnisse möglich machen wird.

Das zu verarbeitende Material war so groß, daß ich, um den Band nicht zu stark zu machen, eine Menge Beobachtungen, die ich gern in demselben niedergelegt hätte, für eine spätere Arbeit zurücklegen muß. Er schließt deshalb mit der Rückkunft nach Tiflis, von wo aus ich auch nach meiner ersten Reise, im Winter 1837 — 38, meine Rückreise nach Deutschland antrat. Ich verfolgte, nachdem ich glücklich auf der eiskaukasischen Linie angekommen war, von Stauropol aus einen andern Weg als früher, und ging längs des gefürchteten Kuban, über dem die Tscherkessen wohnen, nach der Halbinsel Taman, um die dortigen Schlammvulkane zu sehen, und nach der Krim. Ueber Odessa, Bessarabien, die Bukowine, Galizien und Krakau eilte ich endlich der Heimath zu. Da aber diese Gegenden schon vielfach beschrieben sind und in geographischer Hinsicht nur wenig Neues darbieten können, so schließe ich mit Tiflis meine Wanderungen nach dem Oriente und stelle es der Zeit und Gelegenheit anheim, ob ich noch einmal über die



Kubanländer, besonders über Tscherkessien, und über die historisch so wichtige Krim etwas bekannt machen werde.

In Betreff der Rechtschreibung erlaube ich mir nur noch zu bemerken, daß ich das „ß“ als von mir gebräuchtes Zeichen für das scharfe „f“ mit einem einfachen „f“ oder „ß“ vertauscht habe, wenn ein harter Konsonant darauf folgte. Namentlich gilt dieses von dem „st,“ wo das „f“ stets ein scharfes ist, dem „sch und sk.“ Ich schreibe deshalb nicht Meßchier, sondern Meschier, und ebenso „skij, skaja, skoje“ als russische Adjektiv-Endungen. Auch habe ich solche Namen, welche schon lange bei uns mit einfachem „ß“ geschrieben werden, wie Tiflis, Kutais u. s. w., unverändert gelassen, obwohl sie eigentlich Tifliß, Kutaiß u. s. w. lauten.

Seit der Anwesenheit der Russen in Transkaukasien haben die Ortsnamen vielfache Veränderungen erhalten, zumal sich die Beamten und nicht weniger der Stab gar nicht um die Rechtschreibung bekümmerten, sondern dieselbe nach Willkür verändert wurde. Ein und derselbe Name ist auf den russischen Karten von 1834, 1843 und 1845 oft jedesmal anders geschrieben. Daß ich dadurch in nicht geringe Verlegenheit gerieth, liegt wohl klar vor, denn der einheimische Name war bisweilen seit der russischen Okkupation ganz und gar der russischen Benennung gewichen; so gebrauchten z. B. Grusier und Armenier die einheimische Bezeichnung Aghistewi gar nicht mehr, sondern bedienen sich der russischen Korruption Akstafa. Wo die Veränderung nicht bedeutend ist, habe ich immer die ursprüngliche Schreibweise vorgezogen und schrieb deshalb nicht Schemacha, sondern Schemachi u. s. w.



Bißweilen haben aber die Russen den alten Namen durch einen neuen verdrängt; in diesem Falle habe ich mich des letztern bedient, selbst wenn er nicht sprachrecht gebildet war, so Alexandropol (nicht Alexandropol) für Gumri, Jelisawetpol (nicht Elisabethopol) für Gendtscha u. s. w.

Die Karte, nach welcher man von mehreren Seiten angefragt hat, ist bereits in Arbeit genommen und wird hoffentlich bald dem Publikum übergeben werden können. Sie wird in 4 Blättern und in gleichem Maßstabe wie die Kiepert'sche von Kleinasien erscheinen und meine ganze Reiseroute enthalten. Sobald sie fertig sein wird, werde ich, um auch die Beschaffenheit des Bodens noch näher zu bezeichnen und seine Vegetation übersichtlich darzustellen, eine Anzahl Blätter zu diesen Zwecken besonders bearbeiten.

Möge auch dieser dritte Band meiner Wanderungen sich derselben Aufnahme wie die beiden frühern erfreuen!

Berlin, im Februar 1847.

Prof. Dr. R. Koch.

Inhalts - Verzeichniß.

Erster Band.

	Seite
1. Kapitel: Reise durch Ungarn	1
2. Kapitel: Belgrad und die Donauengen	49
3. Kapitel: Reise durch die Donau-Niederungen und auf dem schwarzen Meere	99
4. Kapitel: Konstantinopel	114
5. Kapitel: Oeffentliches Leben	151
6. Kapitel: Die Familie	258
7. Kapitel: Drei Spaziergänge um Konstantinopel	344
8. Kapitel: Das schwarze Meer und Trebizond	398

Zweiter Band.

1. Kapitel: Erste Uebersteigung des pontischen Gebirges	1
2. Kapitel: Die Lehngäue von Jopir und Vertakref	41
3. Kapitel: Zweite Uebersteigung des pontischen Gebirges	84
4. Kapitel: Vassian	117
5. Kapitel: Artwin und Artanubsch	158
6. Kapitel: Artahan und die Kurquellen	200
7. Kapitel: Pennes, Oski, Narriman, oder das Land der Laocher	235
8. Kapitel: Die Euftratquellen und Erserum	267
9. Kapitel: Pasin und das Quellengebiet des Araxes	319
10. Kapitel: Ghynys und der Berg der tausend Seen	365
11. Kapitel: Das Kloster Johannis des Täufers und Musch	382
12. Kapitel: Bulanük und Melasgerd	414
13. Kapitel: Maschgerd, Kagheman und Kars	446

Dritter Band.

	Seite
1. Kapitel: Alexandropol und Reise nach Tiflis	1
2. Kapitel: Tiflis, die Hauptstadt Grusiens	25
3. Kapitel: Die Chanate Karabagh und Genbscha	103
4. Kapitel: Helenendorf und die deutschen Kolonien	131
5. Kapitel: Schirwan und seine Hauptstadt Schemachi	173
6. Kapitel: Baku und seine Feuer	209
7. Kapitel: Ruba und Derbend	261
8. Kapitel: Der Kaukasus und besonders seine östliche Hälfte	319
9. Kapitel: Schamil und der kaukasische Krieg	379
10. Kapitel: Rückreise nach Tiflis	489



Erstes Kapitel.

Alexandrapol und Reise nach Tiflis.

Ich habe noch nirgends gehört, daß sich Jemand in der kürzern oder längeren Zeit, wo eine Quarantaine zu bestehen war, gefallen hätte. Die Quarantaine stellt ein Gefängniß dar, in das jeder Reisende, der aus den weiten Ländern der Türkei kommt, mehre Tage und selbst mehre Wochen gesteckt wird, um dann, von allem etwa anhängenden Peststoff gereinigt, für den Umgang mit anderen Menschen wiederum befähigt zu werden. Aber alle Quarantaine-Anstalten im civilisirten Europa sind Lusthäuser gegen die elenden Löcher, welche in Asien auf der russischen Gränze den Reisenden angewiesen werden und welche auch uns arme Gelehrte aufnahmen. Das Sanitäts-Kollegium in Petersburg glaubt wohl nicht, daß die großen Summen, die man für die Quarantaine-Anstalten ausgekehrt hatte und wofür man bei uns prächtige Schlösser erbaut, nur hinreichten, feste Erdlöcher herzustellen. Bei einigermaßen gutem Willen und weniger Habsucht von Seiten der dazu beauftragten Beamten hätten für die Hälfte des hierzu verwendeten Geldes Quarantaine-Gebäude aufgeführt werden können, die bequem und gesund gewesen wären, während hingegen jetzt Menschen, die nicht wie die Asiaten von Jugend



auf wie viele Thiere in Löchern zu wohnen gewöhnt sind oder nicht einen sehr kräftigen Körper mitbringen, hier elendiglich zu Grunde gehen können.

Ich mache hierdurch keineswegs den damaligen Beamten der Quarantaine sowohl, als der oberen Behörde in Alexandropol Vorwürfe, sondern im Gegentheil fühle ich mich — gewiß ist auch zu gleicher Zeit mein verehrter Reisegefährte, Dr. Rosen, damit einverstanden — ihnen zu großem Danke verpflichtet, denn nur durch ihren Beistand haben wir die böse Zeit der Absperrung überstanden. Namentlich unterzogen sich der Inspektor der Quarantaine und der Kommandant der Festung jeglicher Mühe, um unsern schlechten Aufenthalt, soviel die Vorschriften erlaubten, zu verbessern. Die Vorschriften und die damit zusammenhängenden Verhältnisse waren es aber, die schwer auf uns lasteten und mich auf das Krankenlager warfen.

Zum Glück für uns war der menschenfreundliche, nun leider verstorbene Oberbefehlshaber der kaukasischen Provinzen, General Meidhardt, gerade anwesend, als wir ankamen, und erfreute uns durch seinen persönlichen Besuch, bei dem er uns auf das Nachdrücklichste den Behörden empfahl. Unter den vielen Räumen suchten wir uns selbst das beste Zimmer aus, in dem wir die vierwöchentliche Absperrung aushalten sollten. Dieses bildete ein längliches Viereck, welches von vier dicken und mit Kalk beworfenen Mauern eingeschlossen war. Aber wir vermochten weder die Thür, noch das einzige Fenster zu schließen, und nur der lebenswürdigen Fürsorge des Inspektors verdankten wir eine zeitige Abhilfe. Stuhl und Tisch gehörten hier noch zu den Luxusartikeln und ebenso erhielten wir anstatt eines Bettes nur eine mit Brettern erhöhte Terrasse, auf deren hartem Boden wir uns nach Belieben ausstrecken konnten. Wieder durch die Freundlichkeit des Kommandanten und einiger anderen Familien wurde das Fehlende nothdürftig ersetzt. Ein Ofen war gar nicht vorhanden, obwohl er doch in



einem Lande, wo das Thermometer mehr als einmal 20° R. unter Null stand, sehr nothwendig erscheinen müßte; man hatte dafür eine Art Kamin eingerichtet, über dem leider eine so große Oeffnung nach außen ging, daß mit dem Rauche auch die Wärme entwich. Da wir trotz des stets lodernden Feuers in der Mitte des Zimmers nie über 8° R. Wärme hatten, so befanden wir uns in einem Zustande, in welchem wir auf der einen, dem Feuer zugekehrten Seite es vor Hitze nicht aushalten konnten, während wir auf der anderen froren.

Doch alle diese Unannehmlichkeiten übertraf die Unreinlichkeit, die durch den steten Aufenthalt unordentlicher und schmutziger Asiaten hervorgerufen war und welche die Beamten bei dem besten Willen nicht bewältigen konnten. Das ganze Zimmer war angefüllt mit Ungeziefer jeglicher Art, und in den ersten Tagen vermochten wir uns kaum gegen die zudringlichen Gäste zu schützen. Am hellen Tage liefen Mäuse und Ratten in Menge herum; ekelhafte Insekten feierten zu Tausenden an unserem armen, durch die Strapazen schon hinlänglich geschwächten Körper ihre Orgien.

Weit entfernt, die Quarantaine auf gleiche Weise, wie die medizinische Akademie in Paris, für unnütz zu erklären, da namentlich Deutschland den gepriesenen Anstalten, die Oestreich gegen die Pest an der südlichen Gränze Ungarns errichtet hat, allein die Befreiung von dieser schrecklichen Krankheit verdankt, so bin ich doch überzeugt, daß die Art und Weise, wie in Rußland das Gesetz die Quarantäne vorschreibt, nicht allein in hohem Grade lästig und jedem freien Verkehre hindernd ist, sondern auch nie die Resultate erreicht, auf die allein Oestreich mit Stolz blicken kann. Nicht die Länge der Zeit, in der die Reisenden abgesperrt gehalten werden, wehrt die Pest ab, sondern allein die möglichst schnell getroffenen Maßregeln des Augenblickes. Während Reisende, die aus einer Gegend der Türkei kommen, wo keine Pest herrscht, in Oestreich einer nur wenige



Stunden anhaltenden, selten einen ganzen Tag dauernden Reinigung unterworfen werden, so muß man auf der russischen Gränze in Asien wenigstens 14 Tage, und bei verdächtigen Nachrichten sogar 4 Wochen Quarantaine halten. Aus dieser Ursache gingen damals, als wir die Donau hinabfuhrten, die Reisenden, welche aus der europäischen Türkei nach Rußland wollten, zuerst auf österreichisches Gebiet, von dem aus sie ungehindert die russische Gränze passieren durften.

Die Untersuchungen über die Pest haben es hinlänglich gelehrt, daß der einem Menschen anhängende Peststoff, wenn er überhaupt die Krankheit hervorrufen, in den ersten Tagen seinen Einfluß äußert, und da in der Regel sich der Reisende schon mehre Tage auf dem Wege befindet, so hat die österreichische Regierung mit gutem Gewissen die Anordnung treffen können, die Menschen schon nach einfacher, aber sorgfältiger Reinigung die Gränze passieren zu lassen. An Kleidungsstücken vermag sich allerdings der Peststoff sehr lange zu halten, aber dieser kann ja durch die jetzt gebräuchlichen Dämpfe schon in kurzer Zeit zerstört werden.

Eine lange Quarantainezeit ist auch der Verbreitung der Pest meist günstiger als eine kurze aber sorgfältig beobachtete; gerade Rußland beweist dieses auf das Evidenteste. Während die Pest, so viel ich weiß, seit einem Jahrhunderte nicht die Südostgränze Oestreichs überschritten, so hat sie im Verlaufe von 20 Jahren in den russischen Gränzprovinzen schon mehrmals gewüthet. In Transkaukasien war die Pest, der langen Quarantaine zum Troß, fast so oft, als sie jenseits der Gränze erschien. Es ist bekannt, daß die Gefahr die Menschen vorsichtiger macht, als die strengste Vorschrift, und dieses gilt namentlich in Ländern, wo die Menschen noch auf einer so tiefen Stufe der Kultur stehen, wie in Transkaukasien. Man darf sich deshalb nicht wundern, daß im Winter 1843/4 die vierwöchentliche Quarantaine an der ganzen Gränze eine solche Sorglosigkeit herbeirief, daß die

ganze Anstalt im eigentlichen Sinne des Wortes unnütz wurde. Die dort wohnenden Leute meinten geradezu, daß die Regierung nicht um die Pest abzuhalten die Quarantaine eingerichtet hätte, sondern nur um den Beamten Gelegenheit zu geben, Erpressungen zu machen und das Volk zu drücken. Bei dem besten Willen, den sämtliche Beamte, besonders der Inspektor und der Kommandant der Festung, wirklich an den Tag legten, vermochten sie doch nicht die Sorglosigkeit und den Ungehorsam des gemeinen Volkes zu bändigen. So oft auch Einer oder der Andere für die Uebertretung des Gesetzes büßen mußte, so half doch alle Aufsicht nichts, und es fanden Berührungen statt, die, wenn Peststoff vorhanden gewesen wäre, unmittelbar die Krankheit hervorgerufen hätten. Schon den zweiten Tag nach unserer Ankunft kam der Barbier in unser Zimmer und erkundigte sich, ob wir rasirt sein wollten? Ebenso besorgte der mit den Nahrungsmitteln beauftragte Armenier, sobald der Inspektor den Rücken gewendet hatte, seine Verkäufe innerhalb des verbotenen Terrains.

Wenn nun schon bei anerkannt guten Beamten, wie diese waren, welche wir vorfanden, durch eine unnöthig hinausgezogene Zeit Mißbräuche unausbleibbar sind, um wie viel größer müssen sie bei schlechten sein! Daß in Rußland gute Beamte selten sind, weiß Jedermann, und die Bewohner Alexandrapols erzählten mir, wie sie früher gedrückt worden wären. Allzugroße Kengstlichkeit der obersten Behörde, die auch, wenn selbst alle ihre Glieder unverschuldet sind, für das Erscheinen der Pest verantwortlich ist und bestraft wird, erklärte sogar einmal die Stadt für verpestet, wo sie es gar nicht war, und der Arzt, im Einverständnis mit einem und dem andern Beamten, erlaubte sich dabei Betrügereien, die ins Unglaubliche gehen. Auf den Befehl der Sanitätsbehörde in Tiflis, mit aller Macht die nicht vorhandene Pest zu unterdrücken, wurden viele Familien abgesperrt und nur erst freigegeben, wenn sie ihren Bitten durch



klingende Münze den gehörigen Nachdruck verschafft hatten. Die Frechheit ging selbst so weit, daß der Arzt mit einzelnen Familien geradezu Verhandlungen anknüpfte, wieviel bezahlt werden mußte, wenn keine Absperrung eintreten sollte.

Die Abgesperrten sind in der ersten Zeit, nachdem sie angekommen, selbst ängstlich und befolgen das ihnen vorgelegte Reglement genau; aber schon nach einigen Tagen tritt auch bei ihnen dieselbe Lauheit ein, welche die anderen Leute außerhalb der Quarantaine an den Tag legen. Sie glauben um so weniger Ursache zu haben, mit der Befolgung der vorgeschriebenen Regeln ängstlich zu sein, wenn sie sehen, daß die Regierung selbst in besonderen Fällen zu Uebertretungen Erlaubniß gibt und Vornehme schon nach ein Paar Tagen oder gar schon nach einigen Stunden die Quarantaine verlassen dürfen. Der gemeine Mann zieht gewiß den richtigen Schluß, daß, wenn ein Vornehmer, der in der Regel schnell reist und aus weiter Ferne kommt, obwohl er gar keine oder höchstens einen Tag Quarantäne hält, nicht die Pest einschleppt, er bei seiner langsamen Reise noch viel weniger zu dieser verhängnißvollen Krankheit Ursache geben kann.

Leider wurden auch wir zum Plebs gerechnet und alle unsere Bitten und Berufungen auf dergleichen Uebertretungen waren vergebens. Unsere Hoffnung, dem durch die vielen Strapazen und Entbehrungen so sehr geschwächten Körper nach langer Unterbrechung wieder die nöthige Pflege zu geben und von Neuem dem Geiste die durch die beständigen Nachtwachen unterdrückte Frische zu verleihen, war damit zu nichte geworden. Nicht mit Unrecht fürchtete ich, daß Ruhe ohne die nöthige Pflege keine gute Wirkung auf mich äußern würde, zumal es wegen des Ungeziefers in der ersten Woche geradezu unmöglich war, sich eines erquickenden Schlafes zu erfreuen. Von Tag zu Tag fühlte ich meine Kräfte schwinden. Es stellte sich bei uns beiden Wechselfieber ein. Als

bei mir aber schon nach dem dritten Paroxysmus die sonst willkommene Krankheit ausblieb, so trat dafür im eigentlichen Sinne des Wortes ein durch allmälige Entkräftung hervorgerufenenes Fieber ein.

Von Dem, was ich ausgestanden, will ich schweigen. Die Behörden nahmen sich meiner in so weit an, als die unglücklichen Verhältnisse es erlaubten. Der Bitte, uns von der Quarantaine zu befreien, wurde endlich von Tiflis aus gewillfahrt, und so verließen wir nach einem Aufenthalte von drei Wochen das unbequeme und ungesunde Zimmer. Der Quarantainearzt, Dr. Fränkel, nahm uns in seiner Wohnung auf, und da ihn keine andere Rücksicht, als Liebe zu seinen Landsleuten und edle Gastfreundschaft dazu trieb, so verdiente auch er vor Allem, daß wir ihm hier öffentlich unsern Dank aussprechen. Mehre Wochen war ich noch gezwungen, das Lager zu hüten, aber auch später hielten uns die obwaltenden Umstände noch bis zum 2. Februar in Alexandrapol zurück. Selbst dann reisten wir noch ab, ohne unsere Effekten aus Erserum erhalten zu haben, denn erst zu Ende April waren wir so glücklich, sie endlich wieder in Empfang nehmen zu können. Wie ich in dem vorigen Bande erwähnt habe, ließen wir fast alle unsere Effekten, Geld und Papiere in Erserum zurück, um sie auf der gefährlichen Reise über Musch und längst des Murad nach Kars nicht in die Hände der Räuber fallen zu lassen. Der russische Vice-Konsul, Garibaldi, hatte es freundlichst übernommen, sie mit einer Karawane nach Kars zu senden, aber die gute Jahreszeit dazu versäumt. Erst nachdem wir von Kars und Alexandrapol aus Boten nach Erserum entsendet hatten, wurden sie in einer sehr ungünstigen Zeit über den Soghanlü-Dagh transportirt, aber unglücklicher Weise faßte ein heftiger Sturm die Saumthiere und schleuderte sie in eine Schlucht. Da lag nun Alles, bis der im Frühling geschmolzene Schnee es erlaubte, die dort begrabenen Effekten wiederum herauszuschaffen.



Dieses unglückliche Ereigniß bereitete uns große Verlegenheiten, denn einestheils hatten wir nicht die nöthigen Kleidungsstücke, um uns gegen die in Alexandrapol herrschende Kälte hinlänglich zu schützen, andernteils besaßen wir kein Geld, um uns neue zu kaufen und nach dem wärmeren Tiflis zu reisen. Aus dieser großen Verlegenheit befreite uns der lebenswürdige General Reidhardt, denn kaum hatte er unsere Hilflosigkeit erfahren, als er uns mit 100 Dukaten aushalf, und selbst, wenn es nöthig wäre, noch mehr zur Verfügung stellen wollte.

Während des fast vierteljährigen Aufenthaltes in Alexandrapol hatten wir hinlänglich Gelegenheit, die Stadt und Festung kennen zu lernen, da ich aber schon früher (zu Ende April 1837) mich hier eine längere Zeit aufgehalten und bereits eine Beschreibung *) von ihr geliefert habe, so übergehe ich alles das, was dort schon gesagt ist. Alexandrapol verdankt erst der neuesten Zeit seine Entstehung und hat zu Ehren der Kaiserin Alexandra (Charlotte) den Namen erhalten; aus dieser Ursache ist es auch Vorschrift, Stadt und Festung nicht Alexandropol, sondern Alexandrapol zu nennen. Früher stand da, wo die jetzt sich alle Jahre vergrößernde Stadt sich befindet, ein elendes Dorf mit Namen Gümri oder Gumri (nicht Humri, wie ich in meiner vorigen Reisebeschreibung, falsch berichtet, gesagt habe). Erst nach der glorreichen Beendigung des persischen und türkischen Krieges dachte Rußland ernstlich daran, seine nicht unbedeutend erweiterten Gränzen auf jeden Fall zu sichern, zumal sie der Art sind, daß sie vom schwarzen Meere an bis an das araratische Gebirge, auch das feindliche Land jenseits derselben jedem Eindringen von russischer Seite bloßstellen. Uebrigens ist der ganze Gau, der seiner hohen Lage halber den Namen Basch-Schuragel, d. h. Haupt vom Schuragel, führt, nicht erst in den letzten Kriegen an Ruß-

*) Reise nach dem kaukasischen Isthmus, Bd. II., S. 373.

land abgetreten worden, sondern wurde schon seit dem Frieden von Turkmentschai von den Russen in Beschlag genommen.

Es ist nicht zu leugnen, daß Stadt und Gau sich unter der russischen Herrschaft in den letzten Jahren wesentlich gehoben haben; wohin man blickt, sieht man Verbesserungen. Namentlich haben Handel und Ackerbau einen bedeutenden Aufschwung erhalten. Viele von den armenischen Kaufleuten verstanden es, die Gelegenheit zu benutzen und leben als russische Unterthanen in Kars und anderen türkischen Orten, wo sie sich schnell des ganzen Handels bemächtigten. Während früher die Armenier sich kaum vor den Bedrückungen und Verationen der türkischen Beamten retten konnten, ist ihnen jetzt unter dem russischen Schutze Manches erlaubt, was auf russischem Gebiete Strafe nach sich ziehen würde. Die Stadt selbst besitzt bereits über 1800 Häuser und wird von 10,000 Einwohnern bewohnt. Da sie nach allen Seiten hin offen ist, so wird sie nirgends in ihrer Vergrößerung gehemmt. Leider ist gerade die Stelle, welche die Stadt einnimmt, am Wenigsten passend, weil hier der Boden in hohem Grade wellenförmig erscheint und die Einwohner beständig auf- und absteigen müssen.

Die Festung liegt eine gute Viertelstunde nordwestlich von der Stadt entfernt und nimmt die Höhe eines Randes ein, der besonders nach dem Gerstenflusse — denn das bedeutet der Name Arpa-Tschai — steil abfällt und nach der anderen Seite durch ein schluchtähnliches Tiefthal abgeschlossen wird. Zwei Thürme besetzen die Stelle, wo der Uebergang vorhanden ist, aber auf gleiche Weise findet sich auch nach dem Flusse zu auf einer vorgeschobenen Terrasse des Randes eine Bastei. Die Festung bildet ein fast eine halbe Stunde im Umfange enthaltendes Oblong, das von bombenfesten Kasematten eingeschlossen wird. Das Innere, einen vollkommen ebenen Raum darstellend, enthält die nöthigen Gebäude, von denen aber damals nur erst ein Theil vollendet



war. Die Kasernen und die schöne, aber doch einfache Kirche machen der Geschicklichkeit ihrer Erbauer alle Ehre. Zwei Bataillone aus zwei verschiedenen Regimentern bilden in Friedenszeiten die Garnison und wechseln nach den Umständen. Der Kommandant, Obrist Witkoffsky, wohnte, da seine Wohnung noch nicht vollendet war, in der Stadt, während die Chefs der beiden Bataillone, die Obrist-Lieutenants Tschilischtschew, ein im hohen Grade gebildeter und vielgereister Offizier, und Gernet ihren Aufenthalt bereits in der Festung hatten.

Ich habe schon der bedeutenden Kälte Erwähnung gethan, welche in Alexandrapol nicht weniger, als im ganzen Hochlande diesseits und jenseits des Gerstenflusses herrscht und scheinbar mit der südlichen Lage in Widerspruch steht. Nach der Aussage der Eingebornen war übrigens dieses Mal der Winter sehr frühe eingetreten, denn er nahm schon Anfang Dezembers seinen Anfang, d. h. von dieser Zeit an bis lange nach unserer Abreise bedeckten bedeutende Schneemassen den Boden, ohne nur ein einziges Mal der Sonnenwärme zu weichen. Das Thermometer fiel schon den 20. Dezember 16 Grad R. unter Null und schwankte in der Mitte Januar im Durchschnitt zwischen 20 — 22 Grad. Wie in Erzerum, so ist auch hier die hohe Lage des Terrains die einzige Ursache der geringen Temperatur und man kann wohl mit Bestimmtheit annehmen, daß das ganze Hochland von Kars, vom Soghankü-Dagh bis zum Alagös, mit Ausnahme des tiefer gelegenen Thales des mit dem Karsflusse vereinigten Arpatschai, im Durchschnitt eine Höhe von 5500 Pariser Fuß besitzt.

Man sagt immer, daß die Menschen sich dem Klima und den örtlichen Verhältnissen einer Gegend gemäß einrichteten, und der Ausspruch mag in vielen Fällen richtig sein. Im Oriente, namentlich in Armenien und Grusien, bekräftigt er sich leider häufig nicht und so wenig wie in andern Gegenden sich die Einwohner gegen große Hitze schützen, so



treffen sie noch weniger Anstalten gegen die Kälte. Holz gehört freilich in der Umgegend von Alexandrapol zu den Seltenheiten und die Beamten sind gezwungen, es sich Tagesreisen weit von dem Bambaß-Gebirge kommen zu lassen, während der gemeine Mann wiederum zu dem sonderbaren, aus Kuhmist verfertigten Brennmaterial seine Zuflucht nimmt und die Wohnung sich tiefer in die Erde gräbt. Die Kleidung ist aber trotz der großen Temperatur-Verschiedenheit mit wenigen Ausnahmen Sommer und Winter gleich und derselbe aus leichtem Wollen- oder aus Baumwollen-Zeug verfertigte Oberrock, dieselben weiten und dünnen Beinkleider u. s. w. schließen während der heißen Juli- und der kalten Januar-Tage seinen Körper ein. Nur seit der Ankunft der hierin besonders praktischen Russen hat sich, wenigstens bei den Begüterten, Manches geändert und namentlich haben Wolf- und Schafpelze mehr Eingang gefunden.

Es darf unter diesen Umständen nicht auffallen, daß fast täglich erfrorene Menschen auf freiem Felde gefunden werden. Auch mehre Soldaten, die leider wenn auch noch so kurzen Tagmärschen unterworfen waren, gingen in der Kälte zu Grunde. Zahme und wilde Thiere unterlagen in Menge. Unter den letztern trat außerdem eine solche Hungersnoth ein, daß Hasen am Tage in die Stadt getrieben wurden. Wölfe holten sogar in der Mittagszeit dicht neben dem Hause, in dem ich wohnte, Gänse aus dem Stalle und trugen sie mitten durch die belebten Straßen in's Freie.

Trotz der Kälte erschienen besonders aus dem wärmeren Erivan Karawanen, die selbst aus 50—100 Kameelen bestanden. Sie brachten vorzüglich Getreide für das hier stationirte Militär; die Abgaben in dem russischen Armenien und überhaupt in Transkaukasien bestehen nämlich vorzüglich aus Naturalien und diese werden dann sogleich zur Uebergabe an die Regimenter benutzt. Die Kameele waren größtentheils einbüdelige, also Dromedare, und hatten selbst zu dieser Zeit ein gutes Aussehen. Es ist demnach ganz un-



richtig, wenn nach Beobachtungen, die in Algerien gemacht wurden, die Behauptung aufgestellt wird, daß das Dromedar mehr den heißern, das ächte Kameel den gemäßigeren Zonen angehöre. Wichtigere ist es vielmehr, daß das Dromedar mehr auszuhalten im Stande ist und deßhalb vorzugsweise auch in wüsten, wasser- und kräuterarmen Gegenden mehr gedeiht, als das stärker scheinende Kameel mit zwei Höckern. Das Letztere verlangt nicht allein eine bessere Nahrung, sondern bedarf auch mehr; wenn es auch eine größere Last zu tragen im Stande ist, so unterliegt es ihr auch weit früher. Wo es als Lastthier gebraucht wird, habe ich es immer von einem schlechten Aussehen gesehen, während es als Zughier, wie ich es besonders in der Krim sah, ein stattliches Aussehen, was mich wirklich in Verwunderung setzte, besaß. Die Tataren der Krim würden die bekannte Fabel, wornach ein stolzes, aber mit seinen Vorzügen nicht zufriedenes Roß aus Strafe von Gott in ein häßliches, vor sich selbst erschreckendes Kameel verwandelt wurde, durchaus nicht begreifen können.

Wenn Dromedare übrigens in Alexandrapol während einer solchen Kälte auszuhalten im Stande sind, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß diese nützlichen Thiere auch bei uns gedeihen könnten. Das Klima von Alexandrapol ist rauher als bei uns und würde ohngefähr dem von West- oder gar Ost-Preußen entsprechen. Noch mehr gedeiht der Büffel in dem dortigen Lande und er ist in jeder Hinsicht weit nützlicher als unser Rindvieh. Sein Fleisch ist zwar gröber und besitzt ein schwärzliches Aussehen, aber es wäre die Frage, ob es nicht auch bei unserem Mästen zarter würde. Die Milch ist aber unbedingt besser und übertrifft noch an Buttergehalt die vorzüglichste, welche wir von Schafen und Ziegen erhalten. Gewöhnliche Büffelmilch verdient selbst vor der süßen Sahne, die man bei uns in Städten erhält, noch den Vorzug. Nach genauen Erkundigungen gibt eine gute Büffelkuh im Durchschnitt Jahr aus Jahr ein täglich 14—16 preußische Quart gute Milch.



Man hat schon mehre Versuche gemacht, das Büffel-Rindvieh bei uns einzuführen, aber sie sind nicht alle nach Wunsch ausgefallen. Die Ursache des Mißlingens mag vielleicht darin zu suchen sein, daß man sich die Büffel aus Italien, also aus einem weit gleichmäßiger erwärmten Lande kommen ließ und sie ohne weitere Vermittelung nach dem kälteren Deutschland versetzte. Der italienische Büffel ist aber von dem armenischen und kaukasischen sehr verschieden und besitzt zunächst einen kleineren Wuchs, während der letztere den größten schweizerischen oder ungarischen Ochsen überragt. Aus dieser Ursache vermag er auch als Last- und noch mehr als Zugthier weit mehr Dienste zu leisten, als der italienische und unser bestes Rindvieh. Es ist unglaublich, welche Lasten die kaukasisch-armenischen Büffel fortzubewegen im Stande sind; ich werde im Verlaufe der weitern Beschreibung noch einige Mal Beweise zu dieser Behauptung bringen. Wollte man das Büffelrindvieh bei uns einführen, so müßte man es aus einer Gegend beziehen, deren Klima und vielleicht auch die andern Verhältnisse unserem Vaterlande mehr entsprächen; namentlich wäre Alexandrapol dann wohl am Geeignetesten.

Der Kreis von Alexandrapol hat noch dieselbe Ausdehnung wie früher, begreift demnach außer dem Basch-Schuragel noch die beiden Thalkessel von Bambak und Lori (Lori bei Indsch.), die zusammen 36,000 Einwohner besitzen. Mit wenigen Ausnahmen ist die Bevölkerung armenischen Glaubens. Seit wenigen Jahren hat man auch Sektirer der russischen Kirche, namentlich sogenannte Duchoborzen und Malokanen angesiedelt, und von den letztern finden sich 270 in der Hauptstadt vor. Basch-Schuragel ist im Allgemeinen fruchtbar und der vulkanische, zum Theil von dicker Humuserde bedeckte Boden zeigt sich hauptsächlich zum Getreidebau geeignet. Obwohl durch die Russen und namentlich durch ihre Verschwendung und Unkenntniß eines geregelten Hausstandes in ganz Transkaukasien das Leben auf eine unnatürliche Weise vertheuert worden ist, so zeigt sich doch dieser dem Emporblühen des



ganzen Landes sehr hinderlicher Zustand noch am Wenigsten in Alexandropol. Um einen ungefähren Ueberblick in Betreff der Lebensmittel und einiger anderen Dinge zu geben, will ich hier die Preise derselben in preussischem Gelde aufzuführen, muß aber bemerken, daß der harte und langandauernde Winter viele bereits bedeutend erhöht hatte.

Ein (russisches) Pfund (zu $29\frac{1}{2}$ Loth) Rindfleisch: 8 Pfennige.

Ein Pfund Schöpsenfleisch: 10 (früher 8) Pfennige.

Ein Pfund Schweinefleisch: 1 Groschen.

Eine Henne: $2\frac{1}{2}$ (früher nur $1\frac{2}{3}$) Groschen.

Eine Ente: $6\frac{2}{3}$ Groschen.

Eine Gans: $13\frac{1}{2}$ Groschen.

Ein Pud (35 leipziger Pfund) Weizenmehl: 13 (im Sommer oft nur 8) Groschen.

Ein Samar ($4\frac{1}{3}$ berliner Scheffel) Weizen: $3\frac{1}{4}$ Thaler.

Ein Samar Gerste (die nur die Pferde erhalten): 2 Thaler.

Zwei Eier: 1 Pfennig.

Ein Pfund Reis: 9 Pfennige.

Ein Batman (17 Pfund) Reis: $8\frac{1}{3}$ Groschen.

Ein Quart Milch: 10 Pfennige.

Ein Pfund Butter: $3\frac{1}{3}$ Groschen.

Ein Pfund Käse: 10—12 Pfennige.

Ein Pfund getrocknete Steinfrüchte: $1\frac{1}{2}$ —2 Groschen.

Ein Pfund Aepfel oder Birnen: $1\frac{2}{3}$ Groschen.

Ein Pfund Kastanien: 10 Pfennige.

Ein Pfund Feigen: $3\frac{1}{4}$ Groschen.

Ein Pfund Wallnußkerne: $3\frac{1}{4}$ Groschen.

Ein Alastor Holz (weiches und hartes durcheinander): 6 Thaler.

Um mit den einheimischen Namen der gewöhnlichsten, auf dem Basare feilgebotenen Nahrungsmitteln bekannt zu machen, lasse ich sie in den beiden hier gebräuchlichen Sprachen, wie sie mein Ohr vernommen, folgen, hie und da setze ich sie, wie sie im Lexikon aufgeführt werden, in Parenthese daneben.



Deutsch:	Armenisch:	Tatarisch:
Apfel	Khiefir (Chyndfor)	Alma.
Birn	Dands	Armud.
Zwetsche	Damasch	Kara=Erük.
Pflaume	Erük (Schlor)	Kyrmysy=Erük.
Süß-Kirsche	Wischnch	Wischnch.
Sauer-Kirsche	Kerash	Kerash.
Kornelius-Kirsche	Kysyltschysk	Kysyltschysk.
Feige	Tus	Judschir.
Maulbeere	Tut	Tut.
Quitte	Sergewil (Liwa)	Sewa (Liwa).
Granatapfel	Narr (Nar)	Narr (Nar).
Kastanie	Kistanneh (Scha- kanag)	Kistanneh (Keste- neh).
Dattel	Churma	Churma.
Lotuspflaume (Di- ospyros Lotus L.)	Uewes	Kara=Churma.
Silberbaumfrucht	Isteh (Jchteh)	Iteh.
Haselnuß	Gaghin	Funduk (Fyndyk).
Walnuß	Kakal	Dschewis.
Walnußkern	Juguß (Jnkuis)	Dschewis=Jtschi.
Weintraube	Hachuch (Noghuis)	Uesüm.
Große Rosinen	Tschamitsch	Kuru=Uesüm.
Kleine Rosinen	Kischmisch	Kusch=Uesüm.
Gurke	Chyjar (Warunk)	Chyjar.
Melone	Tutma (Ssch)	Kawun.
Wassermelone	Zemeruk	Kharpus.
Bohne	Lobia (Lubia)	Lobia (Lubia).
Saubohne	Bakla	Bakla.
Kichererbse	Ssigr	Nauth (Noghut).
— geröstet	Lewleweh	Lewleseh.
Reis	Prinds (Pirinds)	Birinsch (Pirindsch).
Pfeffer	Schf=Taktüch (Byghbjegh)	Kara=Biber.
Spanischer Pfeffer	Karmyr = Taktüch	Kyrmysy=Biber.

Deutsch:	Armenisch:	Tatarisch:
Gewürznelken	Karanfil	Karanfil.
Aegypt. Kümmel	Kimmon	Kimmon.
Kockelskörner	Balukh=Dtü	Balukh=Dtü.
Senf	Boghrt(Mananjeh)	Hardall.
Zimmt	Tartschin(Tarhin)	Dartschin.
Zwiebel	Ssoch	Ssoch (Ssoghan).
Knoblauch	Ghyhdor	Sfarmuak.
Möhre	Pudschulu (Ssojeb= ghin)	Hanudsch.
Rothe Rübe	Dak	Ghodscha=Baschi.
deren Blätter	Pandschar	Pandschar.
Weisse Rübe	Scheklam	Schachlam.
Kraut	Lachaneh	Lachaneh.
Kartoffel	Kartoffel(Ssbidag= Kjednachyndsor)	Jer=Elmaschi.
Honig	Mjeghr	Bal.
Muß	Nedschil	Nedschil.
Syrup aus Wein= beeren	Pekmeh	Pekmeh.
Syrup aus Kirschen	Wischneh=Uruwi	Wischneh=Uruwi.
Paste aus Wein= oder Maulbeeren	Pastil	Pastil.
Ruhwürste	Kümech	Kümech.
Baumöl	Seituni=Jegh	Seitin.
Leinöl	Zet	Bekir=Jaghy.
Sesamöl	Kündschiti=Jegh	Kündschit=Jaghy.
Milch	Gatn	Sjud (Sjud).
Butter	Jegh (Jugh)	Jagh.
Käse	Banir	Penis (Peguir).
Sahne	Ssirr(Ssjer=Gatin)	Kaimak.
Mehl	Uliur	Un.
Ei	Hawgitt (Dsu)	Zumurta.

Den 2. Februar reisten wir endlich nach dem wärmeren Tiflis ab. Die Poststraße dahin führt jetzt durch das Bambak-

thal und überschreitet dann einen Sattel, der die Verbindung zwischen der Kur-Araxes-Wasserscheide, dem untern Kaukasus der Armenier, und dem nordwärts sich ausbreitenden Verdudsch-Gebirge herstellt, um sich dann mit der Straße nach Erivan zu vereinigen. Auf diese Weise vermeidet man allerdings den sehr beschwerlichen Weg über zwei nicht unbedeutende Gebirgsrücken, über den Besobdal und den Velwar (Allwar russ.), von denen ich weitläufiger in meiner vorigen Reise gesprochen habe. Die Kur-Araxes-Wasserscheide beginnt schon ein Paar Stunden nördlich von Alexandrapol und besitz an einer Stelle eine bedeutende Senkung, über welche die Straße in das jenseits gelegene Bambakthal führt. Das Gebirge selbst führt hier, so lange es den Fluß Bambak in seinem westlichen Laufe auf seiner Südseite begleitet, den Namen Bambak-Gebirge, während östlich sich ein nicht sehr hoher Gebirgsstock unter dem Namen Ilwa-Gebirge bis zum Arpatschai westlich hinzieht und nördlich mit dem den Bambak-Fluß im Norden begränzenden Besobdal in Verbindung steht. Auf dem Ilwa-Gebirge hat der genannte Fluß seine Hauptquellen und während das ganze Gebirge sonst aus schwarzem, bald festem und basaltähnlichem Trachyt, bald aus einem gleich oder grauer gefärbten vulkanischen Tuffstein besteht, hat sich dort ein weißer oder blafrosafarbiger Kalk angelagert.

Gegen zwei Fuß hoher Schnee bedeckte den Boden von Basch-Schuragel und auf einem einfachen Schlitten fuhren wir rasch dahin. Die Senkung des Gebirges war bald überschritten, aber ein beschwerlicher Weg führte allmählig in das nicht über eine halbe Stunde breite Bambak-Thal, in welchem es allmählig wärmer wurde, so daß Mangel an Schnee uns nicht mehr erlaubte, unsern Weg auf dem Schlitten fortzusetzen. Daß demnach das Thal bedeutend tiefer als Basch-Schuragel liegen muß, leuchtet hieraus ein.

In dem in der vorigen Reisebeschreibung weitläufiger beschriebenen Dorfe Karakliß (Karakilisse, d. h. Schwarzkirche) fanden wir bei dem dortigen Kreisrichter Mudroff eine freund-

liche Aufnahme. Gastfreundschaft, so sehr sie auch mit der Einführung fränkischer Sitten in der neuesten Zeit abgenommen hat, ist und bleibt ein hervorstechender Zug des Russen und fast noch mehr des in Rußland lebenden Deutschen; sie wurde uns selbst um so wohlthuernder, als unsere Wirthin eine liebenswürdige Landsmännin aus Riga war. Der Zufall wollte, daß wir dem Aufzuge einer armenischen Hochzeit beiwohnten. Eine ohrenzerreißende Musik, vorzüglich mit grellen Pfeifen und dumpfen Trommeln hervorgerufen, machte uns auf die Hochzeit aufmerksam. Die sämtliche Dorfjugend männlichen Geschlechts zog mit lauter Freude, die sich hauptsächlich in Boßsprüngen und sonstigen hanswurstigen Aeußerungen kund that, durch die engen und schmutzigen Straßen des zum Marktslecken erhobenen Dorfes. Die Geschenke des Bräutigams, die er seiner zukünftigen Frau überreichen wollte, wurden erst der gaffenden Menge zur Schau herumgetragen. Wie sich diese keineswegs zarte Schaustellung des seidenen Brauthemdes, der ebenfalls seidenen, grellrothen Beinkleider u. s. w. mit der sonstigen Absperrung und Geheimnißthuerei in Betreff der Frauen im Oriente verträgt, begreife ich um so weniger, als die Transkaukasser und namentlich die Christen daselbst die Abgeschlossenheit des weiblichen Geschlechts noch strenger beobachten, als die andern Orientalen.

Von Alexandrapol bis Karakliß beträgt die Entfernung fast 7 Meilen. Die Berge auf beiden Seiten sind bis dahin holzlos und nur in der Nähe des zuletztgenannten Ortes sieht man einzelnes Gestrüpp oder selbst Gesträuch. Den hohen Wachholder, aber niedrig, glaubte ich unter andern zu bemerken. Im Thale sah ich Weiden-, Tamarisken- und Sanddorn-Gebüsch und das letztere stand bereits in Blüthe. Mit Karakliß beginnt aber Wald, und schöne Eichen ziehen sich rechts und links auf den Anhöhen dahin. Leider hatte man ihn, wahrscheinlich zum Festungsbau in Alexandrapol, zum Theil sehr gelichtet und gar keine Sorge für neue Anpflanzung getragen, so daß Holzmangel auch hier allmählig

fühlbarer werden könnte. Außer den beiden Eichen waren es namentlich Roth- und Weißbuchen, Nüstern, Eschen, Maßholder und weniger stumpf- und spitzblättriger Ahorn. Auch Kiefern sah ich im Anfange, später auch zweierlei Wachholder und Taxbaum. Die Rothbuche glich in äußerer Gestalt der unsrigen und hatte durchaus nicht die Cypressenform, wie sie besonders auf der Nordseite des pontischen Gebirges vorkam.

Unweit Karakliß ersteigt man den oben bezeichneten Sattel und kommt nach $2\frac{1}{2}$ Meilen auf die Höhe, auf der wiederum ein eissiger Wind herrschte. Mehre Wölfe begegneten uns und schauten uns furchtlos und lange Zeit nach. In einer reizenden, dicht bewaldeten Schlucht fuhren wir wiederum auf dem Schlitten die Höhe hinab und gelangten schon zeitig zu der bereits zur Erivan'schen Straße gehörigen, nur zwei Meilen entfernten Station Delishan. Auf der Höhe vor dem Eintritt in die Schlucht hatte man eine Kolonie russischer Sektirer angesiedelt und ihr Dorf, obwohl es gegen die in Grusien befindlichen Schwabendörfer keinen Vergleich auszuhalten vermochte, machte doch mit seinen freundlichen, nach russischer Sitte aus übereinander gelegten Baumstämmen zusammengesetzten Häusern einen angenehmen Eindruck, zumal ein tatarisches Dorf sich mit seinen Maulwurfshügeln ähnlichen Erdwohnungen daneben befand.

Mit dem Uebersteigen der Höhe befindet man sich in einer Tataren-Landschaft, die Kasachien heißt und so ziemlich Strabo's Sakasene entspricht (s. meine vorige Reise Bd. 2. S. 273 und 283). Ob alle Einwohner übrigens bereits seit den ältesten Zeiten hier gewohnt haben, möchte ich bezweifeln, denn deutlich lassen sich auch noch in der kleinen Landschaft, die nur aus dem Gebiete der Akstafa besteht, zweierlei Stämme unterscheiden. Die Einen, welche die ursprünglichen Bewohner sein mögen, ähneln denen von Tiflis und der Umgegend und nähern sich dem grusischen Volksstamme, haben aber einen dunkleren Teint und schlichte, schwarzbraune



Haare. Die Andern sind ohne Zweifel Nachkommen der Türkmeneu vom weißen, vielleicht auch vom schwarzen Hammel, also ächte Türken, und gleichen auch im Allgemeinen den Tataren Schirwans und zum Theil den Jürüks Kleinasiens. Sie besitzen eine gedrungene, kurze Gestalt, haben aber ein vorherrschend langes Gesicht. Die Hautfarbe ist sehr dunkel und die Haare fand ich ohne Ausnahme schwarz. Die länglichen Augen sind zwar wenig, aber doch deutlich geschligt. Backenknochen und Kinn ragen wenig hervor, aber die Schläfen erscheinen fast eingedrückt.

Ich will hier die Gelegenheit ergreifen, einige Worte über die Bedeutung des Wortes Tatar, wie sie in Kaukassen, in ganz Rußland und, wie es scheint, in einem großen Theil des Orientes gebräuchlich ist, zu sagen. Nach dieser versteht man unter Tataren alle mohammedanischen Unterthanen des russischen Kaisers. Die Bewohner der Türkei, welche sich zum Islam bekennen, nennen sich Demankli's und nur die mehr unabhängigen Völkerschaften, wie die Kurden, haben ihren ursprünglichen Namen beibehalten. Die Demankli's aber, die z. B. in Achalziche in der neuesten Zeit unter russische Oberhoheit gekommen sind, haben den Namen Tataren bekommen, obgleich sie ursprünglich Grusier sind, die ihrem Glauben untreu geworden. Selbst die persischen oder vielmehr schiitischen Türken haben mit dem Augenblicke, wo sie russische Unterthanen wurden, den Namen Tataren erhalten; zur Unterscheidung von den Sunniten Rußlands nennt man sie wohl auch Kysylbasch-Tataren, denn Kysylbasch ist wiederum der gewöhnliche Name der Perser. Die Uebertragung des ursprünglich nur die Glieder der goldenen Horde und der später aus ihr hervorgegangenen Reiche bezeichnenden Namens datirt sich erst seit der Besitznahme Grusiens durch die Russen.

Delishan heißt die erste hoch über dem reisenden Bache Akstafa gelegene Station, und Ruinen deuten darauf hin, daß der Ort einst wichtiger war als jetzt. Als ich im Jahre



1837 zum ersten Male, von Erivan kommend, diese Straße passirte, war sie noch nicht ganz fertig. Seit der Zeit hat sich Vieles zum Vortheile geändert und der jüngere General Especho, der Erbauer derselben, verdient volle Anerkennung. Vor neun Jahren fand ich noch keine Posthäuser vor und ich war in Zelten oder im freien Felde zu übernachten gezwungen. Jetzt überraschten mich die bequemen Einrichtungen, welche die Regierung seitdem getroffen hatte, und namentlich findet man in allen Posthäusern, insoweit sie mir in Transkaukasien bekannt worden sind, ein oder zwei mit bequemen, selbst gepolsterten Schlafkanapee's versehene Zimmer, für deren Benutzung der Reisende keinen Pfennig zu zahlen braucht. Auch findet man auf den meisten Stationen einen Samowar (Theemaschine) und selbst auch verschiedene Lebensmittel.

Der Preis der Postpferde ist, wie im ganzen russischen Reiche, sehr gering, denn man bezahlt immer noch in Transkaukasien die Werst für das Pferd mit 2 Kopeken Silber, so daß unsere deutsche Meile für das hier gewöhnliche Dreigespann ohngefähr einen halben Thaler zu stehen kommt. Freilich ist der Reisende, der nicht in Angelegenheiten der Regierung reist, gezwungen, sich erst eine sogenannte Vadaroschnaja (Postschein) zu kaufen und muß dann ebenfalls eine Kleinigkeit für den Wagen bezahlen. In Rußland, wo Pferde und Futter nicht in so hohem Preise stehen, als jenseits des Kaukasus, kann man auch bei den Bauern Pferde für denselben Preis miethen. Dieses ist aber nicht in Transkaukasien der Fall, wo die Regierung gezwungen ist, je nach dem Terrain dem Posthalter für jedes Dreigespann (Troike) eine oft bedeutende Entschädigung zu geben. Dieser dadurch bedingte Ausfall fällt aber leider den Einwohnern zur Last, und die erhobene Poststeuer beträgt zum Theil mehr, als alle andern Abgaben. Ich habe über nichts so große Klagen vernommen, als über die Poststeuer, zumal bei den Transkaukasasiern, denen, wenn sie auch früher unter türkischer und persischer Oberhoheit unendlich mehr bezahlen mußten,



die Neuheit der Abgabe zuwider ist und die noch lange Zeit gebrauchen werden, um sich an dieselbe zu gewöhnen.

Die nächste Station, Iztibulat, war $4\frac{1}{2}$ Meilen entfernt. Der Weg führt im Thale der Akstafa entlang, bald auf der einen, bald auf der andern Seite des tosenden Baches; einmal befanden wir uns dicht am Wasser, ein anderes Mal mehr am Gehänge. Hölzerne Brücken sah ich allenthalben, wo es nöthig erschien; hie und da war man gezwungen gewesen, die Straße mitten durch harte Porphyre, später durch schwärzlich-bläulichen Thonschiefer und zuletzt durch rostfarbene Kalkfelsen zu hauen. Auf beiden Seiten nahmen Wälder, vorzüglich aus Ahorn und Rüster bestehend, die Abhänge ein; an dem Ufer der brausenden, alsbald zum kleinen Flusse angeschwollenen Akstafa standen aber schöne Weiden mit vielumfassendem Stamme und Exemplare von Sanddorn, wie ich sie in der Ausdehnung noch nicht gesehen hatte. An den Rändern und zum Theil hoch aufwärts steigend sah ich auch prächtige Exemplare des hohen, nicht mit Nadeln besetzten und des stehenden, südländischen, unsere gemeine Art vertretenden Wachholders (*Juniperus excelsa* M.B. und *Oxycedrus* L.). Auf der Westseite bildete der Rücken des Gebirges einen großartigen Felsenkamm (wahrscheinlich der Juraformation angehörend) und da gerade die untergehende Sonne das von Wind und Wetter schwärzlich gewordene Gestein mit einem lichtrothen Schein bedeckte, so stellte sich uns die ohnehin romantische Gegend noch weit großartiger und schöner dar.

In Iztibulat übernachteten wir und setzten am andern Morgen immer noch der Akstafa entlang unsere Reise fort. Zum ersten Male nach acht Jahren trat mir wiederum der noch dicht mit Eis und Schnee bedeckte Kaukasus entgegen, aber leider verwehrten mir die vielen Krümmungen des Thales meistens den großartigen Anblick. Der Schnee war allmählig ganz verschwunden und leider trat tiefer Roth an seine Stelle. Wir verließen schon zeitig das Thal, das

wir in nördlicher Richtung verfolgt hatten, und überschritten, bergauf bergab, west-west-nördlich eine der aus thonigem Kalk und wenigem Mergel bestehenden Vorhöhen, die sich den mächtigen Gebirgsarmen der Kur-Arares-Wasserscheide anlagern. Jenseits der Vorhöhe lag an einem unbedeutenden Bache die Station Pipis $3\frac{1}{2}$ Meilen entfernt. Daß es zur Hebung des Landes dem Kaiser nicht an gutem Willen fehlt, und daß er es an bedeutenden Opfern nicht fehlen läßt, sieht man allenthalben in Transkaukasien; wie Vieles würde in Rußland, und namentlich in den Ländern jenseits des Kaukasus, bei guten Beamten anders und besser sein? Ich habe schon in meiner früheren Reisebeschreibung erzählt, daß der Kaiser dem regierenden Fürsten in Mingrelien mit nicht unbedeutenden Kosten Lehrer sendete, während dieser seinen Unterthanen verbot, Kinder in die Schule zu schicken. Und doch gelangten über die glänzenden Fortschritte der mingrelischen Jugend Berichte nach Petersburg! In dem bei der Station befindlichen Dorfe war ebenfalls ein schönes Schulgebäude, das zu besitzen sich jedes Dorf bei uns gratuliren würde; es stand aber leer, denn die Lehrer gingen, da sie keine Schüler fanden, auf und davon. Ich zweifle aber gar nicht, daß trotzdem in den Berichten über die Volksbildung auch dieser Schule lobend und preisend gedacht wird. Das Papier ist gar geduldig.

Schon bei Istibulak war die Holzvegetation geringer geworden und noch tiefer im Thale trat Gebüsch an die Stelle des Waldes. Der Christdorn, den ich seit dem Ischoruk-Thale nicht mehr gesehen hatte, erschien wiederum auf gleiche Weise, wie ich ihn bei Trebisond beschrieben. Der Weg führte uns von Neuem über eine wellige Vorhöhe, die zum Theil aus thonigem Kalk, zum Theil aber auch aus buntem Mergel bestand, in das Thal eines unbedeutenden Baches. Die hier befindliche, drei Meilen entfernte Station Ahtan-Begli diente einem Theile der daselbst einquartierten Kosaken zum Nachtquartier und so benutzten



wir in Begleitung zweier russischen Familien den hellen Mondschein, um in einer Tour bis zu dem nur noch 11 Meilen entfernten Tiflis zu fahren. Wir konnten dieses um so mehr wagen, als von nun an die breite Thalebene der Ksja (jezt Chram genannt) in ihrer ganzen Fläche sich vor uns ausbreitete.

Nach $1\frac{1}{2}$ Stunden erreichten wir den ziemlich breiten Fluß, fuhren über die sogenannte rothe Brücke, die ich in meiner vorigen Reisebeschreibung (Bd. 2. S. 443) beschrieben und jetzt zum Theil erneuert fand, und kamen zeitig nach dem $3\frac{1}{2}$ Meilen entfernten Mughanly, um nach kurzem Aufenthalte weiter zu fahren. Wir passirten nun allmählig aufsteigend den kleinen Fluß Mgeth und gelangten bald darauf nach dem fast 4 Meilen entfernten Dorfe Kodi. Von hier stiegen wir noch eine sehr kurze Zeit aufwärts und fuhren endlich in das Thal des Kur hinab, um in ihm nach $1\frac{1}{2}$ Stunden unser Ziel, Tiflis, zu erreichen. Die Entfernung von Kodi bis Tiflis beträgt fast $3\frac{1}{2}$ Meilen.

Zweites Kapitel.

Tiflis, die Hauptstadt Grusiens.

1844
Ich hatte ein ganz eigenthümliches Gefühl, als ich wiederum in die Straßen der früher schon liebgewonnenen Stadt einfuhr. Wie ich sie im Jahre 1837 verlassen hatte, stand sie noch da, trat mir aber schöner und größer entgegen. Die Menschen jedoch hatten sich verändert und von den lieben Bekannten und Freunden, die sich besonders während der schweren Krankheit im Jahre 1837 meiner so hilfreich angenommen hatten, waren nur noch sehr wenige vorhanden. Zum zweiten Male schon hat sich Tiflis, seit dem Jahre 1837, erneut und wiederum sind seit dem vorigen Jahre neue Beamte an die Stelle der alten getreten. Tiflis stellt die Völkerwanderung dar, die vor mehr als einem Jahrtausend im Norden des Kaukasus begann und Jahrhunderte hindurch Europa mit neuen Bewohnern, die alten immer wieder verdrängend, versah; so oft ein neuer Statthalter aus dem Norden einzieht, wechselt auch Tiflis und mit ihm das ganze Land seine Beamten und zum Theil selbst seine Offiziere. Als der unglückliche Rosen im Frühjahr 1838 dem schwachen Golowin weichen mußte, waren fast alle Beamten gezwungen, das Land zu verlassen, und zu Schaaren kamen aus allen Gegenden des weiten Rußlands Russen und Deutsche, um



die unzeitig aufwachsenden Bewohner der transkaukasischen Länder beglücken zu helfen. Doch schon nach wenig Monaten legte sich der Freudentaumel und die Unzufriedenheit war größer als früher. Golowin wurde entsetzt und General Reidhardt kam 1842 an seine Stelle. Mit ihm wechselte wiederum das Beamtenheer. Wer General Reidhardt genauer gekannt hat, wird mit mir einstimmen, daß der Kaiser nicht leicht eine bessere Wahl treffen konnte. Im hohen Grade befähigt, mit gutem Willen und noch mehr mit einem streng redlichen Sinne begabt, wäre er vielleicht allein im Stande gewesen, sich der obliegenden Schwierigkeiten zu bemächtigen, wenn ihm nicht Unglück, zu große Knechtlichkeit und noch mehr die Vorschriften aus Petersburg zu sehr die Hände gebunden hätten. Graf, jetzt Fürst Waronzoff ersetzte den Mann, der bald darauf den durch seinen nie erkaltenden Diensteifer hervorgerufenen Anstrengungen unterlegen ist, seit dem Jahre 1845, und die Zeit wird lehren, wie und ob er die schwierige Aufgabe lösen wird.

Viele und wichtige Veränderungen sind in der Zeit zwischen meinem ersten und letzten Dortsein in Transkaukasien vorgekommen und die materiellen Interessen haben sich gehoben. Straßen, wenn auch keineswegs mit unsern Chaussees zu vergleichen, verbinden die wichtigsten Städte mit einander und man kann jetzt bequem auf einem europäischen Wagen vom schwarzen bis zum kaspischen Meere, von den Ufern des Terek und des Kuban bis zu denen des Araxes gelangen. Obwohl die Schwierigkeiten sehr groß sind, so herrscht doch allenthalben, soweit die russische Regierung eingreifen kann, eine größere Sicherheit, als man vermuthen sollte. Von der vorzüglichen Einrichtung der Posten habe ich schon oben gesprochen.

Nicht weniger hat der Kaiser sich angelegen sein lassen, den Zustand des Volkes zu verbessern, und Niemand wird leugnen, daß Transkaukasien, so lange es Rußland unter-



worfen ist, gegen die früheren Verhältnisse allerdings gewonnen hat. Die Bevölkerung hat zugenommen und Städte, die im Anfange dieses Jahrhunderts armselige Orte waren, gedeihen zu einer Blüthe, wie sie sich zu keiner Zeit, weder unter türkischer noch unter persischer Oberherrschaft, erfreuten. Alles ist geregelt, und Fürsten und Gemeine sollen vor dem Gesetze gleich sein. Der Kaiser sprach im Herbst 1837 selbst Recht und nahm besonders den Armen gegen den Reichen in Schutz. Mit eigenen Ohren vernahm ich damals die gewichtige Versicherung, daß auch nicht dem geringsten seiner Unterthanen das kleinste Unrecht geschehen solle. Der Kaiser scheute selbst die ungeheuern Opfer an Geld und Menschen nicht, die der mit einer neuen Verfassung des Landes beauftragte Baron Hahn verlangte, und große Summen gingen auf Kosten Rußlands über die mit Eis und Schnee bedeckten Höhen des Kaukasus nach den wärmeren Gauen der jenseitigen Provinzen.

Aus allem diesem ersieht man, daß es der Regierung in Petersburg und folglich auch in Tiflis Ernst war, das Land zu heben, aber die schwierigen Verhältnisse, nicht zu entgehende Mißgriffe und vor Allem der Mangel an guten Beamten machten oft die besten Absichten zu Nichte. So ist zwar, wie ich gleich anfangs behauptete, der materielle Zustand Transkaukasiens gehoben, aber der moralische seiner Bewohner steht noch tief, vielleicht tiefer als früher. Die Regierung hat es zwar wiederum sich angelegen sein lassen, durch Errichtung von Kreis- und Stadtschulen der Bildung des Volkes aufzuhelfen, allein wieder fehlt es an guten Lehrern, denen nicht nur das Wohl der ihnen anvertrauten Kinder dem irdischen Vortheile voransteht, sondern die auch die nöthige Vorbildung besitzen. Abgesehen davon kann ich jedoch auf keine Weise mit der Tendenz, die durch ganz Rußland sich in der Volksbildung und namentlich in den Schulen ausspricht, übereinstimmen, da nur der kalte, berechnende Verstand, aber nie das Herz in Anspruch genommen ist. Es



wird der Knabe nicht als solcher betrachtet und eben so wenig zum Menschen erzogen. Man übersieht in Rußland, daß der Mensch erst Mensch war, bevor er Unterthan und Staatsdiener wurde, und daß er zu keiner Zeit zur Maschine heruntersinken darf.

Die äußere Form herrscht in der Schule, wie im ganzen Staate, auf eine Weise, daß der letztere nur durch sie in seinen Fugen erhalten wird. Es war mir früher kaum glaublich, daß die Form eine solche Kraft ausüben könnte, denn die verschiedenartigsten Elemente werden in Rußland allein durch die Form zusammengehalten. Russen nicht weniger als Deutsche, Franzosen, Engländer und die halb-civilisirten Grusier, Armenier, Tataren, Baschkiren u. s. w. sind durch die Form in Rußland zu einem festen, wenn auch noch so heterogenen Ganzen vereinigt. Der gemeine Mann wird in Rußland noch ebenso durch die Form in einer gewissen Schranke gehalten, als die hervorragendsten, edelsten Geister, zu denen gewiß der General Reidhardt gehörte, von ihr befangen waren.

Wie weit die Form selbst in den Schulen und leider jetzt auch auf den Universitäten geht, ersieht man zur Genüge, daß die ganze Einrichtung derselben militärisch ist. Meist ausgediente Generale und Offiziere, die freilich in ihrem Dienste mehr als andere Stände auch bei uns der Form unterworfen sein müssen, sind mit der Beaufsichtigung und Leitung beauftragt. So war der Chef der Volksaufklärung in Kaukasien während meiner letzten Anwesenheit ein General, der vielleicht selbst ungern eine Stelle, zu der er sich gar nicht befähigt fühlte, übernommen hatte. Fern sei es von mir, seiner Persönlichkeit zu nahe zu treten, er mochte ein noch so guter Mensch sein, aber zu einem Chef der Volksaufklärung erschien er weder hinlänglich gebildet, noch hatte er überhaupt die dazu nöthigen Fähigkeiten. Ebensovienig war der damalige Direktor des Gymnasiums, obgleich er sich für einen Gelehrten ausgab, seiner Stelle

gewachsen; auf der anderen Seite muß ich es aber rühmend anerkennen, daß unter den Lehrern einige waren, die sich durch Fähigkeit und Kenntnisse auszeichneten.

Das Hauptübel, welches wesentlich beitrug, den jetzigen Zustand der Transkaukasier herbeizuführen, war die Verfassung des Baron Hahn, denn völlige Unkenntniß des Landes und der obliegenden Verhältnisse spricht sich in ihr aus. Ein Land, größer als Deutschland und aus verschiedenen und einander widersprechenden Theilen zusammengesetzt, lernt man nicht in ein Paar Jahren kennen; bevor man sich überhaupt ein Urtheil erlaubt, muß man erst vorurtheilsfrei, und ohne mit besonderen Missionen beauftragt zu sein, sich specielle Sachkenntniß verschaffen. So wurde aber der Baron Hahn zunächst von einer Parthei, die dem damaligen Generalstatthalter Kaukasiens, Baron Rosen, feindlich gesinnt war, als Werkzeug auserlesen, um diesen zu stürzen. Spione durchzogen heimlich das Land und Angebereien machten den Anfang zu der bevorstehenden neuen Verfassung. Mißhelligkeiten, die in dem Stolze der Frauen ihren Grund hatten, vermehrten den peinlichen Zustand. Vor Allem Armenier, die vom Baron Rosen früher am Meisten begünstigt worden waren und denen er unbedingtes Zutrauen geschenkt hatte, waren es, die sich bemühten, den Sturz des greisen Generals herbeizuführen, aber auch Russen und wenige Deutsche, die mit Wohlthaten überhäuft waren, versuchten nicht umsonst, durch Verleumdung ihres Wohlthäters noch höher zu steigen. Nur wenige Familien, und zwar vorherrschend deutsche, blieben trotz aller Verführungen sich und ihrem guten Gewissen treu, obgleich gerade sie zum Theil sich früher nicht der besondern Gunst des Statthalters erfreut hatten. Der Kaiser, bei seinem bekannten Scharfsinne fand aber früher oder später die Edeln heraus und belohnte sie für ihre Treue.

Ich leugne durchaus nicht ab, daß unter der Regierung des Statthalters Baron Rosen große Mißbräuche geherrscht haben und der Kaiser mußte mit seiner ganzen Strenge sie



abzuschaffen suchen. Ich spreche mich nur gegen die Art und Weise aus, wie es geschah. In unserem trotz aller großen Mängel im Verhältniß zu andern Ländern doch noch vorherrschend glücklichen Deutschland halten wir Mißbräuche der Art, wie sie in Rußland, und selbst in andern Ländern vorkommen, für unmöglich und namentlich erfuhr ich auf meiner letzten Reise Dinge aus der früheren Zeit, die schaudererregend sind. Die Bestechlichkeit und die Habsucht der meisten Beamten hatte eine enorme Höhe erhalten. Namentlich sind mir Beispiele aus dem russischen Armenien (der Provinz Eriwan) erzählt worden, die den deutlichen Beweis liefern, warum die dortigen Einwohner sich noch gar nicht in die Ehrlichkeit und Uneigennützigkeit des jetzigen Gouverneurs (Obrist von Kiel) finden konnten. Seit Jahrhunderten standen Armenier und Tataren daselbst unter persischer Herrschaft unter einem fürchterlichen Drucke, der ihnen zur zweiten Natur geworden war und von dem sie sich auf einmal befreit sahen. Tataren erzählten mir selbst, daß sie ihren Gouverneur auf keine Weise begriffen, denn als sie ihm wegen eines Prozesses ein hübsches Pferd hätten schenken wollen, seien sie mit Schimpf und Schande davon gesagt worden. Anfangs hätten sie geglaubt, daß wahrscheinlich die andere Parthei ihnen darin zugekommen sei, allein später erfuhren sie, daß dieser es gerade so, wie ihnen, ergangen wäre.

Der Baron Hahn machte bei seiner Verfassung zunächst den großen Fehler, daß er den Naturzustand der Kaukasusvölker nicht ins Auge faßte und daß er von den Einwohnern der Hauptstadt auf die der Provinz schloß, denn sonst hätte er nicht das schleppende Gerichtsverfahren, wie es leider auch in Rußland herrscht, einführen dürfen. Obwohl er selbst wußte, wie selten gute Beamte überhaupt in Rußland sind, so überschwemmte er doch ganz Transkaukasien mit neuem Dienstpersonal. Unter diesem befanden sich nothwendiger Weise viele schlechte Beamte, gegen welche die wenigen guten nichts ver-



mochten. Zu Hunderten kam jenes in Tiflis an und, unbekannt mit den dortigen Verhältnissen und der einheimischen Sprache nicht mächtig, sollten die Richter hier gleiches Recht wie in Rußland sprechen. Beim besten Willen mußten Mißgriffe geschehen.

Es ist bekannt, daß in Rußland die Stellen sehr schlecht bezahlt werden und daß die Beamten deßhalb gezwungen sind, auf eine Weise ihren Lebensunterhalt sich zu verschaffen, die sich mit unseren Grundsätzen nicht verträgt. Da nun außerdem Verschwendung und Wohlleben ein Charakterzug des vornehmen Russen sind, so werden, um diesen zu genügen, noch mehr unerlaubte Mittel in Bewegung gesetzt. Ich kenne mehr als eine Familie, deren Bedarf an Wein allein den ganzen Gehalt verzehrte oder wo die Frau diesen für ihren Putz in Anspruch nahm; und doch lebte sie außerdem noch auf eine Weise, die bei uns in Deutschland für Verschwendung erklärt worden wäre. Jedermann und auch die Oberbehörde sah es ein, aber der oft gegen mich ausgesprochene Grundsatz: „man muß leben und leben lassen“ erlaubte der letzteren nicht, den zum Theil offenen Betrügereien entgegenzutreten. Den Staat zu bevorzugen, hält man in Rußland für kein Unrecht, und ich vernahm selbst die Entschuldigung, daß der Kaiser gar nicht betrogen werden könne, weil jeder einzelne Unterthan an und für sich Eigenthum des Kaisers sei. Ob das Geld in der allgemeinen Kasse des Kaisers oder in der speciellen des Beamten liege, käme auf Eins heraus, denn in beiden Fällen sei es im Besitze des Kaisers. Solche Ansichten bezeugen mehr als alles Andere den moralischen Standpunkt.

Baron Hahn ging von der Ansicht aus, daß man durch eine allen Bedürfnissen entsprechende Besoldung dem Beamten die Nothwendigkeit, sich auf Kosten des Staates oder der Unterthanen zu bereichern, nehmen müsse, und gewiß hatte er Recht. Es kam noch dazu, daß er gerade dadurch ehrliche Beamte gewinnen wollte. Aber neben diesen san-



den sich auch andere ein, die auf diese Weise schneller und bequemer zu Reichthümern zu kommen hofften, und Baron Hahn konnte bei dem großen Bedarfe unmöglich ängstlich sondiren. Man fürchtet auch in Rußland die Kaukasusländer mehr als die entferntesten Gegenden Sibiriens und des Nordpales, und schon früher war man gezwungen gewesen, sich durch allerhand Versprechungen und Vergütungen die hinlänglichen Beamten zu verschaffen; so erhielt man den Gehalt, der diesseits des Kaukasus in Assignationen ausgezahlt wurde, jenseits in Silber, d. h. wer in Rußland 1,000 Rubel Assignationen (deren damals $3\frac{1}{2}$ auf einen Silberrubel gingen) bekam, erfreute sich in Transkaukasien eines Gehaltes von 1,000 Silberrubel, also von $3\frac{1}{2}$ Mal mehr. Für die unbedeutendsten Stellen wurden auf Hahn's Vorschlag große Summen ausgesetzt, und ich habe Beamte kennen gelernt, die einen Bericht ordentlich aufzusetzen nicht im Stande waren, und doch einen Gehalt erhielten, wie bei uns der Präsident eines Kollegiums.

Vorzüglich junge Leute waren es, die sich verbindlich machten, eine kürzere oder längere Zeit in Transkaukasien zu dienen. Wenn nun schon in Rußland ein geregelter Hausstand zu den Seltenheiten gehört und dabei noch ein üppiges Leben geführt wird, so glaubte man in Transkaukasien sich diesem für alle die vielen Opfer, die man durch das Hingehen gebracht zu haben meinte, noch mehr hingeben zu dürfen; es herrscht deßhalb in Tiflis nicht weniger, als in den entlegensten Winkeln des großen Landes eine Gefelligkeit und ein Wohlleben, wie man es nicht vermuthen sollte. Wie nachtheilig aber die neue Erscheinung auf das zum großen Theil nüchterne Volk wirken mußte, werde ich alsbald weiter zeigen. Selbst die größten Gehalte reichten nicht aus und nach wie vor wurde zu unerlaubten Mitteln gegriffen. Die Beispiele sind nur selten, wo einzelne Familien ihre Stellung verstanden und bei gutem Haushalte sich nach und nach ein nicht unbedeutendes

Vermögen erwarben, um mit diesem vielleicht später der Heimath zuzueilen.

Bis auf Baron Hahn hatte das ganze Land eine militärische Verfassung, bei der man nur wenig Beamte brauchte. Baron Hahn war anfangs Willens, das kaum in seinem Vaterlande (Kurland) zu Grabe getragene Feudalwesen in den Kaukasusländern wieder einzuführen; er ging aber zeitig von dieser Idee ab und ordnete eine Civilverwaltung an, wie sie noch jetzt in dem eigentlichen Rußland vorgefunden wird. Die Polizei wurde in ihr geschieden, wenn sie auch, wie es in einem halbcivilisirten Lande nicht anders möglich ist, vorherrschend auf das ganze Leben und Treiben Einfluß ausübte. Mit dieser Civilverwaltung erschienen aber alle die zahlreichen Mißbräuche, die in Rußland vor Allem durch einen schleppenden Geschäftsgang hervorgerufen werden, auch in Transkaukasien, und während wir uns in Deutschland bemühen, der hemmenden Fesseln, in denen das Gerichtsverfahren noch schmachtet, ledig zu werden, werden diese in Rußland immer enger geschnürt. Wir beklagen uns ferner in Deutschland über unnöthige, dem Vertrauen der Unterbeamten nahe tretende und einen schnellen Geschäftsgang hindernde Controlen, und doch sind sie unbedeutend gegen die, welche in Rußland geführt werden. Ueber jede kleine Reparatur wird oft mehr Papier und Zeit verschwendet, als sie selbst kostet.

Je einfacher ein Volk ist und je mehr es sich noch im Naturzustande befindet, um desto einfacher muß auch sein Gesetzbuch sein; aber gerade dieses ist weder in Rußland noch in Transkaukasien der Fall, und die weitschweifigen, zu Legionen existirenden Gesetze sind nicht einmal hinlänglich geordnet. Es erscheinen alljährlich kaiserliche Verordnungen, Ukase, die jedes Mal dem gerade herrschenden Zustande angepaßt sind; alle diese Ukase bilden vorzugsweise das in Rußland herrschende Gesetzbuch. Mit der Zeit ändern sich aber die Verhältnisse, und es werden neue



Verordnungen nothwendig. Sie erscheinen wiederum der Zeit angemessen, heben aber in der Regel nicht mit deutlichen Worten die alten auf und so bestehen beide neben einander fort. Auf diese Weise sind nach und nach eine solche Menge von zum Theil einander widersprechenden Verordnungen erschienen, daß es dem Richter fast unmöglich wird, sie genau zu kennen. Der Richter, dem das Rechtsprechen Ernst ist, bemüht sich, eine möglichst klare Ein- und Uebersicht zu erhalten und er verschafft sich in Kurzem eine Routine in dem, was gewöhnlich vorkommt. Andere (besonders solche, die nicht studirt haben oder gar früher Offiziere waren) machen es sich leichter, indem sie sich eines Auszuges bedienen und nur einige allgemein gehaltene Verordnungen in Anwendung bringen. In diesem Falle darf man sich nicht wundern, wenn der eine Richter in demselben Prozesse der einen Partei Recht gibt, während der andere gerade umgekehrt ihr Unrecht zuspricht. Beide stützen sich auf kaiserliche Verordnungen. Ich kenne einen Fall, wo binnen einem halben Jahre eine Richterstelle der Reihe nach von drei Beamten eingenommen war; allen dreien wurde eine und dieselbe Sache vorgelegt. Es handelte sich um eine gestohlene Kuh. Der erste Richter sprach sie dem Eigenthümer zu, der andere hatte seine Gründe, sie ihm zu verweigern, und der dritte gab sie dem ersteren wiederum zurück. Da eine Versekung des dritten Richters bevorstand, so gab ich, darum befragt, den guten Rath, die strittige Kuh zu schlachten und aufzuessen, damit der Gegenstand des Streites nicht mehr vorhanden wäre.

Wenn nun schon der Mangel eines geordneten Gesetzbuches auf Rußland drückend lastet, so muß es um so mehr in dem so sehr verschiedenen Transkaukasien der Fall sein. Es unterliegt keinem Widerspruch, wenn ich behaupte, daß eine Verordnung in Petersburg gut, in Tiflis aber schlecht sein kann. Weit entfernt, dieses nicht einzusehen, nehmen die bessern Beamten in diesem Falle auf die alten, einheimi-

sehen Gesetzbücher und besonders auf das des russischen Königs Wachtang besondere Rücksicht. Aber keineswegs sind dadurch die Interessen der Mohammedaner vertreten und nichts thut in Transkaukasien so sehr Noth, als die Aussprüche der Ausleger des Koran, insofern jene dort durch Jahrhunderte geheiligt eine Anwendung gefunden haben, zu sammeln und sie wo möglich mit den übrigen Verordnungen in Einklang zu bringen. Es ist Schade, daß dieses auch außerdem in Asien noch nirgends geschehen ist. Soviel ich weiß, haben auch die Engländer in Bezug auf ihre islamitischen Unterthanen nicht hinlänglich auf die einheimischen Gesetze geachtet. Diese sind weder gesammelt, noch der nöthigen Prüfung unterworfen. Ich lernte in Schemachi einen Beamten (Baron Turnau) kennen, der, mit den nöthigen Sprachkenntnissen und sonstigen Fähigkeiten versehen, sich das schwierige Werk zur Aufgabe gesetzt hatte, aber leider hat er seine Stelle, auf der er schon so segensreich gewirkt, aufgegeben. So wird wohl die Sammlung und Sichtung mohammedanischer Verordnungen noch für lange Zeit ein frommer Wunsch bleiben.

Einen wichtigen Fehler beging, wie schon gesagt, Baron Hahn dadurch, daß er zu viel Beamte in Transkaukasien einführte. Dem halbcivilisirten Kaukasier sind, wie schon gesagt, einfache, möglichst kurze und wenige Verordnungen, nothwendig und die Anzahl seiner Herren, denn als solche sieht er aus alter Gewohnheit die Beamten an, darf nicht groß sein. Zu einem Beamten kann er Zutrauen fassen, bei vielen, da besonders dann die beim Orientalen so wichtige Konsequenz nicht immer beobachtet werden kann, verliert er es zeitig. Der Grusier und Armenier ist auch noch zu sehr von dem Drucke, der Jahrtausende auf ihnen lastete, befangen, als daß er auf einmal frei zu athmen wagte. Der Druck ging stets von dem Herrn, d. i. Beamten, aus, und so war er um so empfindlicher, je näher man sich diesem befand. Es ist deßhalb wohl eine durch ganz Asien allge-



meine Erscheinung, daß der Wohlstand um so größer ist, je entfernter die Beamten sich befinden. Als die tifliser Regierung beauftragt war, sich von allen Theilen des Landes die nöthige Kenntniß zu verschaffen, theilte sie die schon früher eingerichteten Kreise zur besseren Uebersicht noch in mehre Distrikte und setzte in einem jeden einen besonders mit der Polizei beauftragten Beamten (Sakedatel) ein. Für diesen suchte man nun einen gelegenen Ort und wollte dabei die Meinung der Eingebornen berücksichtigen. Man konnte aber lange Zeit nicht begreifen, warum die Ältesten der Dörfer mit aller ihnen zu Gebote stehenden Beredsamkeit die Vortheile auseinander setzten, daß der Wohnort des Sakedatels gerade in einer ihnen entfernten Gegend der geeignetste sein sollte, und warum die dortigen Einwohner wiederum alle Gründe zu haben meinten, den Beamten ebenfalls möglichst weit placirt zu sehen, bis man endlich die Ursache darin fand, daß eben jedes Dorf den Sakedatel so weit als möglich haben wollte, um dadurch seinen Bedrückungen am Wenigsten ausgesetzt zu sein.

Gerade diese Unterbeamten müßten sich aber eines guten Rufes erfreuen, da sie zunächst mit dem Volke zu thun haben. Hier liegt aber wiederum eine Schwierigkeit, die Baron Hahn nicht genug berücksichtigte. Solche Beamte sind oft aus der Hefe des Volkes hervorgegangen und in keiner Hinsicht dazu befähigt. Den wenigen Braven und Rechtlichen, die ich aus dieser Klasse kennen gelernt habe, gereicht es um so mehr zur Ehre. Häufig sind es Trunkenbolde, die sich aller Mittel bedienen, um ihrer Leidenschaft zu fröhnen: einen solchen Mann habe ich im Verlaufe meiner Reise kennen gelernt. Mit einer Mission wegen eines Raubes beauftragt, erschien er betrunken, und seine Leute sowohl, als auch die Bewohner des Dorfes baten mich flehentlich, meinen Weinschlauch, den ich aus Mangel an gutem und trinkbarem Wasser beständig mit mir führte, nicht sehen zu lassen, um größerem Uebel vorzubeugen. Der Dolmetscher

und Sekretär des Saſhedatels, also die Person, die nach ihm die wichtigste Stelle einnahm, war ein Armenier und so sehr von Rechtlichkeitsgefühl durchdrungen, daß er nicht Anstand nahm, meinem Dolmetscher heimlich seine Burke (den kaukasischen Filzmantel) zu nehmen und dafür eine weit schlechtere zurückzulassen.

Man erzählte mir von demselben Beamten, daß er sich in alle Streitigkeiten, die, ohne weitere Folgen zu haben, häufig unter den Orientalen entstehen, gegen den Willen der Streitenden gemischt habe. Beide Parteien wurden dann zur Haft gebracht und erst nach einer bestimmten, von beiden entrichteten Abfindungssumme wiederum freigelassen. Diebe saßen nur so lange in der Haft, bis auch sie den gehörigen Nachdruck in klingender Münze oder in Naturalien herbeizuschaffen im Stande waren. Selbst Unschuldige wurden oft ohne Weiteres ergriffen, und sie mochten ihre Unschuld noch so sehr betheuern und sie durch die gültigsten Beweise an den Tag legen, so blieben sie doch im Gefängniß, bis auch sie zu der bekannten Aushilfe ihre Zuflucht nahmen. Da sich der Kaukasier vor nichts so sehr fürchtet, als vor der Verbannung nach Sibirien, so war Sibirien allmählig bei dem Saſhedatel eine beliebte Redensart geworden, mit welcher er bei den Einwohnern Alles vermochte. Den letzten Kopfen, selbst Frau und Kind, brachten sie zum Opfer, sobald ihnen einmal das schreckliche Wort Sibirien in den Ohren geklungen hatte.

Ein anderes Uebel aber, welches sich aus der früheren Zeit erhalten hat und fast in ganz Rußland allgemein ist, setzte sich auch in der Hahn'schen Verwaltung fort. Kein Beamter ist nämlich seiner Stelle sicher und er verwaltet sie nur so lange, als es seinem Vorgesetzten gefällt. Die Fälle, wo ein Beamter seine Stelle mehrere Jahre verwaltet hätte, sind in Transkaukasien außerordentlich selten und dann um so ehrenwerther; ich habe schon oben ein Beispiel angeführt, daß innerhalb eines halben Jahres die Stelle eines



Kreishauptmanns der Reihe nach an drei verschiedene Be-
 amte gegeben wurde. Wie ist es nun möglich, daß eine
 Stelle gut verwaltet werden kann! Es wird Jedermann
 zugeben, daß auch der befähigte Beamte eine längere oder
 kürzere Zeit braucht, um sich in eine neue Stelle zu finden,
 und daß er sie um so besser verwalten kann, je mehr er sich
 mit ihr vertraut gemacht hat. In Rußland und noch mehr
 in Transkaukasien muß es den Beamten um so schwieriger
 werden, als sie die einheimische Sprache gar nicht verstehen,
 häufig mit dem Geschäftsgange wenig vertraut und nicht
 selten erst durch Nebenrückichten bestimmt sind, die bis dahin
 eingeschlagene Karriere zu verlassen.

Diese Unsicherheit der Stellen führt aber nothgedrungen
 zur Unredlichkeit des Beamten, der vielleicht eine große
 Familie zu ernähren hat. Als guter Hausvater muß er
 auf den Fall, seine Stelle zu verlieren, vorbereitet sein,
 um nicht, da keinerlei Vergütung geboten wird, einem grän-
 zenlosen Elende anheim zu fallen. Ich habe diese Sache
 mit rechtlichen Familienhäuptern weitläufig besprochen, so
 schmerzlich es ihnen auch war, so sahen sie sich doch hän-
 fig gezwungen, unerlaubte Mittel in Bewegung zu setzen und
 sich auf diese Weise etwas zurückzulegen. Leider ist dann
 gerade der ehrliche Mann, der bei einer Handlung, die sich
 mit seinem Gewissen nicht verträgt, unbeholfen erscheint, am
 Ersten der Entdeckung ausgesetzt, während gerade die schlech-
 ten Beamten vorsichtig zu Werke gehen und selbst, wenn sie
 über Betrug entdeckt werden, doch hinlänglich Wege und Mit-
 tel wissen, um sich der Verlegenheit zu entziehen. Sie scheuen
 sich nicht, um sich im Amte zu erhalten, auf die begangene
 Sünde eine neue zu setzen, und wohl wissend, was klingende
 Münze vermag, versäumen sie nicht, bei ihren in dieser Hinsicht
 bekannten Vorgesetzten den gehörigen Nachdruck anzuwenden.

Man nannte mir den Namen eines Beamten, der sich
 grobe Betrügereien hatte zu Schulden kommen lassen und
 deshalb zur Verantwortung gezogen war. Alle seine Be-

mühungen, sich der Untersuchung zu entziehen, blieben fruchtlos und der Prozeß schien gegen ihn auszufallen. Bis dahin hatte er noch nicht gewagt, den mit der Untersuchung Beauftragten, der im Rufe strenger Rechtlichkeit stand, durch Bestechung für sich zu gewinnen. Als aber alle angewandten Mittel, sich dem bald zu fällenden Ausspruche zu entziehen, umsonst schienen, nahm er eine Anzahl Kassenanweisungen, packte sie in die Form einer Eingabe und erschien damit bei seinem Vorgesetzten. Mit der Bemerkung, daß er hier triftige Beweise seiner Unschuld beigebracht habe, überreichte er die Eingabe und empfahl sich außerdem dem Wohlwollen seines Gönners. Es begann eine neue Untersuchung und der Angeklagte wurde freigesprochen.

Ich komme nun auf ein anderes, eben angedeutetes Uebel, welches sich einer guten Verwaltung in Transkaukasien entgegensetzt: es ist die Bestechlichkeit der Beamten. Sie hat zwar in der neuesten Zeit abgenommen und namentlich bemühte sich General Reichardt auf alle Weise, sie mit der Wurzel herauszureißen. Er hat sehr viel gethan, aber doch vermochte er nicht das Laster auszurotten. Unter seiner Verwaltung geschah unter Andern Folgendes, was ich hier zur Bestätigung des Behaupteten aufführen will.

Ein reicher Lieferant hatte schlechtes Leder geliefert und der redliche Beamte zeigte es seiner Oberbehörde an. Aber kaum hatte der Erstere die Nachricht davon erhalten, als er sich augenblicklich beeilte, durch Bestechung einen einflußreichen Mann für sich zu gewinnen. Es gelang. Man sandte einen Sachverständigen zur Untersuchung des Leders und dieser gab mit fecker Miene zu Protokoll, daß das gelieferte Leder vorzüglich sei und unterstützte sogar seine Meinung mit falschen Gründen.

Einer von den drei Beamten, die binnen einem halben Jahre aufeinander folgten, stand in dem Rufe eines strengen, aber auch rechtlichen Mannes. Unter dem schwachen Regimente seines Vorgängers hatten in dem ihm anvertrauten



Kreife Räubereien und Betrügereien überhand genommen, und so setzte er sich mit seiner ganzen Kraft diesem Unwesen entgegen. In wenig Wochen war Alles gesäubert. Der Beamte hatte aber einen schweren Stand, denn Intriguen und Bestechungen wurden in Bewegung gesetzt, ihn von seinem Amte zu entfernen. Doch Alles scheiterte an Reidhardt's redlichem Sinne, zumal der Beamte sich auch in die Nothwendigkeit gefügt hatte, sich durch Geschenke die fernere Gunst seiner nächsten Oberbehörde zu erhalten. Da wurde endlich dem Statthalter hinterbracht, daß der Beamte einmal unter Gericht gestanden habe, und daß die damalige Untersuchung nicht zu Ende geführt worden sei. Das war bei der unerbittlichen Strenge Reidhardt's genug, das Dekret der Absetzung zu unterschreiben. Wer aber weiß, wie leicht in Rußland jeder Beamte unter Gericht gestellt werden kann, und daß es nur wenige gibt, die nicht einmal unter Gericht gestanden haben, der wird mir beipflichten, daß dieses allein die Absetzung nicht herbeiführen durfte. Kurz vor seinem Weggange hatte der Beamte noch einen Beweis seiner Rechtlichkeit gegeben. Man hatte einem deutschen Kolonisten ein schönes Pferd gestohlen und nach Verlauf eines Jahres fand dieser es in einer benachbarten Stadt durch einen tatarischen Häuptling zum Verkaufe ausgestellt. Der Eigenthümer machte seine Ansprüche geltend. Da hinlänglich Beweise beigebracht werden konnten und der Häuptling umsonst das gewöhnliche Mittel der Bestechung in Bewegung setzte, so wurde das Pferd dem Kolonisten nicht allein wieder zurückgegeben, sondern der Häuptling wurde trotz seines Ansehens auch festgenommen und gegen ihn eine Untersuchung eingeleitet. Er leugnete aber, daß er selbst den Diebstahl begangen habe, und zeigte einen seiner Diener als Thäter an. Dieser war aber in der Zeit entflohen. Nach dem Grundsatz: „der Fehler ist so gut wie der Stehler,“ wurde der Häuptling, zumal noch Niemand sich überzeugt hatte, daß er nicht selbst beim Diebstahle thätig gewesen



sein sollte, auch fernerhin in Gewahrsam gehalten. Darin blieb er bis der genannte Beamte abgesetzt war und dessen Nachfolger, mit einem weiteren Bewissen versehen, den Häuptling für unschuldig erklärte und in Freiheit setzte.

Daß die geringe Vorbildung und selbst der gänzliche Mangel der nöthigen Kenntnisse vieler Beamten ein großer Uebelstand ist, darin wird mir wohl Jedermann beistimmen. Fehlgriff ist es aber auf jeden Fall, wenn Offizieren, die aus irgend einem Grunde die militärische Laufbahn aufgegeben haben oder sie aufgeben müssen, wichtige Civilstellen übergeben werden. Da jeder Offizier, der dem Civildienste sich widmen will, in diesen mit einem höheren Range eintritt, so stehen ihm in der Regel schon gewichtigere Stellen offen. Ein Offizier mag aber als solcher noch so befähigt sein und sich noch so ausgezeichnet haben, so wird er, wenigstens in den ersten Jahren, immer ein sehr schlechter Civilist sein; sobald er daher eine wichtige Stelle überwiesen bekommt, so ist er außer Schuld, wenn diese bei seinem besten Willen doch schlecht verwaltet wird. Der Kaiser soll eine angeborene Abneigung gegen die Civilisten (Tschinownik) haben und diese durch die zahllosen Mißbräuche, welche ihm in Betreff ihrer zu Ohren kamen, gesteigert worden sein. Ich glaube aber nicht, daß unter dem Militär sich weniger Mißbräuche vorfinden, und vorzüglich in der neuesten Zeit sind zahlreiche Uebertretungen von Militärbeamten, namentlich aus Transkaukasien, auch zur Kunde des deutschen Publikums gekommen. Es wäre übrigens kein Wunder, wenn unter den Civilbeamten häufiger Betrügereien und sonstige Laster vorkämen, da alle Offiziere, die sich Etwas zu Schulden haben kommen lassen, aus dem Militärdienste gestossen werden, im Civildienste aber ein Unterkommen finden. Ich kenne mehr als einen Obrist, der, wegen bedeutender Veruntreuungen bei seinem Regimente der Stelle entsetzt, einen wichtigen Civilposten, z. B. den eines Inspektors in Spitälern u. s. w. erhielt und nun erst zu Betrügereien ein Recht zu haben meinte.



Zu den Schwierigkeiten von Seiten der Beamten kommen nun andere von Seiten der Bewohner, und diese waren es vorzüglich, die der Baron Hahn bei seiner Verfassung mehr hätte berücksichtigen sollen. Ohne Ausnahme stehen noch heut zu Tage alle Völker des kaukasischen Isthmus auf einer tiefen Stufe der Bildung, und so sehr jetzt die äußere Erscheinung in den höheren Ständen dem zu widersprechen scheint, so trifft doch auch diese — die wenigen ehrenwerthen Ausnahmen können mich nicht anders stimmen — derselbe Ausspruch. Auf dem Lande herrschte noch vor der Hahn'schen Verwaltung ein Naturzustand, der, richtig aufgefaßt und vorsichtig behandelt, zu freudigen Hoffnungen Raum gegeben hätte. Der armenische Landbewohner, namentlich aber der Grusier, hatte sich trotz des mehre Jahrhunderte anhaltenden Druckes Reinheit der Sitten und ein gewisses ehrenhaftes Selbstbewußtsein erhalten, wie man es sonst selten im Oriente findet. Die christliche Religion, obwohl nur Formendienst und fern von dem lebendigen, ihr inwohnenden Geiste, hatte doch stets einen mächtigen Einfluß auf seine Anhänger ausgeübt, der sich in allen Handlungen, besonders des Grusters, aussprach. Grusien war nie, weder Persien noch der Türkei, auf eine solche Weise unterworfen, wie das unglücklichere Armenien, und behauptete zu jeder Zeit, wenn auch nicht immer seine vollständige, doch seine theilweise Unabhängigkeit. Grusien hatte sogar vor wenigen Jahrhunderten noch eine Zeit, wo es blühte und wo seine Könige fast über den ganzen kaukasischen Isthmus, von den Schlammvulkanen Tamans bis zu den ewigen Feuern Bakus, von dem Fünfgebirge (Beschtan) bis tief in das armenische Hochland hinein herrschten. Wenn auch später die beständigen Streitigkeiten unter den einzelnen Gliedern der herrschenden Familie manches Unglück über das Land verbreiteten, so befanden sich doch alle Provinzen weit besser, als wenn türkische Pascha's oder persische Sferdars immer ihre Tyrannen gewesen wären.

Anders verhält es sich mit den Bewohnern der Städte und zum Theil auch mit dem Adel des Landes. In häufigerer Berührung mit den zeitweiligen persischen und türkischen Machthabern und unter dem Einflusse der durch den ganzen Orient in Städten herrschend gewordenen Intriguen- sucht und unlauteren Wesens gingen schon zeitig bei ihnen die natürlichen guten Anlagen zu Grunde und List bildete sich neben der Lüge zu ihrer vorherrschenden Eigenschaft aus. Der Grusier fand sich weniger in dieses Getriebe der Un- wahrheit und mied die Städte ebenso wie die Großen des Landes; wo er es doch versuchte, wurde er bald von dem schlauern Armenier übervortheilt. Dieser bemächtigte sich nach und nach der Städte im ganzen kaukasischen Isthmus, und so kam der Handel, wie fast in ganz Asien, so auch in Transkaukasien in seine Hände.

Hatte der Armenier sich schon vor der Ankunft der Rus- sen auf eine solche Weise festgesetzt, daß die Hauptstädte Grus- siens nur zum geringsten Theile von den ursprünglichen Ein- wohnern eingenommen wurden, so geschah dieses später noch in weit höherem Grade. Mehr als die vorsichtigen und scheuen Grusier kamen die Armenier den Russen entgegen und tiefen Haß gegen ihre früheren Unterdrücker im Herzen tragend, nahmen sie lebendigen Antheil an der Befestigung der russischen Macht. Armenier waren es, die im Anfange die einheimischen Fürsten verriethen und bis in die neueste Zeit als Spione gedient haben. Daher stammt nun die Vorliebe der Russen für die Armenier und die absichtliche Bevorzugung derselben vor den Grusiern und den moham- medanischen Einwohnern. Noch jetzt sind die meisten Russen der Meinung, daß sich auch fernerhin die Macht Rußlands nur durch den Einfluß und mit Hilfe der Armenier von Jahr zu Jahr mehr befestigen lasse. Was die Armenier einmal er- rungen, sagte man, halten sie fest, und vereinigt vermögen sie auch den Bestrebungen aller anderen Völker Transkaukasiens zu widerstreben. Alles was dort geschehen muß, geschieht



durch die Armenier. Die großen Lieferungen, die bei einem so bedeutenden stehenden und mobilen Heere, als Kaukasien braucht, alljährig nothwendig sind, die Posten u. s. w. befinden sich in den Händen der Armenier. Sie haben einmal den Handel in den Händen und selbst Russen und Deutsche, die hier auch ihr Glück versuchen wollten, mußten ihnen weichen. So oft ein Fremder festen Fuß fassen will, so vereinigen die Armenier sich zu gemeinschaftlicher Gegenwehr und drücken die Preise plötzlich auf eine Weise herab, die jener unmöglich aushalten kann.

Schlaueit ist demnach eine der hervorragendsten Eigenschaften des handelstreibenden Armeniers oder des armenischen Städters, aber durch die obliegenden Verhältnisse bedingt, ist sie keineswegs in den Schranken geblieben, die ihr in moralischer oder in gesetzlicher Hinsicht erlaubt sind. Der Zweck heiligt bei dem Armenier das Mittel, und da sein einziger Zweck, den er sich für sein Leben stellt, Reichthum und Ansehen ist, so darf es nicht wundern, daß dieser nicht immer nach unseren Prinzipien ein guter ist. Wie man aus dem Wenigen, was ich bis jetzt gesagt habe, ersieht, ist der Armenier in Grüssen ganz derselbe, wie ich ihn schon im Allgemeinen bei der Beschreibung Konstantinopels (Bd. I, S. 164) geschildert habe; die verschiedenen Verhältnisse haben zwar Manches, aber doch nichts Wesentliches geändert.

Daß in dem ganzen Oriente weder der Verstand, noch vielweniger die Vernunft sich einer gediegenen Ausbildung erfreuen kann, sieht Jedermann ein, der mir bis dahin auf meinen Wanderungen gefolgt ist. Mangel fast aller Bildung kommt in den mehr abgelegenern Gegenden, Verbildung hier und da in den auch von Europäern bewohnten Städten vor. Wenn man demnach die Aufgabe hat, für ein Volk eine Verfassung zu geben, so muß sie, wie schon oben gesagt, hauptsächlich so einfach als möglich sein. Der Orientale will auch gar nicht durch Gründe, die aufzufassen er nicht fähig ist,



regiert werden; gleich dem Kinde folgt er bei guter Zucht seinem Herrn. Sein Ausspruch hat bei ihm Gesetzeskraft. Nothwendig ist es aber immer, daß er mit dem, was er zu thun und zu lassen hat, vertraut ist. Man kann nicht von dem Orientalen verlangen, daß seine innere Stimme ihm den rechten Weg zeige, denn diese ist eben bei ihm mit unseren gesetzlichen Bestimmungen meist in Widerspruch.

Bei dem Orientalen und zunächst bei dem Mohammedaner und bei den freien Völkern des Kaukasus üben persönliche Kraft und Energie den größten Einfluß besonders über den gemeinen Mann aus. Keineswegs ist, wie Einige meinen, im Oriente der Ausspruch: „Gewalt geht vor Gesetz“ gültig, sondern die Kraft imponirt auf eine solche Weise, daß sie sich zum Gesetz erhebt. Der Türker, wie der Kurde und Beduine, beugt sich nur da, wo er eine höhere Kraft über sich fühlt, verlangt aber unbedingte Unterwerfung, wenn er der seinigen sich bewußt wird. Deshalb sind in der Regel die Räubereien der genannten Völker von ihrem Standpunkte aus betrachtet nicht das, wofür wir sie halten, denn sonst würden sie sich nicht mit manchen andern Eigenschaften, wie mit der Gastfreundschaft, der Ehrfurcht vor dem Alter, dem Zartgefühl gegen das weibliche Geschlecht u. s. w. vertragen. Man mag einen lasischen Räuber noch so sehr zu überzeugen suchen, daß Räuberei ein Unrecht ist, er begreift es nicht; bestraft man ihn aber mit dem gehörigen Nachdruck, so wird allmählig Ehrfurcht vor fremdem Eigenthum ihm eben so, als seine frühere Raubsucht, zur zweiten Natur werden.

Nächst der Einfachheit in der Vorschrift für das Thun und Lassen von Seiten der Untergebenen macht sich aber auch eine Bestimmtheit und eiserne Konsequenz von Seiten der Beamten nothwendig. Alle Tyrannen haben sich fast ohne Ausnahme im Oriente das ganze Leben hindurch erhalten, wenn sie Bestimmtheit an den Tag legten und mit Konsequenz verfahren, unterlagen aber im Gegentheil. Ich habe mich selbst auf meinen beiden Reisen hinlänglich überzeugt,



was Bestimmtheit bei den Orientalen vermag. Aus dieser Ursache war die frühere Verfassung, wie sie unter Rosen noch herrschte, weit besser als die jetzige, und man hätte für die wenigen Stellen leichter die nöthigen guten Beamten gefunden. Ich habe einen Baron Schluppenbach kennen gelernt, der in seinen alten Tagen als Obrist-Lieutenant seine militärische Laufbahn mit der civilistischen vertauschte und sich in eine entfernte Provinz setzen ließ. Mehr als einmal hatte ich Gelegenheit, seinen Aussprüchen beizuwohnen. Ohne sich mit dem geschriebenen Rechte der russischen Gesetzbücher vertraut gemacht zu haben, hatte er doch so viel gesunden Sinn, daß er bei allen einfachen Fällen, wie sie bei einem Naturvolke nur vorkommen, nach meiner Ansicht ein richtiges Urtheil fällte. Ohne weitere Umstände ließ er die streitenden Partheien vor sich kommen und entschied sogleich nach erlangter Einsicht. Sein Ausspruch wurde auch alsbald ausgeführt und so waren beide Partheien zufrieden. Innerhalb seines Distriktes herrschte große Sicherheit, denn ohne Umstände bestrafte er die Uebertreter seiner Verordnungen. Während damals Jedermann binnen kurzer Zeit sein Recht erhielt, liegen jetzt in derselben Kreisregierung seit Jahren nahe an hundert Prozesse vor und sehen ihrer Entscheidung entgegen. Dit war diese nahe, aber ein jeder Wechsel eines Oberbeamten wurde Ursache, daß die Untersuchung fast wiederum von vorn anfing.

In den Städten konnte das Volk durch die Beamten-schaar nicht weiter verdorben werden, im Gegentheil, da doch immer hier die bessern sich vorfanden, haben sie hie und da einen guten Einfluß ausgeübt. Nicht aber so auf dem Lande, wohin zum Theil bis dahin noch nie ein Beamter gedrungen war und wo die Leute unter sich selbst die gewöhnlichen Streitigkeiten abmachten. Dahin kamen in der Regel die schlechtern Beamten und ihrem unredlichen Treiben ist es zuzuschreiben, daß das Volk auf dem Lande bereits in moralischer Hinsicht fast so tief steht, als das in den Städten. Man sollte es kaum glauben, daß in so kurzer Zeit eine Sittenlosigkeit durch



ganz Transkaukasien eingerissen ist, die an das Unglaubliche gränzt; trifft man jetzt nicht zeitig die nöthigen Vorkehrungen, so wird von Jahr zu Jahr sich der moralische Zustand des Volkes verschlimmern. Dazu kommt noch, daß der Adel des Landes, dessen Reichthum in liegenden Gründen besteht, in die Verschwendung der Russen hineingezogen ist und sich nicht stark genug fühlt, dieser zu widerstehen; im Gegentheil ist er nur darauf bedacht, sich Geld zu verschaffen. Die Unterthanen (denn es herrscht noch Leibeigenschaft) werden auf eine schreckliche Weise gedrückt, und offen habe ich aus dem Munde des armen Volkes vernommen, daß der Feind ihres Glaubens, Schamil, kommen und sie von den nicht mehr zu erschwingenden Lasten befreien möge. Vergebens rief ich den Verständigeren zu, daß sie an die frühere mohamedanische Herrschaft denken möchten: sie erwiderten mir, daß sie dann doch nur von einem Herrn, und wenn dieser ein noch so großer Tyrann gewesen, gedrückt worden wären, während sie jetzt deren unzählige hätten. Sie würden gern russische Unterthanen bleiben, wenn der Kaiser ihnen nur einen Herrn (d. i. Beamten) schicken wollte, so aber hätten sie deren eine ganze Menge und außerdem wären noch ihre alten Herren (die einheimischen Fürsten und Edelleute) vorhanden, die sie bis auf das Blut ausfaugten.

Nicht weniger als die große Beamtenwelt hat die oben schon erwähnte Verschwendung der Russen sehr nachtheilig auf den moralischen Zustand des Volkes gewirkt. Wenn der Offizier vor dem Beginn eines Feldzuges oder nach glücklichem Ueberstehen der großen Gefahr sich einer noch so wilden Freude hingibt und nicht die Rubel ängstlich zählt, so begreife ich das; wenn aber Beamte, die ihr Kaiser mit der ernstesten Mission in ein fremdes Land gesendet hat, um dort kaum dem Naturzustande entwachsene Völker mit ihrem Wirken zu beglücken, den erhabenen Zweck ihrer Anwesenheit aus dem Auge verlieren, so fasse ich durchaus nicht den Leichtsin, der sich in blinder Verschwendung kundgibt. Ich

habe aber stets auch ehrenwerthe Beamte gefunden, die auch außerhalb ihres liebgewonnenen Familienkreises sich einen höhern Zweck gesteckt hatten; der größte Theil aber lebte leider planlos in die Welt hinein und ihr Sinn war nur auf Vergnügen und Freude gestellt. Abgesehen davon, daß, wie ich schon oben gesagt habe, der Hang zur Verschwendung auch auf die Vornehmen des Landes überging und dadurch in kurzer Zeit deren Grundbesitz verpfändet war, so übte sie auch auf Handel und Gewerke, nicht weniger als auf den gemeinen Mann einen sehr nachtheiligen Einfluß aus. Der Verdienst war leicht und der gemeine Mann vermochte sich oft an einem Tage so viel zu erwerben, daß er eine ganze Woche davon leben konnte. Die dem Grusier und dem Orientalen im Allgemeinen eigenthümliche Trägheit wurde dadurch erhöht und es gestaltete sich allmählig im Allgemeinen eine Theurung des Lebens heraus, die mit dem Ertrage des Bodens und der mäßigen Bevölkerung in Widerspruch stand. Die Regierung unterstützte alle Vorschläge, die ihr zur Hebung der materiellen Interessen gemacht wurden, auf eine anerkennende Weise und namentlich begünstigte sie jede Art von Fabriken. Obwohl es nun keineswegs an den nöthigen Materialien fehlte und es auch müßige Hände genug gab, so ging doch eine nach der andern wieder ein, weil es an guten Arbeitern fehlte. In einer Zuckerraffinerie, die, obwohl der Rohzucker bis zu einem gewissen Quantum zollfrei eingeführt werden durfte, doch kaum bestehen konnte, war ich mehrmals Zeuge, wie schlecht in den Kaukasusländern gearbeitet wird. Der Tagelöhner bekam täglich 20—24 Sgr. Löhnung, aber drei und selbst vier von ihnen vollbrachten in einem Tage nicht mehr, als ein gewöhnlicher Arbeiter bei uns, so daß ein brauchbarer Mann in Tiflis dem Fabrikherrn eigentlich täglich gegen zwei Thaler kostete. Kann es deshalb noch Wunder nehmen, daß die Besitzer der Zuckerraffinerie mit ihrem steuerfrei eingeführten Erzeugnisse nicht gegen den verzollten fremden Zucker auskommen

konnten! Ich kann deswegen einen der ausgezeichnetsten Beamten in Tiflis, mit dem ich darüber sprach und der sonst mit den Verhältnissen der dortigen Länder am Meisten vertraut war, nicht begreifen, daß er gerade in der Kostspieligkeit der Handarbeiter ein Zeichen des Wohlstandes fand.

Der gemeine Mann, der früher nüchtern und einfach lebte, hat sich auf gleiche Weise, wie die Vornehmen, an ein üppiges Leben gewöhnt. Aber nicht schöne Kleider oder ein hübsch eingerichtetes Haus sind es, die ihn fesseln, sondern wiederum die gemeinen sinnlichen Genüsse des Essens, Trinkens und der niedern Liebe, denen er sein verdientes Geld als Opfer bringt. Im Uebrigen lebt er wie früher und hat vielleicht kaum einen bestimmten Platz, wo er des Nachts ein Unterkommen findet. Ist er verheirathet, so sieht er kaum des Abends seine Familie, die ebenso darbt, wie vorher. Ja oft muß Frau und Tochter, wenn das üppige Leben allmählig alle Lust zum Arbeiten genommen hat oder der gute Verdienst plötzlich stockt, die Mittel, um sich auch ferner seiner Neigung hingeben zu können, herbeischaffen. Da aber im Oriente die Frau nur im eigenen Haushalte die gewöhnlichen Arbeiten besorgt und außerhalb desselben nie nach Arbeit geht, so ist sie bald gezwungen, mit ihren Reizen Wucher zu treiben. Die Frau thut es aber auch gegen den Willen ihres Mannes, denn ebenfalls sehnt sie sich aus dem ewigen Einerlei, dem sie zu Hause unterworfen ist, einmal heraus. In allen Städten Transkaukasiens gibt es Unterhändler, durch die bald Gelegenheit herbeigeschafft wird.

Der eben besprochene Umstand gibt mir Gelegenheit, etwas zu besprechen, was vielleicht mehr als alles Andere den sittlichen Ruin des Volkes nicht weniger als des Adels herbeiführt. Ich meine die lockeren Familienbände, wie sie sich wenigstens in den Städten vorfinden; ein Glück ist es noch, daß die griechische und, wenn ich nicht irre, auch die armenische Kirche Trennung einer Ehe fast gar nicht duldet. Das weibliche Geschlecht gilt in Transkaukasien als



eine Waare, die nur zur Freude der Herren, der Männer, existirt; ihre Unantastbarkeit, ich möchte sagen Heiligkeit, wie sie sich schon in dem Worte „Harem“ ausspricht, hat sich aber leider in den kaukasischen Provinzen unter dem Einflusse einer verkehrten, nur äußerlichen Kultur verloren. Ich habe schon früher Gelegenheit gehabt, auszusprechen, daß im Oriente die Treue der Frau nicht in ihr selbst, in ihrer Liebe zum Manne und in ihrer sittlichen Stärke den Grund hat, sondern daß nur die obwaltenden Verhältnisse ihre Person und selbst die Gemächer, die ihr angewiesen sind, gegen fremde Ansprüche sichern. Es ist dieses bei Mohammedanern und Christen der gleiche Fall. Die europäische Gesittung hat aber diese Ehrfurcht des fremden Mannes vor dem Harem und seinen Bewohnern aufgehoben und leider nichts an ihre Stelle gesetzt. Frei und ungehindert dürfen jetzt zum Theil die Frauen mit fremden Männern verkehren, da ihnen aber wie gesagt die moralische Stärke, durch die sich vor Allem die deutschen Frauen auszeichnen, fehlt, so vermögen sie fast nie Verführungen zu widerstehen.

Es ist übrigens eine eigenthümliche Erscheinung, daß die Grusierin und die grussische Armenierin nicht in so hohem Grade der sinnlichen Liebe und deren Genüsse ergeben ist, wie die anderen Orientalinnen, und das in meiner vorigen Reisebeschreibung darüber Gesagte muß als falsch berichtigt werden. Männer, die viele Jahre in Grusien gelebt haben und ein Urtheil zu besitzen behaupteten, haben mir versichert, daß vielleicht kein zweites Volk (wenigstens nicht unter den indoeuropäischen und semitischen Stämmen) existire, deren Frauen in der Liebe so wenig Feuer besäßen als die Grusierinnen. Mit so viel Anstand und Grazie die Grusierin sonst erscheint, so viel Gleichgültigkeit, man könnte sagen Plumpheit, legt sie bei dem Gefühle, das sich so tief in des Menschen Brust eingegraben hat, an den Tag.

Vielleicht ist dieses auch eine Ursache, warum das weibliche Geschlecht in Transkaukasien so käuflich ist und die

Frauen der Fürsten unterscheiden sich hierin nicht von denen des gemeinen Mannes. Der auf eine fürchterliche Weise überhand genommene Luxus und die laxen Moral der Russen haben das Ihrige dazu beigetragen. Ich habe auf dieser und der vorigen Reise reiche Russen kennen gelernt, die sich förmlich zur Aufgabe stellten, Frauen zu verführen und sich dann öffentlich rühmten, daß mit 200 Dukaten die Gunst jeder Fürstin erkaufte werden könnte. Obwohl ich weit entfernt bin, einer solchen, wenn auch noch so häufig ausgesprochenen und in Tiflis allgemein angenommenen Meinung vollen Glauben zu schenken, so ist sie doch wenigstens ein Beweis, wie tief im Allgemeinen das sittliche Gefühl der Frauen in Grusien gesunken sein muß, wenn so etwas nur ausgesprochen wird.

Nicht besser steht es mit dem gemeinen Volke. Die Männer vermissen oft Wochen lang ihre Frauen, die sich auf eine bestimmte Zeit einem Beamten verhandelt haben. Mütter vermietten die Reize ihrer körperlich oft noch gar nicht entwickelten Töchter. Mätressen gehören in Grusien zur Tagesordnung und mehr als einmal gerieth ich in Verlegenheit, wenn ich eine anständig gekleidete Dame als die Frau des Hauses begrüßte und ohne weitere Umstände eines Besseren belehrt wurde. Obwohl nun auch hierin die Verschwendungstheuerung eingeführt hat, so ist eben dadurch die sinnliche Liebe mehr aus Mode, als aus innerem Triebe zum Bedürfniß geworden, so daß selbst von Zeit zu Zeit die niedrigsten Beamten und die Dienerschaft den kaum verdienten Dukaten auf dem Opfertische der Venus vulgivaga niederlegen. Leider hat sich bei diesem unsittlichen Leben auch das damit zusammenhängende Meer von Krankheiten eingefunden, und obwohl das Klima und besonders die Sommerwärme der Entwicklung derselben keineswegs zuträglich ist, so richten sie doch nicht selten bedeutende Verheerungen an.

Auch diesem Uebelstande widmete General Reidhardt seine Aufmerksamkeit, fand aber bei den laxen Begriffen der Beamten



nicht die nöthige Unterstützung, um mit Kraft diesem Unwesen entgegenzutreten. Die öffentlichen Häuser auf Awlabar (einer auf der Höhe gelegenen Vorstadt) wurden, und zwar besonders wegen der Nähe der Kaserne, aufgehoben, finden sich aber nichtsdestoweniger noch auf gleiche Weise vor.

In welchem Zustande sich unter diesen Verhältnissen Familien befinden müssen, und welchen Einfluß dies auf das allgemeine Wohl ausübt? ist leicht zu begreifen. Man darf sich ebenfalls nicht wundern, daß die Ehen nicht durch gegenseitige Neigung geschlossen werden, sondern vielmehr nur einen zwischen dem Vater und einem jungen Manne abgeschlossenen Handel darstellen, bei dem die Tochter als Waare eine stumme Person spielt. Hat ein Vater erwachsene Töchter, so sucht er sie so bald als möglich unter die Haube zu bringen, und da es in Rußland Sitte ist, daß die Frau eine gewisse Summe ausgefekt erhält, um damit den Haushalt des Mannes zu unterstützen, so muß jetzt auch ein Gleiches in Rußland geschehen. Ich kenne einen Fall, wo ein grussischer Fürst mit einem andern, der General in russischen Diensten ist, wegen seiner Tochter in Unterhandlung stand. Er wollte nur 24,000 Silberrubel Aussteuer geben, während der General 30,000 verlangte. Ein dritter Fürst wurde zufällig mit dieser Unterhandlung bekannt und bot seine Tochter dem letztern für die verlangte Summe an. Beide Theile gingen den Kontrakt ein, nach welchem der General die Tochter zur Frau nahm, dafür aber die Summe von 30,000 Silberrubel ausgezahlt erhielt. Ein vierter Fürst, der nur Major war, erfuhr die Angelegenheit und machte sich bei dem Ersteren verbindlich, für 24,000 Silberrubel seine Tochter zur Frau zu nehmen. Doch der Vater stellte ihm entgegen, daß er ja nur Major sei und deßhalb nicht so große Ansprüche machen dürfe; er könne als solcher nur 20,000 Silberrubel erhalten. Der Kontrakt wurde abgeschlossen.

In solchen Fällen muß die Summe vor der Einsegnung ausgezahlt werden, denn durch die Verbindung ist zwi-

sehen Vater und Schwiegersohn keineswegs ein Vertrauen, wie wir es gewöhnlich bei uns zu sehen gewohnt sind, eingetreten. Die Beispiele sind vorgekommen, daß der Vater nach Einsegnung der Ehe auf keine Weise zur Erfüllung seiner Verpflichtung gebracht werden konnte. Es wurde mir ferner erzählt, daß mehrmals schon alle Vorbereitungen der Hochzeit getroffen waren und der Priester bereit stand, das Paar einzusegnen, der Vater hatte aber absichtlich oder zufällig die affordirte Summe nicht bei der Hand und vermochte sie ebensowenig schnell herbeizuschaffen. So trat der Bräutigam zurück und die Vollstreckung der Ehe unterblieb.

Der Baron Hahn hatte, wie gesagt, dem Lande eine reine Civil-Verwaltung gegeben, wie sie nur wenig verschieden sich in Rußland vorfindet. Nach dem, was ich im Allgemeinen bisher bemerkt habe, wird es nicht mehr auffallen, daß sie sich von Jahr zu Jahr unpraktischer darstellte. Es kamen von allen Seiten Klagen zu den Ohren des Kaisers, und sogar offene Empörungen und Widerseßlichkeiten, selbst von Seiten der christlichen Bewohner, fanden statt. Baron Hahn fiel in Ungnade und der Kriegsminister Graf Tschernitschew wurde im Jahre 1842 nach Transkaukasien gesendet, um dem Kaiser über den Zustand des Landes zu rapportiren. Man sah das Unzeitige einer Civilverwaltung ein, aber es war schwierig, das einmal Gegebene wieder über den Haufen zu werfen, zumal man gar nicht wußte, was man an deren Stelle setzen sollte. Man hielt demnach für das Beste, die bestehende Civilverwaltung unter größeren Einfluß der Militärverfassung zu stellen. General Reidhardt wurde berufen, den zwar gutmüthigen, aber der Stelle gewiß nicht gewachsenen Solowin zu ersetzen. Leider erhielt Reidhardt bei den von Tage zu Tage schwieriger werdenden Verhältnissen in Betreff des Krieges mit Schamil nicht die nöthige freie Hand und war gezwungen, sich über Alles erst Rath in Petersburg zu holen. Dort machte man auch die Entwürfe

für den bevorstehenden Feldzug. Kein Statthalter hatte so viel Unglück als Reidhardt. Mit Feuer und Schwert bezeichnete Schamil den Einzug seines Gegners, der den Befehl erhalten hatte, die Defensibe zu ergreifen. Die großartige Betrügerei eines Lieferanten zwang Reidhardt im Frühlinge 1844, die Eröffnung des Feldzuges auf mehrere Wochen hinauszuschieben. Trotzdem hat er den russischen Waffen Ehre gemacht, denn er unterwarf alle aufrührerischen Gaue östlich vom Koi=Esu (Schassflusse) und selbst Tscherkei, ein mächtiges und gefährliches Dorf auf jener Seite.

Graf Woronzoff *) ersetzte im Februar 1845 den General Reidhardt und wurde mit den ausgedehntesten Vollmachten versehen, nach denen er nur dem Kaiser unmittelbar zu rapportiren hatte. Es war diesem klar, daß man nur auf solche Weise Hoffnung zu einer besseren Gestaltung der Dinge haben könne, und er hatte allerdings Ursache, dem Manne, der in NeuRußland und Bessarabien schon so lange segensreich gewirkt hatte und der sich, wie kein zweiter in Rußland, der größten Uneigennützigkeit rühmen durfte, volles Vertrauen zu schenken. Mit unermesslichen Glücksgütern versehen, war Woronzoff keineswegs damit sparsam umgegangen, so oft es das Wohl der ihm untergebenen Provinzen verlangte. Die Verwaltung der transkaukasischen Länder hat sich, soviel mir bekannt ist, unter Woronzoff nicht geändert.

Transkaukasien bildet jetzt zwei ungleich große Statthalterschaften, eine westliche und eine östliche, und eine jede besitzt ihre eigene Oberbehörde, die ebenso, wie die Cis-kaukasien, unter dem Befehle des Generalstatthalters, des Grafen, jetzt Fürsten Woronzoff, stehen. Die eine Statthalterschaft umfaßt die östlichen, vorher mohammedanischen Provinzen am kaspischen Meere, nämlich: Karabagh, Talysh, Schirwan, Baku, Kuba, Derbent und Scheki. Von ihnen

*) Woronzoff zwar im Russischen geschrieben, aber Baronzoff ausgesprochen, denn der Russe spricht meist das „a,“ wenn der Ton nicht darauf liegt, wie „o.“



werde ich im Verlaufe meiner ferneren Wanderungen ausführlich sprechen, da ich ihnen vorherrschend auf dieser Reise meine Aufmerksamkeit widmete. Die westliche Statthalter-schaft umfaßt unter dem Namen Grusien Provinzen, deren Untersuchung ich mir schon auf meiner ersten Reise zur Auf-gabe gestellt hatte und deren Beschreibung ich deshalb bereits nach den damaligen Verhältnissen geliefert habe. Die Provinzen sind von Westen nach Osten gehend: Gurien, Imerien, Achaizich, Russisch-Armenien und das ganze Karthli, d. i. das eigentliche Karthli, Grusisch-Armenien und Kachien; sie werden jetzt in 10 Kreise getheilt. Außerdem gehören aber noch mehre Bergvölker (Zibelder, Dffen, Pshawen, Cheffkuren, Thuschen und Dsharo-Belakanen) und zwei selbstständige Herrschaften (Mingrelien und Abchasien) hierher.

Bei der neuen Eintheilung hat man im Allgemeinen die alten Provinzen beibehalten und ihre Hauptstädte zu Kreis-städten erhoben. Die Zahl der Einwohner beläuft sich, zum Theil nach bestimmter Zählung, zum Theil nach Schätzung, auf eine Million. Von dieser Million haben die Einwohner der Kreise an direkten Steuern der Regierung die Summe von 325,000 Silberrubel und zwar 190,000 an Geld und 135,000 an Naturalien zu zahlen, so daß an solchen im Durchschnitt die Person ohngefähr 10 Silbergroschen zu ent-richten hat. Zu den direkten Steuern gehört nun freilich auch die Unterhaltung der Post. Ich weiß nicht mehr ge-nau, wie groß die Summe der Postabgabe für die einzelne Familie beträgt, aber sie ist bedeutend. Jeder Kreis hat eigentlich nur seine Posten einzurichten, da aber einzelne, z. B. der von Baku, nur wenig dafür auszugeben haben, so werden die kostspieligeren Posten, zumal über das Ge-birge, von dem Mehrertrage bestritten. Dazu kommen nun noch die indirekten Steuern: an Zoll 150,000 und an Branntwein 135,000 Silberrubel, so daß Rußland, wenn man noch die Einnahme aus den Kronsgütern von 132,000 und aus dem Verkaufe von Salz von 50,000 Silberrubel



dazu rechnet, aus der grussischen Statthalterschaft jährlich nur etwas über 785,000 Silberrubel bezieht, eine Summe, die nicht einmal die kostspielige Verwaltung deckt, geschweige denn, daß sie ein solches bedeutendes Heer von 41,500 Mann (2,000 M. Kavallerie, 3,000 M. Artillerie, 22,000 M. Infanterie, 5,400 M. Kosaken und 9,100 M. in Garnison) auf den Beinen zu erhalten im Stande wäre.

Von den Einwohnern der Kreise (das Militär freilich ausgeschlossen) sind 2,500 geborne Edelleute, 1,900 Dienst-Edelleute, 3,400 Geistliche, 324 Mönche, 11,700 Handels- und Gewerleute, 2,500 deutsche Kolonisten, gegen 2,000 Dschaborzen und Mosokanen, 470,000 Kronbauern, 110,000 Kirchenbauern, 230,000 Adelsbauern und fast 12,000 Leibeigene, die sich im Privatdienste ihrer Herren befinden.

Um nun auch nach den Kreisen eine Detaillirung der Einwohnerzahl zu geben, lasse ich hier eine Tabelle folgen. Zur besseren Einsicht gebe ich das männliche Geschlecht getrennt von dem weiblichen an.

K r e i s e.	Männl. Geschl.	Weibl. Geschl.
1. Tiflis	68,000	54,000
2. Telass (Kachien) . . .	52,000	43,500
3. Jelisawetpol (tatarische Provinz).	42,500	36,000
4. Nachitschewan } Armenien	} 17,600	} 16,000
5. Eriwan }		
6. Alexandrapol (Sfomchethien)	18,700	17,700
7. Ahalzich (Sfamsche) .	23,500	22,000
8. Gori (Karthli) . . .	39,000	39,000
9. Kutais (Imerien) . .	88,000	81,000
10. Dsurgethi (Gurien) . .	20,000	13,000

Dazu kommen nun noch die unter militärischer Aufsicht stehenden Bergvölker, die beiden abassischen Gaue der Zibelda und Sfamurschaniens, Mingrelien und Abchasien, die

beide eigene Herrscher, welche nur Rußlands Oberherrschaft anerkennen, besitzen.

1. Die Dsharo-Belakanen, die Mitglieder der früheren Dshar'schen Republik mit dem Hauptorte Sakataly: 38,000 Seelen.

2. Die Thuschen (Thuschiner, Thuschethen), ein grussischer Bergstamm: 10,000 männlichen und 8,000 weiblichen Geschlechts.

3. Die Pshawen und Cheffshuren, wohl ebenfalls zwei grussische Volksstämme: 7,300 männlichen und 6,500 weiblichen Geschlechts. Mit den Thuschen und den Einwohnern von Thionethi bilden sie den Bergkreis.

4. Die Süd- und Mittelossen mit Einschluß der auf der großen Militärstraße wohnenden Stämme: 18,000 Seelen.

5. Mingrelien (s. Reise nach dem kaukasischen Isthmus, Band II. Seite 171—208) hat mit dem ihm unterworfenen Theile Ssuaniens 62,000 Einwohner. Der alte Dadian (diesen Namen führt der jedesmalige regierende Fürst) Lewan hat zu Gunsten seines Sohnes David abgedankt. Obwohl er die früher von mir als so vorzüglich geschilderte Fürstin Katharina Tschidshawadse (Tschafftschewadsoff russ.) zur Frau genommen hat, so ist der Zustand doch nicht verbessert worden. Die Finanzen stehen schlechter als je und der Dadian sah sich sogar gezwungen, für 7,000 Silberrubel jährlich das Manthrecht am schwarzen Meere an die russische Krone zu verkaufen. Diese hat die Einnahme desselben bereits auf das Siebenfache gebracht.

6. Abchasien (s. die vorige Reise u. S. 209—212). So nennt man jetzt ein Fürstenthum des schon vor mehr als einem Jahrtausend bekannten Abassiens, dessen Fürst sich seit dem Jahre 1823 definitiv dem russischen Kaiser unterworfen hat. Seine Macht beschränkt sich aber nur auf die Küstenstrecke, während im Gebirge die Einwohner weder ihrem Fürsten noch Rußland gehorchen. Der Name ist von

dem Stamme der Abchafen (eigentlich Aw'hasen) entnommen. Die Einwohnerzahl mag sich auf 35,000 belaufen.

7. Ssamursachanien (s. vor. Reise 10. S. 209) ist jetzt ganz und gar von den Russen in Besitz genommen. Die regierenden Herren von Abchafen und Mingrelien stritten sich von Neuem darum, und da es bis zum Blutvergießen kam, so hielt es der Oberbefehlshaber in Tiflis für das Beste, sich selbst, in der Eigenschaft eines Löwen, des streitigen Gaues zu bemächtigen. Für das Land war es allerdings das Beste und das mag wohl auch den Kaiser bestimmt haben, die That zu sanktioniren.

8. Zibelda. Ein abassischer Gau mit ohngefähr 5,000 Einwohnern, die den Ausgang der alten Handelsstraße vom Norden nach Dioskurias bewohnen und von allen transmontanen Abassen sich am Meisten in Abchafen durch Räuberei auszeichneten. Baron Rosen hielt den Gau für wichtig genug, um ihn 1837 in eigener Person zu unterwerfen.

Ich ergreife zugleich die Gelegenheit, einige Worte über die schon von den Alten erwähnten Ssuanen (die jetzt mit grussischer Endung Ssuanethen [Sswanethen russ.] genannt werden) zu sagen. Schon in meiner vorigen Reise habe ich ihrer gedacht (Bd. II., S. 203). Sie bewohnen südwestlich vom Elbrus die Hochthäler des Pferdeflusses (Zehenistkhal) und des Ingur. Die am ersten Flusse sind dem Dadian von Mingrelien unterworfen, die anderen stehen zum großen Theile unter eigenen Fürsten; zum geringen Theil leben sie aber auch, wie die ächten Osseten, unter einander gleich. Als der Kaiser 1837 in Grusien war, unterwarfen sich die Fürsten und ließen sich taufen; jetzt herrscht aber gränzenlose Anarchie daselbst. Der herrschende Fürst wurde plötzlich von seinem eigenen Bruder, der nach der Herrschaft strebte, überfallen und fast mit seiner ganzen Familie ermordet. Nur einem Sohne gelang es, davon zu kommen und nach Tiflis zu entfliehen. Dort lernte ich ihn in einer Gesellschaft bei dem Oberbefehlshaber kennen und bewunderte die gesellige



Tournüre, die er sich ohne weitere Bildung in so kurzer Zeit angeeignet hatte. Mit Fertigkeit spielte er das Damenspiel. Er war ein schöner Mann, der seine grussische Abstammung keineswegs ableugnen konnte.

Ich habe schon gesagt, daß die Bevölkerung, wenigstens in den schon länger unterworfenen Provinzen, im Zunehmen begriffen ist, eine Erscheinung, die um so erfreulicher ist, da das Verhältniß vor der russischen Besitznahme gerade umgekehrt gewesen zu sein scheint. In der ganzen Türkei ist, meinen eigenen Beobachtungen und anderen statistischen Nachrichten zufolge die Bevölkerung (und vorherrschend die mohammedanische) im Abnehmen. Seit länger als 2,000 Jahren scheint dieses zwar schon stattgefunden zu haben, aber seit dem Erscheinen des Islam und noch mehr seit der Türkenherrschaft ist die Abnahme erst bedeutend geworden. Der Deutlichkeit halber gebe ich hier eine Tabelle, in der nach dem Geschlechte in den verschiedenen zehn Kreisen die Geburten und Todesfälle, wie sie in dem officiellen Berichte des Jahres 1843 eingezeichnet wurden, vorhanden sind.

K r e i s e.	Geburten		Todesfälle	
	männl.	weibl.	männl.	weibl.
1. Tiflis	2800	2600	2400	2200
2. Teflaff	2200	1600	1700	1400
3. Jelisawetpol . .	2300	2300	1400	1000
4. Nachitschewan . .	600	550	472	500
5. Eriwan	3500	3200	2600	2000
6. Alexandrapol . .	? 900	800	? 500	400
7. Achalzich	560	540	490	502
8. Werl	1000	900	645	520
9. Kutais	1600	1300	800	750
10. Dsurgethi	300	260	200	100

Ich muß jedoch bemerken, daß diese Angaben keineswegs die Treue besitzen, die sie haben sollten. Niemand hat eben dafür Interesse, und es geschieht nur, weil es von Petersburg

befohlen ist. Einigen sieht man auf den ersten Blick an, daß sie nicht richtig sind.

Wahrscheinlich ist es mir, daß die Anzahl der Todesfälle deshalb in den meisten Kreisen gegen die der Geburten so gering erscheint, weil die unter dem sechsten Jahre gestorbenen Kinder in der Regel gar nicht angegeben werden. Die Sterblichkeit der Kinder ist aber so bedeutend, daß sie jedem Fremden, der sich irgendwo in Transkaukasien (und vielleicht im ganzen Oriente) eine längere Zeit aufhält, auffallen muß. Ich habe mir in Tiflis viele Mühe gegeben, nur ein annäherndes Verhältniß der im ersten Jahre gestorbenen Kinder zu den am Leben bleibenden herauszufinden, aber bei der Theilnahmlosigkeit für etwas so Unnützes — denn so bezeichnete man meine Absicht — wurde mir eine Genauigkeit unmöglich. Ich kann nur im Allgemeinen sagen, daß die Sterblichkeit der Kinder in ihrem ersten Lebensjahre sehr groß ist und dann mit jedem folgenden abnimmt.

Bei der durch Armuth und Elend nicht weniger, als durch Unverstand und Aberglauben herbeigeführten schlechten Behandlung der Kinder darf es nicht auffallen, daß jedes Kind, welches nicht einen fast unverwüsthlichen Körper mitbringt, schon zeitig unterliegen muß. Ich habe schon in meiner vorigen Reisebeschreibung (Bd. II., S. 290 — 292) die verkehrte Behandlung der Wöchnerinnen und der neugeborenen Kinder geschildert und brauche deshalb nicht von Neuem darauf zurückzukommen. Obwohl nun die europäische Kultur seit fast einem halben Jahrhundert sich in Rußland Eingang zu verschaffen bemüht gewesen ist, so hat doch kein noch so gebildet scheinender Fürst oder Edelmann die geringste Aenderung in den herrschenden schlechten Gewohnheiten getroffen. Diese Thatsache beweist wiederum, wie wenig die wahre Kultur, namentlich bei den Frauen und selbst in Tiflis sich Geltung verschafft hat. Fast alle haben russisch sprechen gelernt und mehre sind auch der französischen Sprache mächtig. Viele haben sich in der Geselligkeit eine Tournüre zu



verschaffen gewußt, als hätten sie ihre Bildung in den feinsten pariser Salons erhalten. Um so greller steht deßhalb die Herzens- und Verstandes-Bildung mit der äußeren Gewandtheit in Widerspruch, und man sieht auch hier, wie wenig eigentlich zu der gewöhnlichen geselligen Tournüre gehört und wie wenig Werth ein vernünftiger Mann darauf geben darf.

Auf meiner ersten Reise lernte ich eine junge einheimische Fürstin in Tiflis kennen. Wegen ihrer Liebenswürdigkeit und der feinen Tournüre bezauberte sie in allen Salons, und namentlich in dem ihres Vaters, alle Anwesenden, so daß selbst mein englischer Freund, Obrist Wilbraham, von ihr eingenommen, dem Lande gratulirte, welches durch sie einer feineren Gesittung zugeführt würde. Ueber alle Verhältnisse sprach sie sich mit Verstand und Sachkenntniß aus und hatte die richtige Meinung, daß ihrem Vaterlande namentlich durch eine zweckmäßigere Bildung der Frauen aufgeholfen werden müsse.

Im Jahre 1844 fand ich sie als die Frau eines regierenden Fürsten, und das Geschick hatte ihr eine wichtige Stellung über mehr als 60,000 Menschen, die von allen Einwohnern des kaukasischen Isthmus fast die geringste Kultur besitzen, gegeben. Ich gratulirte ihren Unterthanen, als ich diese Nachricht vernahm, traute aber kaum meinen Sinnen, als mir weiter erzählt wurde, daß gerade sie sich allen Neuerungen zu einer besseren Kultur entgegensezte und in ihrem eigenen Hause ängstlich bemüht sei, alle Spuren ihrer früheren feineren Gesittung abzustreifen und dafür den alten Gebräuchen des Landes um desto fester anzuhängen. Ihre schwächlichen Kinder, mit denen sie ihren körperlich keineswegs kräftigen Mann fast alljährlich beschenkt, starben schon in den ersten Jahren eines nach dem anderen dahin, und doch vermochte sie Niemand dahin zu bringen, einen gebildeten Arzt, deren Tiflis mehre besitzt, um Rath zu fragen oder ihn gar bei der Niederkunft gegenwärtig sein zu lassen. Gleich den gemeinsten und unwissendsten Frauen

*Ed. Vobrovszky, bismarckian garayofr zu bira -
gumme allungfenn.*



ihres Landes nimmt sie zu dummem Aberglauben ihre Zuflucht und behängt sich und ihr Kind mit allerhand Amuletten und Zaubersprüchen.

Die Beobachtung, die ich schon im übrigen Oriente machte, daß kinderreiche Familien zu den Seltenheiten gehören, bestätigt sich auch hier. Die Ursache liegt häufig in den frühen Verheirathungen, bei denen schon unbärtige Knaben und unreife Mädchen durch die priesterliche Einsegnung das volle Recht zur Befriedigung von Genüssen, die ihren zarten, noch lange nicht entwickelten Körper auf jeden Fall zerstören müssen, erhalten. Die schlechte Behandlung der Wöchnerinnen und der Neugeborenen trägt aber die meiste Schuld an dem frühzeitigen Verblühen der Mütter und an der großen Sterblichkeit der Kinder. Mütter, die noch gar nicht aus den dreißiger Jahren heraus sind, haben oft schon ihre Empfänglichkeit verloren und sind unfruchtbar. Nach meinen freilich sehr schwierigen und deshalb keineswegs ganz zuverlässigen Untersuchungen sterben $\frac{2}{6}$ der Kinder schon im ersten Jahre und $\frac{1}{6}$ unterliegt bis zum vierten und fünften Jahre. Von nun an nimmt die Sterblichkeit auf eine erfreuliche Weise ab und das Stufenjahr der jungfräulichen Entwicklung geht bei Mädchen eben so gefahrlos vorüber, als das der Pubertätszeit bei dem Jünglinge. Alte Leute habe ich nur wenig gesehen; es ist aber auch kein Wunder, da solche Entbehrungen, wie sie im Oriente zu Hause sind, einem hohen Alter keineswegs zuträglich sein können.

Betrachtet man nun hiernach die Geburts- und Todtenliste, so wird die geringe Sterblichkeit nicht mehr auffallen, denn man ist in den meisten Kreisen gezwungen, geradezu wenigstens noch ein Drittel der Summe auf Rechnung der von den Priestern nicht auf die Sterbelisten gebrachten Kinder zu bringen. Da die Eingebornen gegen solche statistische Berechnungen eine Abneigung haben und die meisten Beamten wenigstens eine Gleichgültigkeit an den Tag legen, so kann man den Werth der darüber jährlich von



Petersburg aus bekannt gemachten oder wenigstens gesammelten Tabellen beurtheilen.

Die Beschäftigung der Bewohner Grusiens ist Ackerbau und Viehzucht, aber beide befinden sich noch auf einer tiefen Stufe der Ausbildung. Wie im vorigen Jahrhunderte, so pflügt der Eingeborne nach wie vor mit seinem unbeholfsenen Instrumente die Erde und derselbe plumpe Wagen dient ihm als Fahrzeug. Nur die Tataren um Jelisawetpol haben sich Manches von den deutschen Kolonisten angewöhnt, sonst hat aber die Nähe der deutschen und russischen Kolonien gar keinen Einfluß auf die ursprünglichen Einwohner ausgeübt.

Die Wichtigkeit Transkaukasiens einsehend, war besonders der nun gestorbene Finanzminister Graf Cancrin bemüht gewesen, dem Lande aufzuhelfen, und sehr viel Geld wurde dabei verschwendet. Anstatt aber die Grundlagen einer jeden rationellen Wirthschaft: Ackerbau und Viehzucht, zunächst festzuhalten und ihrem Gedeihen seine ganze Aufmerksamkeit zu widmen, gesiel man sich lieber in allerhand Plänen, von denen man sich schon vorher hätte sagen können, daß sie nichts taugten. Wie es eine Zeit gab, wo man die Krim als das Wunderland, in dem Milch und Honig fließen sollte, pries und kühne Hoffnungen hegte, von denen sich bis jetzt noch keine bewährt hat, so war man (freilich mit mehr Recht) auch über die glückliche Beschaffenheit der transkaukasischen Länder entzückt. Anstatt sich ferner mit ihren Eigenthümlichkeiten vertraut zu machen, verlor man sich wiederum lieber in utopischen Träumereien, und sprach mit Stolz von einem Lande, in dem alle Klimate, das tropische sogar nicht ausgeschlossen, vorhanden wären. Man verfertigte Charten, die durch ihr Aeußeres jeden Unbefangenen täuschten, aber ohne allen Werth waren und nur eine Menge Geld kosteten. Es wurden Zuckerplantagen angelegt, und obwohl die zarten Pflanzen erfroren oder bei dem rauhen Winter nur ein kümmerliches Dasein fristeten, so blieb man



doch der einmal aufgefaßten Ansicht treu, daß das Klima in Talysch den Anbau des Zuckerrohres begünstige. Aus China wurde die dort einheimische Indigopflanze (*Polygonum tinctorium* L.) eingeführt und glänzende Berichte über das Gelingen erregten allgemeine Freude in Petersburg. Das in Westchina einheimische, den Mais ersetzende Getreide (*Sorghum cernuum* L.) sollte wegen seiner Ergiebigkeit alles andere verdrängen, aber weder sein Anbau, noch der der anderen Kulturpflanzen hat den Erwartungen mehr entsprochen, als die Einführung des Waschbären in Sibirien.

Allen diesen Neuerungen stand, als ich das erste Mal in Grusien war, ein Mann vor, der kaum den Weizen von der Gerste unterscheiden konnte; als er, mit Rang und Orden reichlich versehen, die wichtige Stelle einem Armenier überließ, wurde die berühmte Musterwirthschaft nur dem Namen nach fortgeführt. Sie befand sich während meiner zweiten Anwesenheit in dem traurigsten Zustande, den man sich denken kann.

Bei dieser unverzeihlichen Vernachlässigung dessen, worauf zunächst der Wohlstand eines ganzen Landes beruht, darf es nicht auffallen, daß Landwirthschaft und Viehzucht noch fortwährend auf derselben tiefen Stufe stehen, als im vorigen Jahrhundert. Der Boden ist fast allenthalben sehr ergiebig, und doch herrschte im Jahre 1844, weniger durch Mißwachs hervorgerufen, als durch die plötzliche Ueberfüllung des Landes mit Soldaten, eine Hungersnoth, die vielen Menschen das Leben kostete. Die große Wohlthat der Kartoffeln war für die Musterwirthschaft in Tiflis zu geringfügig gewesen und man hatte es noch nicht so weit gebracht, daß außerhalb der Nähe der Städte ihr Anbau betrieben wurde. Viele einheimische Fürsten sind Mitglieder einer die Musterwirthschaft unterstützenden ökonomischen Gesellschaft und haben Orden für ihre Bemühungen erhalten, aber fast keiner hat sich bemüht, auf seinen Besitzungen mit gutem Beispiele

voranzugehen und nur einmal den Versuch des Kartoffel-
anbaues zu machen.

Man muß diese Gleichgültigkeit und Verkehrtheit um so
mehr bedauern, als der Kaiser, wie schon mehrmals gesagt,
sich keine Mühe verdrücken läßt und kein Opfer scheut, das
in jeder Hinsicht wichtige Land zu einiger Blüthe zu bringen.
Er setzte z. B. Belohnungen für diejenigen aus, die ein be-
stimmtes Terrain mit Kartoffeln bepflanzen würden, die Beam-
ten bekümmerten sich aber nur um den todten Buchstaben der
Verordnung, nicht um die eigentliche Absicht ihres Kaisers.
Die deutschen Kolonisten hatten auf ihrem schon urbaren Grund
und Boden fast sämmtlich soviel, als die Verordnung verlangte,
angebaut, aber sie wurden von der beabsichtigten Wohlthat
ihres Landesherrn ausgeschlossen. Dagegen kauften Eingeborne
die nöthige Masse der Kartoffeln von den Kolonisten und brach-
ten sie in bisher noch nicht bebautes Land, um nun die ausge-
setzte Belohnung, welche die Kosten für den Ankauf der Saat-
kartoffeln weit übertraf, in Empfang zu nehmen. Eine Kommissi-
on besichtigte den Acker, bekümmerte sich aber ebensowenig,
wie meistens auch der Eigenthümer, ferner darum und die Kar-
toffeln gingen häufig aus Mangel an Wasser zu Grunde.
Das war dem Besitzer des Kartoffelfeldes gleichgültig, denn
die Absicht, die Belohnung zu erhalten, war erreicht.

Ueber die Art und Weise des Getreidebaues habe ich
in meiner vorigen Reise bereits gesprochen und ich füge
deßhalb hier nur noch einige Worte über die verschiedenen
Sorten bei. Im Westen des kaukasischen Isthmus und be-
sonders in dem walddreichen Mingrelien, Gurien und Ime-
rien wird von den Eingebornen meist nur Hirse und einiger
Mais gebaut. Nur aus dem letzteren bäckt man meist in
der Asche rundliche Brode, die wegen ihrer Schwere nur
frisch genossen werden können. Aus der Hirse (die aber
nicht allein von der bei uns gewöhnlichen Pflanze, *Panicum*
miliaceum L., sondern auch von *P. italicum* L. und
Sorghum vulgare Pers., weniger von *S. nigrum* R. et S. und



S. bicolor Willd. stammt) bereitet man, wie ich es in der vorigen Reisebeschreibung beschrieben habe, eine Art Polenta und genießt diese, meistens noch warm, als Brod. In dem eigentlichen Grussien und der ganzen kaspischen Provinz baut man Weizen für die Menschen und Gerste für die Pferde. Hafer habe ich nirgends von den Eingebornen angebaut gesehen, wohl aber an einzelnen Stellen, besonders im Thale des Alasan und des Kur, Roggen und zwar allein oder mit Weizen als sogenanntes Gemengkorn. In den wärmeren Gegenden Daghestans, Schirwans u. s. w. widmet man auch dem Reife große Aufmerksamkeit, und in Armenien und Lenkoran sieht man Baumwollen-, Sesam- und Ricinus-Anpflanzungen.

Obwohl die Nordküste Kleinasiens und die wärmeren Länder Transkaukasiens, besonders Grussien, mit Recht das Vaterland unseres Obstes (mit Ausnahme der Zwetschen) genannt werden, so steht doch der Obstbau noch auf einer sehr tiefen Stufe der Kultur; gerade hier hätte die ökonomische Gesellschaft so ungemein viel thun können. Weder Aepfel noch Birnen vermögen mit den unsrigen nur einigermaßen einen Vergleich auszuhalten, und sogar die Pflirschen sind im Allgemeinen schlechter als die, welche bei uns an Spalieren gezogen werden. Besser sind noch Kirschchen und Pflaumen. Den Wallnußbäumen wendet man ebenfalls keine weitere Sorge zu; Haselnüsse liefern die Wälder in Menge und ebenso Kastanien. Auf Maulbeerbäume verwendet man in Grussien nur hier und da ihrer Früchte halber einige Sorge und die Lotuspflaume (*Diospyrus Lotus L.*), deren einheimischer Name Churma mehr Reifende zu der Meinung gebracht hat, daß, da Churma im Türkischen und Arabischen Dattel bedeutet, Datteln in Grussien wild wüchsen, wird mehr wild als angebaut gefunden.

Den Maulbeer-Anpflanzungen hat man in der neuesten Zeit mehr Sorge gewidmet, da die Seidenzucht große Vortheile verspricht, und man sich auch in Petersburg zur Aufgabe ge-

macht hat, diesen wichtigen Betriebszweig auf alle Weise zu unterstützen; die meisten Bemühungen gehen aber leider an der Trägheit und Indolenz der Einwohner verloren. Nach dem Urtheile von Sachverständigen ist die Seide an und für sich gut, ein Umstand steht jedoch ihrer allgemeinen Benutzung entgegen, der aber nichtodestoweniger leicht aufgehoben werden kann. Man gebraucht nämlich beim Abwickeln Weisen von verschiedener Größe und erhält dadurch auch verschieden große Gebinde, die, sobald sie benutzt werden sollen, erst nach gleichem Maße abgeweift werden müssen.

Mit Recht hatte die Regierung bei der Verbesserung der Seidenraupenzucht auf die deutschen Kolonisten Rücksicht genommen, und ich habe selbst die freundlichsten Ermunterungen von Petersburg aus gelesen. Um die Kolonisten noch mehr anzutreiben, schlug man ihnen vor, ihre Seide an eine bestimmte Adresse nach Moskau zu senden. Dort wollte man Sorge tragen, daß gerade diese Seide zu guten Preisen verkauft würde. Gewiß eine väterliche Maßregel, die sich später von selbst belohnen würde. Aber entweder hatte man von Petersburg aus vergessen (was übrigens nicht glaubhaft ist), nach Moskau deßhalb zu schreiben, oder (wahrscheinlicher) bekümmerte man sich dort nicht weiter um den in der Residenz ausgesprochenen Wunsch. Unter großen Hoffnungen sendeten die Kolonisten ihre Seide nach Moskau, erhielten aber weder Bezahlung noch Antwort. Erst nach verschiedenen Anfragen kam die Nachricht, daß man sich um den Verkauf ihrer Seide nicht bekümmern könne. Mit großen Unkosten wurde ein Kolonist nach Moskau gesendet und nun erst nach einiger Zeit die Seide um einen mäßigen Preis verkauft. Halbe Maßregeln sind schlimmer als gar keine.

Von großem Werthe für die transkaukasische Länder ist der Weinbau, zumal Rußland, außer auf der Südküste der Krim, keine Weingegenden besitzt und der Bedarf an Wein außerordentlich groß ist. Ich habe schon in der vorigen



Reisebeschreibung weitläufig über den Weinbau und über die Weinbereitung gesprochen und kann demnach nur hinzuzufügen, daß die rohe Behandlung sich nur wenig gebessert hat. Nach wie vor geht der Gurier und Mingrelier in seine Wälder, um sich im Herbst seinen Bedarf an Weintrauben zu holen, und ebenso geschieht die Bereitung des auch in Rußien allgemein beliebten Getränkes noch in den in die Erde gegrabenen oder in den Stein gehauenen großen Urnen (Kuptschinen) und die Versendung in den mit Naphtha getränkten und umgestülpten Thierhäuten (Burdufs). Doch haben die Deutschen an einzelnen Orten wesentlich zur Verbesserung des Weinbaues und der Weinbereitung beigetragen. Es lebt in Rußien auch ein Winzer mit Namen Lenz, dem man vor Allem die besten Sorten verdankt, leider ist er aber nicht in den Verhältnissen, um mit dem gehörigen Nachdrucke zu verfahren. Wenn ich auch keineswegs in die utopischen Träumereien vieler Russen mit einstimme und noch keineswegs den russischen Weinen und besonders dem sogenannten Kachetiner (d. h. dem in Kachien erhaltenen Weine) vor unseren guten und selbst mittelmäßigen Rhein- oder französischen Weinen den Vorzug gebe, so bin ich doch überzeugt, daß der Weinbau in Rußien zu den schönsten Hoffnungen berechtigt.

Auf einer sehr tiefen Stufe der Kultur steht die Gemüsezucht, und außer Bohnen wird eigentlich von den ursprünglichen Eingebornen gar nichts gezogen. Der Transkaukasier lebt zum Theil fast wie das Vieh und isst eine Menge gewürzhafter Kräuter roh oder macht sie mit Essig ein, um sich ihrer bei den zahlreichen Fastentagen zu bedienen. Für unseren Gaumen ungenießbare Kräuter sind dem Rußier und Armenier oft eine beliebte Speise. Der Basar ist besonders im Frühjahr reichlich damit versehen, aber von vielen Pflanzen fand ich nur die Blätter, so daß es mir nicht immer gelang, sie zu bestimmen. Ich glaube, es wird nicht uninteressant sein, wenn ich alles, was ich aus dem



Pflanzenreiche auf dem tifliser Basare vorband, hier mit den einheimischen grussischen und armenischen Namen aufführe.

Deutsch:	Armenisch:	Grussisch:
Apfrikose	Dsiran	Dscherami.
Pfirsiche	Teghrz (Tjehghds)	Adami.
Pflaume	Schlorr	Dghremali.
Zwetsche	Dambul	Dambuli.
Sauerkirsche	Bäl	Alu = Bali.
Süß = (Knorpel =)		
Kirsche	Gilas	Bali.
Mandel	Nusch	Nuschli.
Apfel	Chudsor (Chyndsor)	Waschli.
Birn	Dands	Sschali.
Quitte	Sfergewil	Kanschi.
Granate	Nur (Nar)	Brozenli.
Weinbeere	Chawog (Chaghogh)	Kurdzeni.
Wallnuß	Yngufß	Kefali.
Haselnuß	T'chil	T'chili.
Kastanie	Zabli	Zabli.
Feige	Lus	Tschinari.
Maulbeere	Tut	Tuta.
Kürbis	Tutum	Gogra.
Gurke	Chijar	Kitri.
Melone	Chemisch	Neswi.
Wassermelone	Z'meruk	Sasamtri.
Frucht des Silber-		
baums (?)	Pschad	Pschadi.
Dattel	Hinduchurma (alt-	Hinduchurma.
	arm. Armatw)	
Lotuspflaume	Kara-Churma	Churma.
Brustbeere	Hunab	Hunabi.
Kichererbse	Mugundo	Mugundo.
Ein mir unbekann-		
ter Same einer		
Cytisce	Mascha	Mascha.

Deutsch:	Armenisch:	Grusisch:
Bohne	Lobia	Lobijo.
Erbsen	Muchuto	Muchuto.
Rettig	Poghk	Polofi.
Runkelrübe	Daf	Dscharchali.
Safran	Sopran	Sopran.
Meerrettig	Chren	Chreni.
Lauch	Pras	Prasa.
Knoblauch	Chygdor	Mori.
Zwiebel	Ssoch	Chagwi.
Bärenlauch (Al- lium ursinum L. u. neapolitanum Cyr.)	Ranzil	Ranzili.
Sellerie	Magdanos	Dchrochoscha.
Petersilie	Rechur	Rechuri.
Koriander	Hamam	Khinsi (Glebati).
Kohl	Kalam (Kaghamp)	Kombasto.
Feldminze	Bidna	Bidna.
Pferdeminze	Dachz	Chareuli = Bidna.
Tanacetum Balsa- mita L.	Susambar	Susambari.
Sauerdornbeeren	Kozachuri	Kozachuri.
Gartenkresse	Kotim (Godjem)	Zizmadi.
Bohnenkraut	Kordin	Kandari.
Estragon	Targun	Targuna.
Spinat	Spanak (Espanak)	Jspanachi.
Salat	Salat	Salati.
Spar gel	Zennebek (Dsnjepeg)	Satazuri.
Salomonsiegel	Swintri	Swintri.
Pimpernußtrauben (mit Essig einge- macht)	Schonschali	Schonschali.

Die Gärten waren größtentheils nur Obstgärten. Der Blumenzucht hatte man nur ausnahmsweise eine geringe

Sorgfalt gewidmet. Vor Allem sah ich Lilien (Schuschän), Rosen (Ward), Nelken (Mizhafi) und Springe (Jesaman).

So wenig dem Getreidebau, der Obstzucht u. s. w. eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt wird, einer ebenso geringen Sorgfalt erfreut sich die Viehzucht, obwohl gerade vorherrschend Rindvieh und Schaafe den Christen, wie den Mohammedaner ernähren müssen. Zu dem Rindvieh gehören auch die Büffelthiere, die, wie ich im vorigen Kapitel näher auseinandergesetzt habe, für Rußien von unberechenbarem Nutzen sind. Man hat aber in Transkaukasien von unserem Rindvieh und von den Büffeln nur in einzelnen Gegenden Heerden, und Kühe und Ochsen dienen fast allein als Zugvieh. So wenig der Transkaukasier für den andern Morgen sorgt, eben so selten sammelt er während der guten Frühlings- und Sommerzeit für sein Vieh Heu, um ihm im Winter die nöthige Nahrung vorlegen zu können. Er treibt es dann auf die aller Vegetation entblößte Steppe und überläßt es dort hungrig seiner Fertigkeit im Auffinden fast ungenießbarer Stengelreste. Man darf sich deßhalb nicht wundern, wenn schon gegen Weihnachten hin fast alles Vieh seine bis dahin freundliche Gestalt verloren hat und von Tag zu Tage magerer wird. Es ist nur nothdürftig im Stande, sein Leben zu fristen und der anhaltende Hunger ruft schon zeitig eine Krankheit, die Räude, hervor, die während der Winterzeit mehr oder weniger sämmtliches Vieh ergreift. Jedes Stück bietet mit seinem im Winter von Haaren zum großen Theil entblößten Körper einen unangenehmen Eindruck dar. Diese schlechte Behandlung des Viehes ist wohl auch Ursache, warum die Kühe nur so lange Milch geben, als sie ihre Kälber säugen. Die Familien, welche wenig Kühe haben und diese dann noch als Zugvieh benutzen, haben keineswegs wie wir das ganze Jahr hindurch Milch, sondern kaum erfreuen sie sich dieser nährenden Kost einige Monate lang. Leider ist diese Entartung der

Nähe zum großen Theil auch auf die deutschen Kolonisten übergegangen, und dieselben Schwaben, deren Väter in ihrem Vaterlande eine geregelte Landwirthschaft gewohnt waren, haben hierin den weit tiefer stehenden Tataren, Grusiern und Armeniern nachgeahmt.

Die Schafe werden vorherrschend von den Eingebornen Transkaukasiens gepflegt und in großen Heerden, besonders von Armeniern, Tataren und den grussischen Bergstämmen, im Frühlinge nach den mattenreichen Abhängen des höheren Gebirges getrieben. Fast ohne Ausnahme gehören sie zu den sogenannten Fettschwänzen. Als solche sind sie weit größer als die unsrigen und erfreuen sich eines vorzüglichen Fleisches, wie wir es selbst nicht an den bei uns gerühmten Frankenhämmeln finden. Freilich ist die Wolle dagegen sehr schlecht, oft selbst haarähnlich und man kann aus ihr nur grobe Stoffe verfertigen.

Ziegen hat man in den Gebirgsgegenden häufiger und namentlich erfreut sich ihre Zucht bei den grussischen Bergstämmen einer besonderen Sorgfalt. Sie werden, gleich den Schafen und in der Regel mit ihnen, auf die Weide getrieben und wandern mit ihren Hirten oft 40—50 Meilen weit, um dann gegen den Herbst hin wiederum heimzukehren. Aus ihren Haaren verfertigt man allerhand Zeuge, die deshalb geliebt werden, weil sie nicht, wie die wollenen Stoffe, Feuchtigkeit anziehen und dicht gewebt, den gewöhnlichen Regen kaum durchdringen lassen. Aus dieser Ursache verfertigt man besonders Mäntel aus ihnen.

Schweine werden nur von Christen gezogen und finden sich vor Allem in den westlichen Provinzen, am Häufigsten in Mingrelien und Gurien. Dort, in den Urwäldern des Rion-Bassins, in dem alten Kolchis, laufen sie mehr wild herum und werden von den Eingebornen häufig nur dann eingefangen, wenn sie gegessen werden sollen. In den flachen Gegenden des Kur, wo vorherrschend Mohammedaner wohnen, halten sie sich in den dortigen Sümpfen in unge-

heurer Menge auf, und da sie nur von Christen benützt werden, vermehren sie sich auf eine solche Weise, daß auch die Mohammedaner gezwungen sind, auf ihre Jagd auszugehen.

Wie überhaupt im Oriente, so widmet man auch in Transkaukasien den Pferden die meiste Sorge, wenn auch der Grusier und noch weniger der Armenier nie eine solche übertriebene Liebe, wie Tscherkessen, Araber, Kurden u. s. w. sie besitzen, gegen seine Pferde an den Tag legt. Diese erfreuen sich auch keines besonderen Rufes und sind klein, vermögen aber doch lange auszudauern. Selbst zu wenig Pferdekenner, wage ich es nicht, über die verschiedenen Arten ein Urtheil zu fällen und bemerke deshalb nur, daß von allen transkaukasischen Pferden allein die von Karabagh, einer armenisch-tatarischen Provinz, hochgehalten werden.

Esel sieht man hauptsächlich in der Nähe von Tiflis, wo man sie besonders benützt, um die große Stadt mit den nöthigen Kohlen zu versehen. Außerdem wird in den officiellen Berichten der Kreis von Jelisawetpol als besonders reich daran angegeben; ich muß aber gestehen, daß meine eigenen Beobachtungen dem widersprechen und bin gezwungen, auch hier zu wiederholen, daß man in Transkaukasien officiellen Berichten nicht immer trauen kann. Mit eigenen Augen habe ich mich oft überzeugt, wie leichtsinnig die verlangten Berichte angefertigt worden sind, die oft sogar geradezu aus der Luft gegriffen wurden.

Kameele, und zwar vorherrschend einbucklige (Dromedare), werden nur im Kreise Erivan, also im russischen Antheile Armeniens, gezogen; von ihnen habe ich schon im vorigen Kapitel gesprochen.

Zur genauen Uebersicht des Viehstandes in der grusischen Provinz Transkaukasiens will ich hier eine freilich nicht zuverlässige Tabelle, aus den officiellen Berichten ausgezogen, folgen lassen.



	Pferde.	Rind- vieh.	Schafe.	Ziegen.	Schwei- ne.	Gef.	Ka- meele.
Tifliser Kreis	9900	54500	74600	—	66000	700	—
Kachien . . .	3200	60600	65000	—	10000	4000	—
Tatarisch- Grußen . . .	24000	70000	270000	—	35000	?58000	—
Armenien . . .	53000	141000	130000	—	300	3000	3900
Samsche . . .	3050	19000	13500	5200	1100	—	—
Somchethi . . .	1200	12700	8500	—	—	100	—
Karthli . . .	3100	58000	231000		—	—	—
Imerien . . .	10000	50500	21000	34000	82000	350	—
Gurien . . .	1900	6300	870	18000	16000	—	—
Tchuschen . . .	4300	5800	200000		3000	—	—
Pschawen und Scheffuren . . .	550	4500	35000		—	—	—
Ossen . . .	300	12000	50000	80000	?	8000	—
Elisui . . .	2000	2000	30000	2500	—	200	—
Dsharo-Belo- kan . . .	215000	Stück Vieh.					

Berfolgen wir nun den Transkaukasier in das Innere seiner Wohnung, in den Kreis seiner Familie, so tritt dem unbefangenen Zuschauer hier dieselbe Erbärmlichkeit und dasselbe namenlose Elend, wie im ganzen Oriente, entgegen. Die Städte sind allerdings seit der Besitznahme des Landes durch die Russen wohlhabender und freundlicher geworden, nicht aber die Dörfer, in denen zum Theil die Armuth zugenommen hat. Wenn auch Lesgier und Ossen jetzt nur noch sehr selten Dörfer überfallen und mit Beute reich beladen heimkehren, so sind doch die gesetzlichen, vom Staate und von den Feudalherren in Anspruch genommenen Steuern, zu denen sich noch allerhand zufällige, durch Beamte und Truppenmärsche hervorgerufene Lasten gesellen, zum Theil größer als früher. In der Regel besitzt die ganze Familie nur ein einziges Zimmer, und die Felle sind selbst jetzt noch häufig, wo auch das wenige Vieh im Winter ebenfalls darin wohnen muß. Die einzelnen Glieder der Familie vermögen nur nothdürftig ihre Blößen zu bedecken und ein und dasselbe leichte Gewand hüllt Sommer und Winter den Körper ein. Die Kinder laufen bis in das zehnte und zwölfte

Jahr nackend herum oder sind mit elenden Fegen umhängen. Mehr Wohlstand herrscht im Allgemeinen noch im Osten als im Westen.

Ueber Sitten und Gebräuche der Transkaukaster und besonders des grussischen Volkes habe ich schon in der Beschreibung meiner vorigen Reise, namentlich in einem besonderen (dem 27.) Kapitel des zweiten Bandes gesprochen und will das schon Gesagte hier nicht wiederholen. Ebenso wird das, was ich im 26. Kapitel und außerdem in der Beschreibung des Stammlandes der Grusier im 2. Bande meiner Wanderungen im Oriente über die Abstammung des ganzen grussischen Volkes gesagt, genügen; vielleicht finde ich noch hie und da Gelegenheit, manches Neue und noch nicht Gesagte anzuknüpfen.

Nur zwei Gegenständen möchte ich hier noch einige Aufmerksamkeit widmen, da ich ihrer in meiner vorigen Reisebeschreibung nicht gedacht habe: es sind dieses die Kochkunst und die Musik. Die genauen Nachrichten hierüber verdanke ich zunächst meinem Freunde Abowjan, demselben für europäische und zunächst deutsche Bildung so enthusiastisch Armenier, den Parrot, der erste Ersteiger des Ararat, aus seiner dumpfen Zelle zu Etschmiadzin mit sich nach Dorpat nahm und ihm deutsches Wesen einimpfte. Liebe zu seinem Vaterlande und dem Volke, dem er angehörte, trieb ihn von Neuem über das Gebirge des Kaukasus nach den vaterländischen Gauen am Kur und am Araxes. Dort widmete er sich allein der Erziehung. Möglich, daß er in einzelnen Dingen von der vom Staate einmal betretenen Bahn in der Volksaufklärung abwich, denn die äußere Form genügte keineswegs seinem höher aufstrebenden Geiste, möglich auch, daß von seiner Seite mannigfache Fehlgriffe geschahen, sicher ist aber, daß in Transkaukasien bis jetzt noch kein Lehrer existirt hat, der mit solcher Liebe und mit solcher Aufopferung sich der Erziehung der Kinder unterworfen hat, als Abowjan. Ich bin kein Freund des armenischen Volkes,

aber durch ihn habe ich gesehen, daß es auch unter ihm gute und edle Menschen gibt, die ein höheres Streben in ihrer Brust tragen und unsere volle Anerkennung verdienen. Leider erfreut Abowjan sich keineswegs der Achtung in Transkaukasien, wie er es verdient, und kleinlicher Sinn der Behörden hindert ihn unendlich in seinem redlichen, unverdroffenen Streben. Hätte Armenien nur noch hundert Männer, die gleich ihm eine solche gediegene Bildung und einen solchen guten Willen besäßen, so würde das Land sich bald eines größeren Aufschwunges erfreuen; mit Stolz könnte Rußland dann auf die Perle seiner weiten Besitzungen blicken. Mit dem Herzen und nicht mit dem trockenen, nur berechnenden Verstande beginnt er die Erziehung der Jugend; das jugendliche Gemüth sucht er für das Gute zu fesseln und bemüht sich auf alle Weise, den Keim einer deutschen Moralität einzupflanzen und zu nähren. Möchte ihm sein Wirkungskreis als Direktor der Kreisschule in Eriwan erhalten werden und dürfte er sich einer kräftigern Unterstützung seiner Behörden und der nothwendigen Anerkennung erfreuen, so könnte wohl von Eriwan aus sich ein neues Licht über das unglückliche, verwaahrloste und Jahrhunderte lang mit Füßen getretene armenische Volk verbreiten!

Nächst dem verdanke ich meinem früheren Dolmetscher in Ossen, Joseph, dessen ich schon in meiner vorigen Reise rühmend gedacht habe, manche Aufklärung. Noch mehr ist ihm mein Reisegefährte, Dr. Rosen, zu Dank verpflichtet, denn auf meine Bitte fand er sich bald nach unserer Ankunft in Tiflis ein, um in Dr. Rosen einen der Sprache mehr gewachsenen Schüler, als in mir, zu finden. Die dadurch erlangten und von Dr. Rosen der Akademie der Wissenschaften zu Berlin eingesandten Resultate über die ossische Sprache werden eben jetzt dem Drucke übergeben und sind um so interessanter, da sie eine Darstellung des dwalischen (südossischen) Dialektes der ossischen Sprache sind, während der russische Akademiker Sjögren hingegen den ächten oder

nordossischen Dialekt seiner leider nur in russischer Sprache erschienenen Grammatik zu Grunde legte. Zwar ist der Dolmetscher Joseph kein Osse, aber der ossischen Sprache mächtig. Als Armenier beweist er ebenfalls, daß es unter seinen Landesleuten auch viele achtungswerthe Männer gibt.

Die Brodbereitung habe ich an verschiedenen Stellen der Beschreibung meiner vorigen Reise besprochen und gehe deshalb sogleich zur Kochkunst über. Wenn ich auch einzelne Speisen mit Wohlgefallen verzehrte, so muß ich doch offen bekennen, daß unsere Feinschmecker sich keineswegs bei einem grussischen Gastmahle befriedigt fühlen würden. Auf meine Veranlassung veranstaltete Abowjan ein nationales Gastmahl, das, obwohl man hie und da von der einheimischen Sitte abgewichen war, den gegenwärtigen russischen und deutschen Gästen doch nicht besonders mundete. Wie das ganze grussische und armenische Volk noch auf einer sehr tiefen Stufe der Kultur im Allgemeinen steht, so nicht weniger die Kochkunst, die nur durch gewürzhafte Beisätze den Gaumen zu fesseln im Stande ist. Aber wiederum sind es nicht die feineren, bei uns in Anwendung gebrachten Gewürze, die angewendet werden, sondern vorzugsweise waren es Zwiebeln, Knoblauch, spanischer Pfeffer, die unter dem Namen des schwarzen Pfeffers gebrauchten Früchte des Keuschlammstrauches (*Vitex agnus castus L.*), Koriander, Basilienkraut u. s. w., die gewöhnlich beigemengt erschienen.

Suppen, ähnlich den unsrigen, besitzt man in Transkaukasien gar nicht und so sah ich oft, daß man die schönste und kräftigste Fleischbrühe weggoh. Ich erinnere mich noch aus der vorigen Reise der Zeit, wo ich mir die concentrirte Fleischbrühe ausbat und sie zum großen Erstaunen der Eingebornen trank. Was man in Grusien Suppe (*Bosbaschi*) nennt, entspricht mehr einer dicken Sauce und wird wie diese mit Brod, das man hineintaucht, gegessen. Rindfleisch liebt man, wie ich schon mehrmals gesagt habe, im Oriente nicht, doch wird es in Grusien noch am Häufigsten



genossen. Dem Hammelfleische steht es in jeder Beziehung nach und deshalb bedient man sich auch des letztern fast nur zur genannten Suppe. Man schneidet es zu diesem Zwecke in kleine Stücken und kocht es mit allerhand gewürzhafteu Kräutern. Eine andere Suppe, Draguli genannt, entspricht unserer Erbsensuppe und besteht aus gekochten, aber keineswegs enthülften Erbsen, denen fein zerschnittene Zwiebeln und Del zugesetzt werden.

Nach der Bosbaschi wird meist Chaschlama aufgetragen. Hierunter versteht man in Stücken zerschnittenes Rindfleisch, das mit Zwiebeln, Bärenlauch (*Allium ursinum* L. und *neapolitanum* Cyr.), Pfeffer und Koriander gekocht wird.

Dschigirtma (Chaslama = Tschorbata), ein Huhn, zerschnitten und mit Essig, Eiern, Zwiebeln und wenig Butter angemacht.

Korkoti, eine Art Brei. Grobgestoßener Weizen wird in Wasser und bei beständigem Umrühren lange gekocht und dann mit brauner Butter bestrichen. Man legt fette Stücken Hammelfleisch auf und setzt das Gericht besonders bei Todtenmahlen vor.

Tzwadi (Schaschlik im übrigen Kaukasus) nennt man den auf dem ganzen kaukasischen Isthmus beliebten Spießbraten von Hammelfleisch. Zu diesem Zwecke schneidet man das Fleisch in kleine, zolllange und 6—9 Linien dicke Stückchen, bestreut sie mit Salz und läßt sie, an einen Stock gesteckt, über gelindem Kohlenfeuer braten.

Mochrakuli: Rindfleisch oder Huhn wird in lange und breite Stücken geschnitten und in einer Pfanne mit irgend etwas Schwerem belegt, um nun in Butter gebraten zu werden.

Unter Abchafuri versteht man eine Fleischspeise, zu der man Rind- oder Hammelfleisch, häufig auch Huhn in lange Stücken zerschneidet und diese mit Salz, Pfeffer und Zwiebeln gemengt in das Bauchnetz eines fetten Hammels wickelt, um das Ganze in einer Pfanne zu braten. Man

durchsicht es auch mit drei Holzspießen und dreht es über gelindem Feuer so lange herum, bis es gar wird.

Erpoguerschí sind unsere in Butter geschlagenen und gebratenen Eier.

Papa heißt eine Mehlspeise. Es wird nämlich gewöhnliche Feldminze so lange in Wasser über Feuer erhitzt, bis das Wasser darnach riecht. Nun nimmt man die Minze heraus und setzt bei gelindem Feuer und unter beständigem Umrühren allmählig Weizenmehl dazu, bis das Ganze Breikonsistenz erhält.

Zandili nennt man aufgekochten und enthülsten Weizen, der dann weiter mit Honig, Rosinen und Mandeln behandelt wird.

Anzani: ein Kürbis wird gekocht und dann erst geschält und zerdrückt, um nun mit Del, Zwiebeln und Sauerdornbeeren gebraten zu werden.

Chawizi ist ein sonderbares Gericht für Wöchnerinnen. Kleine Zwiebeln werden so lange mit Butter gebraten, bis sie einen süßlichen Geschmack erhalten; nun erst setzt man unter beständigem Umrühren so lange Mehl hinzu, bis das Ganze Breikonsistenz erhält.

Der gewöhnliche Plass oder Pillau ist nichts weiter, als geschmorter Reis, wird aber in Transkaukasien und besonders in den früher persischen Provinzen weit geschmackvoller als in der Türkei bereitet. Man hat verschiedene Arten von Plass, und von ihnen habe ich schon in der Beschreibung meiner früheren Reise einige näher bezeichnet. In Grusien wird er am Häufigsten so bereitet, daß man den abgewaschenen Reis leise aufkochen läßt, ihn ausdrückt und in einer mit Butter und Eiern bestrichenen Pfanne mit Butter belegt, um ihn langsam schmoren zu lassen. In der Regel wird er mit Safran und Rosinen versetzt und mit Hammelfleisch oder Huhn aufgetragen. Der vorzüglichste Plass, der bei Todtenmahlen nie fehlen darf, führt den Namen Dschilaplass. Der abgebrühete Reis wird hier lang-

sam und lange mit Rindfleisch und dem Fettpolster, welches die dortigen Hammel an der Basis des Schwanzes haben, geschmort.

Kzis = Schetmaschadi ist ein Pfaff, der noch mit Milch versetzt wird.

Außer diesen Gerichten gehören aber zu einer grussischen Tafel noch eine Menge frischer und aromatischer Kräuter, die theils in Gärten gezogen, theils aber auch auf freiem Felde gesucht werden. Sie liegen in Menge auf dem Tische. Jeder Gast erhält, selbst noch in den europäisirten Familien, ein Bündel davon vor seinen Teller gelegt, damit er nicht allein vor dem Beginne des Mahles, sondern auch zwischen jedem Gerichte seinen Appetit reizen könne. Die so aufgelegten Kräuter bestehen hauptsächlich aus Estragon, Bohnenkraut, aus allen in Grussien wachsenden Minzen, aus verschiedenen wildwachsenden Lauch = Arten, aus Koriander, Fenchel, Selleriekraut, Petersilie u. s. w. Die Grusser besitzen im Verzehren dieser rohen, nur für Wiederkäufer u. s. w. genießbaren Kräuter eine solche Fertigkeit, daß es mir stets Vergnügen machte, ihnen dabei zuzusehen.

Zu Ende des Gastmahles kommen auch allerhand Naschereien und Süßigkeiten zum Vorschein, und vor Allem werden eingemachte Quitten, eingemachte Rosenblätter, geröstete Kichererbsen und Melonenkerne u. s. w. geliebt. Die Grusserinnen machen es aber auch wie die übrigen Orientalinnen und naschen zu jeder Zeit und so oft sie etwas bekommen.

Die Gastmähler der Sunniten und besonders der Osmanen gestatten keine laute Freude, indem nur den Sinnen, die eben gerade in Anspruch genommen werden, gehuldigt wird. Mehr lärmt schon der freier denkende Schiite, der Grusser übertrifft wohl aber alle übrigen Orientalen an Geselligkeit und fröhlichen, heiteren Gelagen. Der einheimische Wein mag zunächst zu den gewöhnlichen lärmenden Aeußerungen der Freude beitragen, und schon wenige Tage nach seiner Geburt erhält das Kind von seiner Mutter



Wein, damit es gedeihe und stark werde. So von Jugend auf dazu gewöhnt, vermag der Grusier schon bald eine nicht unbedeutende Menge seines Lieblingsgetränktes zu sich zu nehmen, und ergreift deshalb jede Gelegenheit gern, um seiner Neigung, dem Trinken, zu fröhnen. Mit den tatarischen Worten: „Allah werdi“, d. i. „Gott hat es gegeben“, ergreift der Grusier die metallene Schale und trinkt irgend einem der Gäste zu. Hierauf füllt dieser auch die feinige und mit einem „Jachshi Jol“, d. i. „guten Weg“, leert er sie ebenfalls bis auf die Reige.

Russl und Gesang ist dem Grusier bei seinen Gastmählern ein nothwendiges Bedürfniß und plötzlich erheben sich die Stimmen der besonders eingeladenen Bänkelsänger, während die lärmenden und tosenden Instrumente zu gleicher Zeit einfallen. Die lautesten Aeußerungen der Freude verstummen dann von Seiten der Gäste, denn diese hören den mit vieler Kunst aus tiefer Brust hervorgerufenen schrillenden und zitternden Tönen aufmerksam zu. Die Bänkelsänger suchen auf alle Weise den Beifall ihrer Zuhörer zu erlangen, und besonders wenn zwei und selbst mehr mit einander abwechselnde Gruppen vorhanden sind, nehmen sie zu allerhand Charlatanerien ihre Zuflucht. Wessen Stimme am Besten vernommen wird und wer im Stande ist, den Andern zu überschreien, hofft den Lorbeerkrantz, nach dem er ebenso begierig, wie unsere Opersänger, hascht, zu erlangen. Um den Schall zu vermehren, bedient man sich mit vieler Fertigkeit eines Tellers oder eines besonderen Schallbrettes. Um den Zuhörern eine größere Meinung von seiner Kunst beizubringen, zieht der Sänger allerhand Grimassen und wackelt bei den hohen Tönen mit dem Körper hin und her, um gleichsam die großen Anstrengungen damit an den Tag zu legen, die zu seinem Gesange nothwendig sind. Je mehr ihm diese Täuschung gelingt, um so höher wird auch sein Gesang geschätzt.

So grell und schreiend der Gesang des Transkaukasiers und besonders des Grusiers erscheint, eben so lärmend ist seine

Instrumentalmusik. Es liegt ihm weniger an zarten und wohlklingenden Tönen, als vielmehr an der Größe des Lärmens, den ein Instrument hervorzurufen im Stande ist. Trommeln und Pfeifen spielen die Hauptrolle. Von den ersteren besitzen die Grusier zwei Arten, von denen die eine unseren Pauken oder einer Doppeltrommel entspricht. Sie führt den Namen Naghara und besteht aus zwei irdenen, vasenähnlichen Gefäßen von der Länge eines Fußes. Die Oeffnungen beider sind verschieden weit und während das eine sie 6 Zoll im Durchmesser besitzt, hat sie das andere Gefäß weit kleiner. Ueber beide ist aber eine Haut gespannt und Riemen befestigen nicht allein diese, sondern auch beide Trommeln mit einander. Die einfache Trommel, Daphi oder Doli, ist kleiner als die unfrige und ebenfalls oben und unten mit einer Haut bespannt. Der Trommelschläger hängt sie um und schlägt auf die obere Seite mit dem Wadenknochen eines Thieres, auf die untere hingegen zu gleicher Zeit mit einem hölzernen Klöpfel. Das Hackbrett, Santuri, besitzen die Grusier gerade so wie wir. Die gewöhnlichen Pfeifen, Salamuri, werden aus Holz oder aus Thon verfertigt.

Klarinetten haben die Grusier zweierlei; von ihnen ist die eine, Dudukli genannt, oben und unten gleichmäßig dick, während die andere, Surneh, nach unten sich allmählig erweitert, um den Schall gleichmäßiger zu verbreiten. Unsere Flöte ist den Transkaukasern unbekannt. Von Saiten-Instrumenten habe ich vier Arten gesehen und von ihnen entsprechen zwei unseren Geigen. Diese unterscheiden sich nur durch die Anzahl der Saiten: die Tschianuri besitzt vier, die Thari hingegen sechs. Die Zither, Dschonguri, hat vier Saiten und entspricht hinsichtlich ihrer Form derjenigen, wie wir sie in Deutschland vor Einführung der fremden Guitarre in Gebrauch hatten. Harfen, Dschangi, sieht man nur in den fürstlichen Familien.

Das beliebteste und am Häufigsten in Gebrauch genommene Instrument ist das Tamburin, Daira. Es unter-



scheidet sich auf keine Weise von dem, wie wir es von den Zigeunern kennen gelernt haben. Jeden Abend, besonders im Frühlinge und im Herbst, wenn sich die weiblichen Glieder einiger Familien auf der Terrasse eines Hauses einfänden, ergreift eine Jungfrau nach der andern das Tamburin, um zu ihrem Nationaltanz selbst den Takt zu schlagen. Ich habe nicht leicht einen zierlicheren, graziöseren und die Sinne bestechenderen Tanz gesehen, als den kaukasischen Nationaltanz, gewöhnlich Pesghinka genannt.

Ehe ich auf die Hauptstadt Grusiens, sowie Cis- und Transkaukasiens, nämlich auf Tiflis übergehe, ist es wohl gut, noch zuvor Einiges über die Wohnungen der Transkaukasier im Allgemeinen und dann über die Verbindung derselben zu Dörfern und Städten zu sagen. Die Häuser der Fürsten und der reicheren Edelleute, wie man sie namentlich in den Städten findet, bestehen in der Regel aus einem Erdgeschosse und aus einem Stockwerke. Die unteren Räume werden in diesem Falle meist nicht bewohnt, sondern sind dem Viehe und den Wirthschafts-Geräthen angewiesen. Rings um das Stockwerk oder nur auf der Vorderseite ist eine altanartige Gallerie angebracht, und eine hölzerne Treppe führt meist von unten unmittelbar auf dieselbe. Im westlichen Kaukasus gibt es nur rechtwinklige Giebeldächer, im Osten erscheinen sie als eine flache Terrasse, die am Abend von der ganzen Familie eingenommen wird und in der guten Jahreszeit als Schlafstätte dient. Das Innere dieser besseren Häuser erfreut sich keiner Regelmäßigkeit und zum Theil sind die Zimmer, besonders die nicht bewohnt werden, eng und schmal. Ihre Einrichtung entspricht im Allgemeinen derjenigen, wie sie schon im ersten Bande der Wanderungen angegeben ist, nur herrschen in den grussischen Häusern die Teppiche vor. Die Bereitung kunstvoller Teppiche geschieht besonders im Osten des kaukasischen Isthmus, in den früher persischen Provinzen, von denen ich später noch besonders sprechen werde.



Die Häuser des gemeinen Mannes sind nach den Verhältnissen verschieden. In den walddreichen Gauen des Westens und besonders im ganzen Nion-Bassin hat man hölzerne Häuser. Da aber die Sonne zu keiner Zeit den stets feuchten Boden bescheinen kann, so war man gezwungen, das in der Regel nur aus einem Zimmer bestehende Haus einige Fuß über dem Boden zu erbauen und es deßhalb auf hölzernen Unterlagen ruhen zu lassen. Die Armeren legen die Balken, welche meist gar nicht behauen sind, einfach übereinander und geben sich selbst nicht einmal die Mühe, die Zwischenräume mit Moos auszufüllen; die Reicheren hingegen bedienen sich oft dicker Bohlen und bringen allenthalben kunstvoll gefertigtes Schnitzwerk an. Die Firste des Daches bildet in diesem Falle meist einen rechten Winkel und wird mit Brettern oder wohl auch mit Schilf und Stroh belegt. Diese Art Häuser haben viele Aehnlichkeit mit denen der Schweiz.

Der ächte Grusier, der Karthlosianer, d. h. der Einwohner Karthli's, bedient sich steinerner Häuser. Er lehnt seine Wohnung zwar ebenfalls gern nach hinten an eine Erhöhung, führt aber die Wände auf eine andere Weise als der Armenier auf. Er nimmt nämlich Kollsteine aus einem nahen Bache und legt sie mit vieler Fertigkeit, in der Regel ohne Lehm oder Mörtel, übereinander, so daß eine bis $1\frac{1}{2}$ Fuß dicke Mauer entsteht. Ein viereckiger umfriedigter Raum bildet eine Art Vorhof. Diese Art Häuser nennt man in Grusien vorzugsweise Sakh.

Die armenischen Häuser habe ich schon in dem vorigen Bande meiner Wanderungen mehrmals erwähnt. Sie liegen tiefer in der Erde und besitzen in der Regel nur nach vorn eine künstlich mit Lehm und Holz angefertigte Wand. Der Armenier ist in Grusien wohlhabender als der Grusier und während das Haus des letztern meist nur aus einem Zimmer besteht, bildet die Wohnung des Armeniers häufig ein unterirdisches Labyrinth. Ihre innere Einrichtung habe ich namentlich im zweiten Bande der Beschreibung meiner



vorigen Reise (z. B. Seite 358) erwähnt, weshalb ich mich hier auf jene Schilderung beziehen kann.

Die Häuser im Westen liegen sehr zerstreut und man findet besonders in Mingrelien und Gurien Dörfer, die sich Stunden lang hinziehen. Es ist oft schwierig zu bestimmen, wo ein Dorf aufhört und das andere beginnt. In dem eigentlichen Karthli, wo Armenier wohnen, und im ganzen Osten des kaukasischen Isthmus bestehen die Dörfer aus nebeneinander liegenden Häusern.

Die Zahl der Städte in der heutigen Provinz Grusien beträgt nur zwölf:

Tiflis	mit 6,500 Häusern und	50,000 Einwohnern,
Eriwan	= 2,800	= 20,000
Jelisawetpol	= 2,500	= 17,000
Achalzich	= 2,300	= 13,000
Alexandrapol	= 1,800	= 10,000
Nachitschewan	= 900	= 6,200
Gori	= 700	= 5,000
Ssignach	= 630	= 4,500
Telaw	= 600	= 4,200
Kutaisch	= 550	= 3,800
Ordubad	= 540	= 3,200
Duscheth	= 250	= 1,800

In der Beschreibung meiner vorigen Reise hatte ich von Tiflis die Einwohnerzahl zu 60,000 Seelen für damals allerdings zu hoch angegeben; sie möchte aber jetzt, wenn man die mehr zufälligen Einwohner, deren Tiflis mehre Tausende besitzt, dazu rechnet, leicht die dort angegebene Zahl erreichen. Obwohl Haupt- und Residenzstadt, fehlen doch gerade in Tiflis bestimmte und zuverlässige Tabellen, die freilich bei den Veränderungen im Personale der Beamten und bei dem Ab- und Zufließen der Transkaukasier auch unendliche Schwierigkeiten darbieten.

Daß Tiflis, als ich im Februar 1844 dort anlangte, im Verhältniß zu dem Jahre 1837, wo ich es zum letzten

Male sah, zugenommen und sich zu seinem Vortheile verbessert hat, habe ich bereits erwähnt. Die Straßen und Häuser nicht weniger als die Menschen traten mir freundlicher und ordentlicher entgegen. Das europäische Element macht sich von Jahr zu Jahre mehr geltend und drängt das asiatische zurück. Dadurch hat Tiflis das eigenthümliche, pikante Ansehen erhalten, wodurch es sich wesentlich von allen andern Städten des Orientes unterscheidet. Leider wird es aber von Jahr zu Jahr seine Eigenthümlichkeiten mehr verlieren und es bedarf vielleicht nur eines halben Jahrhunderts, um Tiflis in eine ächt europäische oder vielmehr russische Stadt umgewandelt zu sehen.

Ich habe wohl nicht nöthig, die Stadt mit ihren einzelnen Theilen von Neuem zu beschreiben, da ich dies schon zur Genüge in der Beschreibung der vorigen Reise (im 28. Kapitel des zweiten Bandes) gethan habe, aber aufmerksam machen will ich doch auf die Veränderungen, die mir bei meiner letzten Anwesenheit bemerkbar wurden. Die neue Stadt (Wareth-Uban) hat sich vor Allem wesentlich vergrößert und verbessert, und wenn man in ihren breiten Straßen einherwandert und die übermäßig großen Plätze durchschneidet, so spricht sich unwillkürlich der Typus einer neurussischen Stadt aus. Aber auch in der alten Stadt sind viele der unansehnlichen Sackly's verschwunden und haben besseren einstöckigen Häusern Platz gemacht. Den engen Straßen hat man ebenfalls mehr Aufmerksamkeit gewidmet und ist es auch noch keineswegs gelungen, sich des gränzenlosen, oft fußhohen Schmutzes zu bemeistern, so muß man doch das Wenige, was geschehen, anerkennen. Tiflis ist vielleicht jetzt eine der schönsten und originellsten Städte des Orientes und die früher beschriebenen Städte Erserum, Kars und Musch erscheinen dagegen nur als elende Trümmerhaufen.

Die Marktstraßen oder die sogenannten Basare sind nicht allein schöner, sondern auch größer geworden und damit hat sich die Menge der Käufer vermehrt. Der eilig dahin-



stehende Kur scheint das Vorbild des thätigen Lebens im Inneren der Stadt zu sein. Die einzelnen Buden oder Läden haben an Eleganz, die man sonst gerade nicht in Asien sieht, gewonnen, und vermögen sie auch noch nicht mit den berliner oder gar mit den pariser derartigen Etablissements zu wetteifern, so unterscheiden sie sich doch wesentlich von denen in Konstantinopel, der Residenz des Herrschers der Gläubigen. Neben den beiden bestehenden Karawansarai's erhebt jetzt ein drittes, größer und schöner, als die beiden älteren. Großartig erhebt es sich aus den Fluthen an der Brücke des Kur, in welchen hinein man es absichtlich gebaut hat, um im Sommer die unteren Gewölbe kühl zu erhalten, und zeigt in seiner Anlage eine große Anzahl von Zimmern und anderen Räumen.

Die Vorstadt Kufi steht jetzt mit dem sogenannten Sande, auf dem deutsche Kolonisten ihre Wohnungen aufgeschlagen haben und auf dem auch Herr Salzmann noch fortwährend seine erweiterte Gastwirthschaft besitzt, in Verbindung und zieht sich nördlich bis fast in die nächste Nähe der Kolonie Neutiflis. Auch der Amlabar auf der Höhe des östlich begränzenden Felsenufers hat ein schöneres Gewand angezogen und mitten aus dem Häusergewirre, in dem Venus vulgivaga früher ihre Tempel aufgeschlagen hatte, erheben sich ein- und selbst zweistöckige, nach europäischem Muster erbaute Häuser.

Früher war nur eine hölzerne Brücke vorhanden, welche die Stadtviertel diesseits und jenseits des Kur mit einander verband; jetzt hat man dicht daneben noch eine zweite erbaut und eine dritte führt von dem äußersten Ende der Neustadt nach dem gegenüberliegenden Kufi und der Kolonie Neutiflis, damit die vielen in der Stadt wohnenden Deutschen schneller und bequemer an dem dort alle Sonntage gehaltenen Gottesdienste Theil nehmen können. Leider ist sie aber nicht stationär und muß bei großem Wasser abgebrochen werden.

Noch mehr als die Stadt hat sich das Äußere ihrer



Bewohner geändert und namentlich macht sich in der Kleidung der europäische Typus von Jahr zu Jahr mehr geltend. Die Haute-volée der tisliser Damenwelt hat fast ohne Ausnahme ihre geschmackvolle Kleidung abgelegt und das pariser Modejournal übt einen eben so mächtigen Einfluß als bei uns aus. Daß manche Mißgriffe geschehen mußten, da die ästhetische Bildung unmöglich gleichen Schritt halten konnte, liegt am Tage, und gerade die Damen, welche 1836 und 1837 ihrem Nationalkostüme am Hartnäckigsten anhängen und ohne sich in das große baumwollene weiße Tuch, den Tschadri, gehüllt zu haben, nicht auszugehen wagten, erscheinen jetzt in weit ausgeschnittenen Kleidern in gemischten Gesellschaften mitten unter Männern. Es wagt jetzt fast keine Dame mehr zu den gewöhnlichen Soiréen bei dem Oberbefehlshaber in der Nationalkleidung zu kommen; das Einheimische schändet in der Meinung des Grusiers eben so sehr, als es bei uns Narren gibt, die alles Vaterländische dem Fremden nachsetzen. Oft wird eine arme Prinzess plötzlich in eine dem eben erschienenen Modejournale entnommene Kleidung hineingepreßt, um am Hofe des Statthalters zu erscheinen, und da es bisweilen an einzelnen hierzu nöthigen Kleidungsstücken fehlt, so ist die orientalische Phantasie schnell bei der Hand, um das Fehlende auf ideelle Weise zu ergänzen. Ich erinnere mich noch lebhaft einer solchen Prinzess, die zum ersten Male, auf phantastisch-europäische Weise gekleidet, in den Salons des Oberbefehlshabers erschien. Die Arme, welche bis dahin unverschleiert noch von keines fremden Mannes Auge erschaut war, sollte sich selbstständig und inmitten einer großen Gesellschaft bewegen! So sehr ich auch willenlos über ihr sonderbares Erscheinen in das allgemeine Lächeln einstimimte, so fühlte ich doch Mitleid mit der Angst und Verlegenheit, die das arme 16jährige Mädchen ergriffen hatten. Nur ihrer Muttersprache mächtig, wurde die Unterhaltung vermittelst eines Dolmetschers geführt; aber anstatt die Dame, mit der sie sprach, anzusehen,



kehrte sie ihr fast den Rücken zu und hielt sich gleich einem Kinde an dem Kleide ihrer Quasi-Oberhofmeisterin fest. Ihre kurze Antwort raunte sie dieser ins Ohr und gab eben auf alle Weise ihre Verlegenheit kund. Auf dem ihr angewiesenen Ehrenplatze saß sie gleich einer Bildsäule und wagte weder ein Glied zu rühren, noch die Augen zu bewegen.

Auch unter den Frauen der Mittelklasse hat sich in Betreff der Kleidung Vieles verändert, und selbst die Frau des gemeinen Mannes hüllt sich nur noch zuweilen in den blendend weißen Tschadri. Mir machte es oft Vergnügen, die Frauen gegen Abend auf den gewöhnlichen Spaziergängen zu beobachten, und während die eine in ein europäisches Kleid gehüllt doch noch das einheimische Diadem und den hinten herabflatternden Schleier trug, hatte eine andere ihre Haare nach der Sitte unserer Frauen geordnet, dafür aber ihre übrige Kleidung nur zum Theil nach der pariser Mode angefertigt. Sehr häufig wurde gerade dadurch der Anzug wohlgefälliger.

Die Männer haben ihre Nationalkleidung nur zum Theil abgelegt und nur diejenigen der Eingebornen, die in Militärdienste oder unter die Beamten eingetreten sind, auch das dazu erforderliche Costüm angenommen. Die Kauf- und Handwerksleute tragen zum geringen Theil nur noch ihre eigenthümliche spitze Pelzmütze, häufiger sieht man sie von unserer gewöhnlichen bedeckt. Der unbequeme Filzhut hat bei den Eingebornen noch nicht Eingang gefunden. Jedermann grüßt aber schon durch Abnahme seiner Kopfbedeckung und selbst der jeder Neuerung am Meisten abholden Tatar ergreift mit der Rechten seine dicke Pelzmütze, um sie, wenn er einem Vornehmen begegnet, abzunehmen.

Der einheimische Ueberrock, Kaba, hat oft einen Kragen erhalten und die Ärmel werden nur noch hie und da geschlitzt getragen, aber noch fortwährend wird ein Bund um die Hüften geschlungen. Die einheimischen Beinkleider sind den unsrigen gewichen, und ebenso würde der vornehme



Kaufmann sich schämen, noch mit Pantoffeln einherzullappern, denn unsere Stiefeln haben bei ihm Anklang gefunden.

Es ist nicht zu leugnen, daß der Kauf- und Gewerksmann in Tiflis im Allgemeinen wohlhabender geworden ist, seitdem die Russen sich daselbst niedergelassen haben, aber doch hat der Wohlstand nicht auf die Weise zugenommen, als man nach den obliegenden Verhältnissen vermuthen sollte. Bedenkt man die Millionen, die in der langen Zeit der Besitznahme Grusiens durch die Russen, namentlich nach Tiflis aus dem Norden gekommen sind, so muß es auffallen, daß es in der ganzen Stadt keine reichen Leute gibt. Die Zahl der Kaufleute, welche über 50 — 60,000 Silberrubel besitzen, ist so außerordentlich gering, daß man nicht weiß, wohin eigentlich das viele eingeführte Geld gekommen ist. Es ist dieses ein Umstand, der um so mehr unsere Verwunderung in Anspruch nimmt, als der Verdienst des Kaufmannes und des geschickten Handwerkers mit keinen großen Mühen verbunden ist und trotzdem reichlich belohnt wird. Im Handel würde selbst der jüdische Handelsmann gegen den armenischen Kaufmann noch den Kürzern ziehen. Der vornehme Russe ist ferner im Handel und Wandel keineswegs knauserig und sieht nicht ängstlich die Rechnungen durch, die er von seinem Lieferanten erhält. Er wundert sich höchstens über die ungeheure Summe und sucht selbst eine falsche Ehre darin, sie noch im Gespräche mit Andern absichtlich zu vergrößern.

So wenig der Russe ein guter Hauswirth genannt werden kann, ebensowenig verdient der russifizirte Armenier diesen Ehrennamen. Der Letztere hascht begierig nach dem äußeren Scheine der Kultur und spart keine Summe, um einen Orden oder einen höheren Rang, den er dann noch besonders bezahlen muß, zu erhalten. Mit geringem Verdienste bei seiner Waare nicht zufrieden, setzt er lieber sein ganzes Vermögen auf das Spiel, sobald ihm nur goldene Berge, wenn auch aus der weitesten Ferne, entgegen schim-



mern. Dazu kommt nun noch, daß durch ganz Grusien kein Kredit herrscht, und der Armenier seinem nächsten Verwandten oder Freunde nicht traut. Als ein bekannter und sonst als ehrenhaft anerkannter Kaufmann die Lieferung von Getreide übernommen hatte, übertrug er seinem Bruder den Einkauf und sandte ihn mit 10,000 Silberrubel, ohne sich einen Schein ausstellen zu lassen, nach dem Inneren Rußlands. Nach Verlauf einer Woche begegnete er aber zufällig dem, den er schon längst jenseits des Gebirges gewöhnt hatte. Auf die Frage, warum der Bruder so lange noch hier bleibe? erhielt der Kaufmann die freche Antwort, daß jener nur auf das Geld warte. Es kam zur Klage, und der Bruder gewann durch die einfache Anfrage, ob je ein Armenier dem andern einen Silberrubel ohne Schein und ohne Zeugen geliehen hätte? die Richter für sich.

Eine sonderbare Verschwendung der Armenier besteht darin, daß man bei den Gastmählern nicht mit den gerade zeitgemäßen und in Ueberschuß vorhandenen Speisen fürlieb nimmt, sondern im Gegentheil nach solchen verlangt, die für den Augenblick außerordentlich selten und kostspielig sind, in ein oder zwei Monaten aber wohlfeil werden. Namentlich gilt dieses von den Fischen, und der Grusier oder Armenier übertrifft hierin noch den Römer des Alterthums, der an der Küste des Meeres nur Land-, im Innern hingegen Meer-Fische essen wollte. Es ist mir mehr als ein Beispiel erzählt worden, wo ganze Familien sich dadurch zu Grunde gerichtet haben, daß sie zu einer Zeit, wo gewisse Fische kaum zu erlangen waren, diese mit den größten Kosten sich zu verschaffen suchten.

Man wird mir vielleicht einwenden, daß Tiflis doch reiche Einwohner besitzen müsse, da dortige Kaufleute regelmäßig die leipziger Messe besuchen und große Einkäufe machen. Ich selbst habe in der Beschreibung beider Reisen darauf aufmerksam gemacht. Es ist allerdings Thatsache; allein sie bezeugt noch keineswegs Reichthum, wenn man



weiß, daß nicht ein Handelshaus diese Einkäufe macht, sondern daß zwölf bis sechzehn und selbst bis zwanzig Familien sich zu gemeinschaftlichen Einkäufen vereinigen, und Einen aus ihrer Mitte, mit den hinlänglichen Geldmitteln versehen, nach Leipzig senden. Diese Einkäufe geschehen demnach gleichsam auf Aktien und nach dem Gewinne richtet sich die Dividende.

Die reichsten Leute des russischen Transkaukasiens, die ächten Rothschilde jener Gegenden, befinden sich in dem Dorfe Akulisa dicht an der persischen Gränze und eine gute Stunde von Ordubad entfernt, im russischen Armenien; die meisten Kaufleute in Tiflis, Erivan u. s. w. erhalten ihr Betriebskapital von den Einwohnern dieses Dorfes. Sie haben den Großhandel in den Händen und sind bei allen wichtigen Handelsfachen betheiliget. Es wurde mir von Eingebornen erzählt, daß die Akulisaer schon seit mehren Jahrhunderten in ganz Persien als die reichsten Kaufleute bekannt gewesen wären. Nadir-Schah habe den Ort in der Mitte des vorigen Jahrhunderts belagert und ein bedeutendes Lösegeld verlangt. Lange weigerte sich die Stadt — denn eine solche war damals Akulisa — und so war Nadir-Schah gezwungen, ein Haus nach dem anderen einzunehmen. Es blieben zuletzt nur wenige Häuser übrig und deren Besitzer zogen endlich doch vor, lieber noch die verlangte Summe zu bezahlen, als sich einem unvermeidlichen Untergange auszusetzen.

Die Ankunft des durch seine Reisen in Italien und durch seine Studien der plutonisch-vulkanischen Gesteine hinlänglich bekannten Professors Abich aus Dorpat gab mir von Neuem Anlaß, die nächste Umgegend von Tiflis einer genaueren Untersuchung zu unterwerfen. Als Laie in der Mineralogie wurde mir der Umgang dieses Gelehrten um so nützlicher als mir die ganze Gegend in topographischer Hinsicht schon von der vorigen Reise bekannt war. Ich habe zwar nicht nöthig, die Topographie der Umgegend von Tiflis zu wie-



berholen, bin aber im Stande, doch Manches, besonders in Betreff der naturhistorischen Verhältnisse, hinzuzufügen, was in der Beschreibung der vorigen Reise nur oberflächlich geschehen ist.

Ueber die geologischen Verhältnisse will ich der Vollständigkeit halber nur einige Worte sagen, da mein unermüddlicher Freund Abich, der sich bis auf diesen Augenblick noch in Transkaukasien befindet, den Gelehrten vom Fache später mit seinen höchst interessanten Resultaten bekannt machen wird. Der Boden, auf dem Tiflis steht, gehört bereits den tertiären Gebilden an und besteht aus Mergelschiefer, dem Molasse aufliegt, bis auch diese von einem tertiären, in der Regel an Muscheln sehr reichen Kalk bedeckt wird. Der Mergelschiefer ist nach unten dunkler, nach oben heller und seine einzelnen Lagen nehmen nach oben an Mächtigkeit und Konsistenz nicht allein ab, sondern zerbröckeln sich auch leichter. Zwischen ihnen bemerkt man geringere Schichten von Gyps und Thon und an einzelnen Stellen erscheint auch Kohle. Diese Kohle, oft in der Gestalt unserer gewöhnlichen Holzkohle entsprechend, bisweilen aber auch in größerer Mächtigkeit als schwarzer Lignit erscheinend, mag in den früheren Zeiten in größerer Menge zu Tage gekommen und von den Einwohnern benutzt worden sein. Da man keine festen Haltpunkte für ihr Vorkommen hat und man nur weiß, daß sie hauptsächlich zwischen den oberen Schichten des Mergelschiefers, aber von keiner irgend zu einem belohnenden Ertrage berechtigenden Mächtigkeit vorkommt, so werden Versuche, sie zu bebauen, nie den dazu nöthigen Kosten entsprechen. Es wurde uns zwar erzählt, daß einige Meilen westlich von Tiflis entfernt in dem zwischen Sschaldidi und Sschalnari befindlichen engen Thale ein Dorf sich befindet, welches wegen seines Kohlenreichtums den Namen Nachschiri = Gori, d. h. Kohlenberg, erhalten hat. Es gehört einem Fürsten Bebutoff, der erst vor Kurzem einen ganzen Wagen Lignit von dort bezogen haben

folgte. Die nähere Untersuchung zeigte uns aber, daß es mit dieser Aussage der Eingebornen sich gerade so verhielt, wie mit ihren meisten anderen Nachrichten, indem sich nämlich nur Spuren von Kohle vorfanden.

Der Mergelschiefer besitzt in den untersten konsistenteren Lagen einen intensiven bituminösen Geruch und an einzelnen Stellen kommen sogar Naphthaquellen aus ihm hervor. Namentlich gilt dieses im Osten von einer Stelle auf der linken Seite des Kur, ohngefähr drei Stunden von Tiflis entfernt und unterhalb der in der Beschreibung der vorigen Reise erwähnten Musterwirthschaft. Der Kur hat hier 15—20 Fuß hohe, aus Puddingstein und Geröll bestehende Ufer, und in ihnen sind die Brunnen, jetzt fünf an der Zahl, gegraben. Unter dem genannten Puddingstein begann bei Besichtigung derselben ein thonreicher Mergelschiefer in dünnen, hier ziemlich horizontalliegenden Schichten; aus ihm quoll ohngefähr 30 Fuß tief langsam und in geringer Menge eine schwarzgrüne Naphtha hervor. Die Brunnen versiegen allmählig, so daß sie nach höchstens vier Jahren nichts mehr liefern; man gräbt neue, die ebenfalls nur eine kurze Zeit gefüllt sind. Wie viel Naphtha gewonnen wird, konnte ich nicht erfahren, aber der Ertrag ist so unbedeutend, daß die erhaltene Naphtha nur von dem Militär benutzt wird. Wichtig war es, daß ich auch inmitten des Puddingsteins nesterartige Stellen fand, die mit Naphtha getränkt waren.

Nicht minder interessant ist der Mergelschiefer, besonders in den höheren und sich leichter zerbröckelnden Schichten, durch seinen großen Gehalt an Mittelsalzen. Ganze Strecken der Höhe, auf der die Vorstadt Aulabar liegt, sind besonders im Frühjahr nach Regentagen mit einem weißen Anfluge bedeckt. Noch reicher ist der Niederschlag der Mittelsalze in der Nähe des später zu beschreibenden Muchrawan, neun Stunden östlich von Tiflis. Ein Bach, der dort aus dem Mergelschiefer seine Nahrung erhält, ist so reich daran, daß sein zum Theil breites und dann zum großen Theile



wasserleeres Bett in trockenen Jahreszeiten mit einem oft fußhohen weißen Ueberzuge bedeckt ist. Ebenso sind die Seen von Lis, Pilo und besonders Kumig, die 3—4 Stunden von Tiflis entfernt sind, sehr reich an solchen Salzen. Diese bestehen hauptsächlich aus Bitter-, Glauber- und weniger aus Koch-Salz.

Die Molasse erscheint um desto feiner, je tiefer sie liegt, und kommt deshalb bald als Sandstein, bald als Puddingstein und selbst als grobe Nagelstube vor. Meist in den ebenen Stellen und am Fuße der Berge, zum Theil aber auch hoch hinaufsteigend, kommt der Mergelschiefer zu Tage und wird in der nächsten Umgegend von Tiflis hauptsächlich auf wellenförmigem Lande und auf den nächsten Höhen von der Molasse bedeckt. Mächtiger erscheint die letztere nach Norden und bildet daselbst selbstständige Höhenzüge. Sie ist sehr reich an pflanzlichen Ueberresten, besonders an Blattabdrücken und namentlich gilt dieses von der nächsten Umgebung von Muchrawan. Auch Holz und zwar nicht immer verkohlt, aber in dünnen, unbedeutenden Stücken, findet man besonders nach Osten zu.

Nördlich und östlich von Tiflis, hier schon in größerer Entfernung, erscheint tertiärer Kalk, aber auch an vereinzelten Stellen der Nähe und namentlich an den Seen von Pilo, sah ich reichliche Muschelversteinerungen.

Diese ursprüngliche Beschaffenheit des Terrains in der nächsten Nähe von Tiflis hat sich jedoch durch unterirdische Kräfte vielfach verändert und namentlich bilden die genannten Seen Centralpunkte, von denen aus Hebungen, aber ohne Durchbrüche, geschahen. Nach ihnen richtet sich nun auch das Fallen und Streichen der verschiedenen Schichten. Südlich von Tiflis zieht sich, wie bekannt, der dreifache untere Kaukasus (Storin Kavkas arm.) dahin, denn in uralter Zeit drang aus drei parallelen, von West nach Ost streichenden Spalten trachytisches, aus der Tiefe der Erde gehobenes Gestein empor, um die drei nicht unbedeutenden



Gebirgsrücken: Teltwar, Besobdal und Bambat, aus denen eben hier der untere Kaukasus besteht, zu bilden. Der zuletzt genannte Gebirgsrücken stellt, wie schon früher gesagt, einen Theil des Hocharmenien im Norden begränzenden Gürtels dar. Aber fortwährend war der unterirdische Feuergott noch thätig und im Norden des Teltwar brost ebenfalls an einzelnen mehr beschränkten Stellen die Erde; durch die Spalte drang aber wiederum Gestein, um einen minder mächtigen Gebirgsrücken oder selbst nur einzelne Berge hervorzurufen. Einen solchen sich in die Länge ziehenden Berg bildet nun die Höhe, an deren östlichem Fuße Tiflis seinen Anfang nahm, wo demnach die hauptsächlichsten Schwefelquellen sich befinden, und auf der die alte Burg der Bagratiden steht. Ein eigenthümlicher Porphyr vertritt hier die Stelle der bis dahin in der Umgegend von Tiflis genannten Gesteine, und hat sich zum Theil über den Mergelschiefer gelagert; er scheint aber zu verschiedenen Zeiten hervorgeschoben zu sein. So ist namentlich der Porphyr, aus dem allein die Schwefelquellen ihren Ursprung haben, wesentlich von dem der Höhe, wo die alte Burg steht, verschieden und selbst der gemeine Mann unterscheidet ihn schon, indem er behauptet, daß nur in ihm sich die Schwefelquellen befänden. Ueber die tifliser Schwefelquellen brauche ich hier nichts zu sagen, da ich ihre Beschreibung schon in dem früheren Reisewerke (Bd. II. S. 322) gegeben habe; ich füge hier nur noch hinzu, daß sich aber auch außerdem Schwefelquellen vorfinden, namentlich sah ich eine von größerer Bedeutung in der Nähe von Muchrawan, und zwar an derselben Stelle, wo der mit Mittelsalzen, besonders mit Glaubersalz, reichlich geschwängerte Bach mit ihr zu gleicher Zeit aus der dortigen Molasse hervorbriecht.

Von dieser kurzen Schilderung der geologischen Verhältnisse gehe ich nun zur Pflanzenwelt über, wie sie sich besonders im Frühjahr gestaltet, halte es aber vorher für nöthig, zu gleicher Zeit Einiges über das Klima von

Tiflis einzuflechten. Obwohl Tiflis und Grusien überhaupt sich mitten auf einer Landenge befinden und die nächste Entfernung bis zum schwarzen und auf der anderen Seite bis zum kaspischen Meere noch nicht 50 Meilen beträgt, so herrscht doch keineswegs hier und im ganzen kaukasischen Isthmus eine solche gleichmäßige Temperatur, als man der obwaltenden Verhältnisse halber erwarten sollte. Bei einer mittleren Mittagswärme von $12\frac{1}{2}$ Grad R. steigt im Sommer das Thermometer oft bis zu 28—30, und erreicht selbst an einzelnen Stunden die Höhe von 33 Grad R., während es im Winter kaum einige, bisweilen aber auch 12 Grad unter Null sinkt. Dieses ist die Ursache, warum nirgends und am Allerwenigsten in den tiefer gelegenen und in der russischen, oben näher besprochenen Kultur = Charte, als mit einem tropischen Klima versehen bezeichneten Gegenden Südfrüchte oder gar den Tropen angehörige Pflanzen gedeihen werden. Sommergewächse, deren Lebensdauer die Natur nur auf wenige Monate bestimmt hat, wie Baumwolle, Reis, Sesam u. s. w., können sich allerdings eines Erfolges erfreuen, was aber an Pflanzen auch den Winter aushalten soll, geht schon zeitig zu Grunde. Es gibt wohl einzelne Jahre, wie sie aber auch bei uns vorkommen, wo fast gar kein Schnee gesehen wird, aber sie sind selten. Der Winter ist in Grusien der Vegetation um so schädlicher, als er weit trockner als bei uns ist, und Schnee nur äußerst selten mehre Tage liegen bleibt. Die Zeit, wo das Thermometer unter Null steht, dauert zwar in der Regel nie eine lange Zeit, wiederholt sich aber, und gerade dadurch wird die plötzlich eingetretene Kälte für die Pflanzenwelt um so empfindlicher.

Mit dem Beginne des Herbstes tritt meist das freundlichste Wetter ein, dann kommt gegen das Ende des Monats November, bisweilen schon weit früher, mehre Wochen lang anhaltender Regen. Nun erscheint wiederum heiterer Himmel und dauert nicht selten den ganzen Januar und oft auch einen Theil des Februar hindurch. In diesem Falle kommt

in der Regel gegen das Ende Januars die größere Kälte, bisweilen ist es aber auch noch so gelinde, daß ich es den 20. Januar 1837 während einer Jagdpartie mit meinen Freunden wagen durfte, die Nacht im Freien zuzubringen.

Zu Ende Februar oder Anfang März stellt sich ein längerer oder kürzerer Regen ein und damit beginnen die graugelben Berge den ersten grünen Anstrich zu erhalten, aber plötzliches Sinken der Temperatur, bei dem sich gar nicht selten der Regen in Schnee verwandelt, oder auch erneuter Mangel der nährenden Feuchtigkeit hindert Kräuter und Gräser an ihrer weiteren Entwicklung. Allerhand Zwiebel- und Knollengewächse der Mono- und Dikotylen entfalten im günstigen Falle rasch ihre mit den schönsten Farben geschmückten Blüthen. Die schöne blaßrothe, später weiße Merendere blüht oft schon im December und bedeckt im Januar und Februar, selbst bei unfreundlichem Wetter, alle Berge ringsherum. Bald gesellen sich zu ihr der schöne azurblaue, nicht immer zweiblühige Crocus (*Crocus hislorus Mill.*), mehre Gageen, besonders *G. reticulata Schult.* und *chlorantha Schult.*, prächtige, meist zwiebeltragende Schwertlilien: *Iris reticulata M.B.*, *I. caucasica M.B.* und besonders die wunderschönen Arten *Iris iberica Stev.*, *aequiloha C. A. Mey.*, *paradoxa Stev.* und eine vierte von mir entdeckte Art, die jetzt wegen ihrer eigenthümlichen Bildung in Frucht- und Samenbau von einem jungen Botaniker zu einem besondern Genus erhoben sind. Aber auch die sibirische *Scilla* und die nach Puschkin genannte, diesem Geschlechte sehr ähnliche Pflanze (*Puschkinia scillioides Adams*) bedecken nebst den sparrigen Sträuchern des Christdorns, der Haselstaude, der morgenländischen Weißbuche u. s. w. den Boden ringsum; mehr an den Höhen erscheint etwas später die tulpenblühige Fritillarie, an Rändern hingegen die gewöhnliche Traubenhyaacinthe, während die übrigen zahlreichen Sorten dieses Geschlechtes vorherrschend auf Aedern und Triften erscheinen. Nun kommen noch die wunder-

schönen Cyclamens, die vorzüglich in Borhölzern ihre Wohnstätte aufgeschlagen haben, und tiefer im Gehölz, aber in geringerer Menge, die große, nach Marshall Bieberstein genannte Hohlwurz, während die schmalblättrige Art dieses Geschlechtes vorherrschend an Felsenspalten wächst.

Ausgezeichnet ist die Umgegend von Tiflis an verschiedenartigen, wohlriechenden Beilschen, aber keine der mir vorgekommenen Arten gehört zu unserer *Viola odorata* L. Ich fand diese bei uns so gemeine Art wahrscheinlich erst 9 Stunden von Tiflis entfernt in den Wäldern von Muxrawan; sie ähnelte aber in ihrer äußeren Erscheinung mehr der *Viola hirta* L., obgleich sie Ausläufer hatte. Vielleicht ist sie ebenfalls specifisch verschieden. Die von Besser zuerst beschriebene *Viola alba*, die viele Botaniker für eine Spielart der *V. odorata* L. halten, ist von unserem weißen Beilschen wesentlich verschieden und stellt eine sehr gute Art dar. Ich werde später meine interessanten Untersuchungen über die Beilschen mittheilen.

Außer den aufgeführten zwiebeligen oder knolligen Pflanzen und den Beilschen erzeugt an blühenden, dem Auge wohlgefällig entgegentretenden oder für uns seltenen Kräutern der erste warme Sonnenschein in Grusien nur wenige. An den Bergen wächst in großer Menge die gewürzhafte *Nepeta Mussini* M.B., *Stachys lavandulifolia* Vahl, *Veronica caucasica* M.B. und *austriaca* L. in mehren Abarten, *Potentilla verna* L., *Isatis latisiliqua* Stev. und *iberica* Stev., *Astragalus eriocarpus* M.B. und *brachycarpus* M.B. u. s. w., während auf nicht bebautem Boden oder auf Hechern: *Euphorbia Gerardiana* Jacq., *Androsace maxima* L., *Nonnea lutea* DeC., *Onosma stellulatum* W. et K. und *echioides* L., *Pterotheca bifida* F. et M. und *nemausensis* Cass., *Tragopogon orientalis* L., *Ajuga orientalis* L., *Ranunculus oxyspermus* W., *Adonis flammaea* Jacq., *Delphinium Ajacis* L., *Pulsatilla vulgaris* Mill., *Papaver arenarium* M.B., *Sterigma torulosum* DeC., *Meniocus linifolius* Desv., Cly-



peola Jonthlaspi L., mehre Alyssum - Arten, Draba lutea Gilib., Calepina Corvini Desv., Linum squamulosum Rud., Erodium ciconium L., Geranium radicans M.B. u. s. w. von den nicht gewöhnlichen Pflanzen am Häufigsten vorkommen. Gräser sind im Allgemeinen weit seltner als bei uns, aber Colpodium bulbosum Trin. bildet hauptsächlich den Rasen, wenn er vorkommt. In Wäldern und in Hecken kommen neben Veilchen die schöne Primula amoena M.B., unsere Schlüsselblumen, und zwar Primula officinalis Jacq. mit erweiterter Krone, P. elatior Jacq. hingegen mit aufgeblasenem Kelche, die Anemone der Alpen und die ächte orientalische Nießwurz vor.

Zu eigentlichen Wäldern kommt es in der nächsten Nähe von Tiflis nicht und die Höhen sind nur zum Theil mit Gesträuch bewachsen. Am Gemeinsten ist der Christdorn, aber außerdem erscheinen noch mit ihm die gekerbte Spiräe, Amygdalus incana Pall., deren rosenrothe Blüthen sich ebenfalls im ersten Frühjahr entfalten, und hie und da der nach Pallas genannte Kreuzdorn. Einzeln in Schluchten sah ich viele wilde Prunus- und Pyrus-Arten, namentlich unseren Schlehdorn, den Haserpfraumenstrauch, Prunus divaricata Led., den silberbaumblättrigen und den gewöhnlichen Birnstrauch. Von dem Mahaleb-Kirschstrauche unterschied ich zwei wesentlich von einander verschiedene Arten: die eine ist in hohem Grade wohlriechend und treibt mehr ruthenförmige Zweige, während die andere unserem Kirschbaume gleicht und schon vor der Entfaltung der Blätter doldentraubige Blüthen entwickelt.

Auch Weißdorn-Arten sind häufig vorhanden und ebenso scheint der Quittenstrauch, wenigstens verwildert, vorzukommen. Von dem übrigen strauchähnlichen Gehölze habe ich die Haselstaude, den Hartriegel, das Schiefholz, die Waldschlinge, Evonymus europaeus L. und latifolius L., den Sauerdorn, Caragana grandiflora DeC., Cytisus elongatus W. et K., Juniperus Oxycedrus L. und excelsa M.B., die



morgenländische und gemeine Weißbuche und einige Eichen, besonders *Quercus Robur Willd.*, *iberica Stev.* und *macranthera F. et M.*, zu nennen. Einzelne Bäume, aus dem spitz- und stumpfblättrigen Ahorn, dem gemeinen Rüster und mehren Weißweiden bestehend, fand ich hie und da. Die letzteren sah ich nur an Bächen und in der Nähe des Kur, wo zu gleicher Zeit der Sanddorn, Tamarisken und *Ephedra monostachya L.* (diese nur auf Rändern) vorkamen.

Wo hinlänglich Wasser vorhanden ist, gibt es auch um Tiflis Gärten mit allerhand Obst, doch vorherrschend mit Mandel-, Aprikosen- und Pfirsichbäumen bepflanzt. Die Blüthe derselben beginnt nur selten schon im Februar, sondern nimmt im Durchschnitt gegen den 6. bis 8. März ihren Anfang. Der Anblick dieser Baumblüthe ist wunderschön und tritt um so mehr hervor, als die Berge noch nicht angefangen haben, ihre bis dahin graugelbe Farbe in ein freundlicheres Grün umzugestalten. Die Blüthe des Kern- und sonstigen Obstes erscheint im Durchschnitt erst gegen das Ende des Monates März.

Um diese Zeit, meistens jedoch auch etwas später, tritt wiederum Regenwetter ein und dauert mit wenigen schönen Tagen abwechselnd bis zu Anfang Mai. Die Regen sind im Anfange noch kühl und verwandeln sich ausnahmsweise auch in Schnee, so daß Ostern 1844 einige Stunden lang alle Dächer von Tiflis mehre Zoll hoch damit bedeckt waren. Sie werden jedoch in der Regel schon zeitig wärmer und damit beginnt nun eine größere Thätigkeit des Bodens. Die Berge ringsherum nehmen ein freudiggrünes Ansehen an und selbst die dürrsten, bis dahin dem Auge keineswegs wohlgefälligen Stellen bedecken sich, wenn auch nur für kurze Zeit, mit Gräsern und Kräutern. Die Umgegend von Tiflis bietet um diese Zeit eine reiche Flor dar. Wie aber die Wolken vom Himmel verschwinden und ein dunkelazurblauer Himmel Tag und Nacht sich über die weite Stadt ausbreitet, tritt allmählig eine größere Hitze ein, die im

Sommer nur sehr selten oder auch nie durch Regen abgekühlt wird. Ebenso schnell als sich die Berge ringsherum in ein grünes Gewand hüllen, ebenso rasch stellt sich wiederum die graue Farbe ein. Mitte oder höchstens Ende Juni ist Alles verbrannt. Von dem Zustande, der nun eintritt, werde ich dann berichten, wenn ich zu dem Abschnitte nach meiner Rückkehr von dem Ufer des kaspischen Meeres gelangt sein werde.

Mit der tifliser Flor wurde ich besonders noch durch die freundlichen Mittheilungen zweier Herren auf das genaueste vertraut. Ich werde späterhin die erlangten Resultate bekannt machen, unterlasse aber nicht, zuvor beiden Herren meinen Dank hier öffentlich auszusprechen. Der eine ist der allen Botanikern schon längst bekannte Apotheker v. Wilhelms, dessen ich schon in meiner vorigen Reise rühmlichst Erwähnung gethan habe. Der andere ist Herr v. Schmidt, Besitzer der sogenannten freien Apotheke zu Tiflis, ein in jeglicher Hinsicht allen wissenschaftlichen Reisenden für jene Gegenden nicht genug zu empfehlender Mann. Der geistreiche Moriz Wagner und der gelehrte Abich haben, ebenso wie ich, viele Ursache gehabt, sich der keine Gränzen kennenden Gastfreundschaft und der liebenswürdigsten Bereitwilligkeit des Herrn von Schmidt, mit Rath und That beizustehen, zu erfreuen. Die beiden Herren Wilhelms und Schmidt stellten mir ihre ausgezeichneten Herbarien nicht allein zu näheren Untersuchungen zur Verfügung, sondern beschenkten mich auch reichlich von allen Arten ihrer Sammlung.

Drittes Kapitel.

Die Chanate Karabagh und Gendscha.

Unfreundliches Wetter hielt mich länger in Tiflis zurück, als ich anfangs Willens war. Mein Reisegefährte Dr. Rosen hatte sich ein Paar Tage vor meiner Abreise mit meinem früheren Dolmetscher, seinem damaligen Lehrer in der offischen Sprache, Joseph, nach Gori, der Hauptstadt Karthli's, begeben, weil dieser in der Eigenschaft eines Kreis-Dolmetschers sich nicht länger in Tiflis aufhalten konnte. Zu diesem Zwecke nahm Rosen einen besonderen Dolmetscher an, während ich mit unserem treuen Lukas am 15. Mai dem Osten zufuhr. Auf meiner vorigen Reise hatte ich die Länder westlich und südlich von Tiflis einer näheren Untersuchung unterworfen und so unternahm ich es jetzt, dem früheren Chanate Gendscha, sowie den Ländern Schirwan und Daghestan meine Aufmerksamkeit zu widmen.

Es war schon spät geworden, als ich am 15. Mai zwischen der Kura und dem Sfoghank'schen Gebirgsrücken entlang fuhr und bald darauf in Kody (Koda gruf.), der schon früher erwähnten Station, ankam. Regen hinderte mich an der Weiterfahrt. Am anderen Morgen fuhren wir der ebenfalls schon bekannten Moghanly'schen Station zu und waren hier gezwungen, unsere Wagen mit Pferden zu vertauschen. Man hatte nämlich die Post von Tiflis nach



Jelisawetpol durch Rachien verlegt und die wohllichen Posthäuser auf dieser Straße waren von hier stationirten Kosaken eingenommen. Die von nun an beginnenden Tataren haben sich nämlich noch keineswegs an ein friedfertiges Leben gewöhnt und wenn man sie nicht zu jeder Zeit genau beobachtet, so huldigen sie fortwährend ihrem Nationalfehler, dem Raubsinne. Es vergehen kaum Monate, wo nicht ein derartiges Vergehen stattfindet. Die Kosaken werden aber auch von der Regierung benutzt, wenn diese schnell eine Nachricht irgend wohin gebracht haben will, und außerdem sind sie angewiesen, Beamten und Reisenden, die mit einem besonderen Scheine (einem sogenannten Dikrytaliste) versehen sind, gegen eine festgesetzte Summe ihre Pferde zu leihen. Die hier stationirten Kosaken waren nicht don'sche, sondern gehörten einem Regimente an, welches aus früheren Tataren der goldenen Horde gebildet war und seinen eigentlichen Aufenthalt im Drenburgschen Gouvernement besaß.

Mit Moghanly (Muganly russ.) befindet man sich in einer großen Ebene, die sich ostwärts sehr erweitert. Im Anfange wird sie durch den Sfoghanluf'schen Rücken und dann durch den isolirten Shaghludsha in zwei Theile geschieden, von denen der südliche bedeutender ist. Der nördliche beginnt eigentlich schon bei Tiflis, und der Kur ist gezwungen, sich zwischen dem Porphyrberge, auf dem die alte Burg der Bagratiden steht, und der Höhe von Aulabar mit Gewalt durchzudrängen. Das Wasser staut sich hier nicht selten im Frühjahr, wenn eine milde Sonne plötzlich die im Gebirge aufgehäuften Schneemassen schmilzt, zu einer solchen Höhe an, daß der ganze unter dem Namen des Sandes bekannte Stadttheil von Tiflis und die Vorstadt Kufi unter Wasser gesetzt werden. Um weiterem Unglück vorzubeugen, hat sich die Regierung veranlaßt gesehen, deßhalb einen schmalen Pfad in den jäh abfallenden Rand der Aulabar-Höhe einhauen zu lassen, damit Menschen und Vieh bei drohender Gefahr schnell auf ihm eine Zuflucht finden können.



Der südliche Theil der Ebene zieht sich langsam aufsteigend bis zu der Schlucht, aus der die Kzia herauskommt und verbindet sich da, wo dieser Fluß sich mit der Debeda vereinigt, mit dem breiten, ebenfalls einer Ebene gleichen Thale des unteren Theiles dieses Flusses, welches nach dem von Abbas dem Großen hierher versetzten Tatarenstamme den Namen Bortschalo erhalten hat, ein Name, den die Russen auf das ganze Gebiet der Kzia übertragen haben. Der tatarische Stamm Bortschalo hat sich seit Beginn dieses Jahrhunderts zu festen Wohnsitzen bequemt. Ein Wefil und vier Sultane sind jetzt unter ihnen vorhanden und von ihnen ist der wichtigste der Sultan Almas, Herr der unter dem Namen Baidar bekannten Abtheilung der Bortschalo-Tataren. Schon sein Vater hatte sich bei der Belagerung von Gendtscha als den Russen treu anhängend gezeigt und er selbst zog auch 1827 gegen die Perser. Zwei andere Abtheilungen von Interesse führen die Namen der Kular und Kurdlar.

Die linke Seite des Kur besitzt nach Vereinigung der Kzia-Ebene hauptsächlich, selbst bis zu 100 Fuß, hohe, in der Regel aber niedrigere Ufer, und auf ihnen zieht sich eine große und wasserarme Steppe nördlich dahin, die wegen ihres verbrannten Ansehens von den umwohnenden Tataren den Namen Karaja erhalten hat. Auf der rechten Seite des Flusses hingegen setzt sich die Kur-Ebene, in der ich mich mehre Tage aufhielt, fort, bis sie sich endlich jenseits Jelisawetpols in dem endlos flachen Schirwan verliert. Südlich begränzt sie der untere Kaukasus, der hier den blauen See (Golttschai) in einem Kranze umfaßt, und zahlreiche Arme ziehen sich von ihm von Süden nach Norden. Wie das Hauptgebirge bestehen, auch sie aus Trachyt, der bald in basaltartige Gesteine übergeht, bald aber auch sich mehr den Porphyren nähert. Das Verdudsch-Gebirge, welches ich auf der Reise von Alexandrapol nach Tiflis näher bezeichnet habe, ist der erste Gebirgsarm in dieser Richtung,



besteht aber nur da, wo er mit dem Hauptgebirge zusammenhängt, aus plutonisch-vulkanischem Gesteine, während alle übrigen Arme fast nur trachytischer Natur sind und allein an ihren äußersten Ausbreitungen tertiäre Kalk und Mergel angelagert besitzen. Die Ebene selbst hat, wie man deutlich an den tieferen Betten der zahlreichen aus dem unteren Kaukasus fließenden Bäche und Flüsse sieht, ebenfalls eine trachytische Unterlage, ist aber an den meisten Stellen mit Diluvial-, weniger mit Alluvial-Gebilden bedeckt.

Diese Kur-Ebene ist in hohem Grade fruchtbar und schon da, wo sie sich westlich allmählig herabsenkt und deshalb noch rauher und steiniger erscheint, belohnt sie besonders den Getreidebau. Dieser wird auch hauptsächlich in den unteren Gegenden betrieben, da aber die Flüsse und Bäche meist in tiefen Betten fließen und mit der Mitte Mai nur noch selten Regen fällt, so sind die dortigen Einwohner gezwungen, schon am Fuße des Gebirges Wasserleitungen anzulegen. Ohne Ausnahme wird das Getreide fast jeden Morgen bewässert und die Wege sind deshalb nur schwierig zu passiren.

Außer schönem Grannenweizen sah ich hier auch Roggen und zwar bald allein, bald mit Weizen gemengt. Gegen die Sitte im Oriente wurden hier diese beiden Getreidearten als Winterfrucht gebaut, wozu die Einwohner wohl hauptsächlich durch die große Hitze des Sommers veranlaßt sein mögen. In der zweiten Hälfte des Monats Mai fand ich den Roggen bereits in der Blüthe und die Aernthe soll bisweilen schon zu Ende Juni, gewöhnlich aber in der ersten Hälfte des Juli gehalten werden. Der Roggen war im Durchschnitt manns hoch; die einzelnen Pflanzen erschienen reich an Halmen und die Aehren hatten mehr das Ansehen der vierzeiligen Gerste. Die Länge der Aehren betrug im Durchschnitt einen halben Fuß, erreichte aber auch 8—9 Zoll. Die Anzahl der Körner kann ich im Durchschnitt auf 50—60 angeben, aber Aehren von 70 und 80 Körnern gehörten lei-

neswegs zu den Seltenheiten. Das Korn selbst war größer und dicker als das unseres Roggens. Aber auch außerdem unterscheidet sich unser Roggen von dem in der Kur-Ebene gebauten, indem die Spelzen mit großen Wimpern versehen sind, eine Erscheinung, die man auch an dem im ganzen Osten des kaukasischen Isthmus wild vorkommenden *Secale fragile M.B.* findet. Allein diese, soviel mir bekannt, nirgends als Getreide gebaute Roggenart besitzt eine weit schmälere Aehre und hat außerdem eine sehr zerbrechliche Achse, indem diese unterhalb des Anheftungspunktes der einzelnen Aehrchen mit der Zeit der Reife in eben so viele Stückchen zerbricht, als Aehrchen vorhanden sind.

Der angebaute, von den Eingebornen Adshar genannte Roggen scheint auch in der Nähe von Brussa kultivirt zu werden, denn ich erhielt ihn von dorthier in der schönen Sammlung kleinasiatischer Pflanzen meines Freundes, des Dr. Thirke daselbst. Leider sind aber die eingesendeten Exemplare noch in zu jugendlichem Zustande, um meiner Meinung vollkommen sicher zu sein, denn es wäre auch möglich, daß sie dem *Secale fragile M.B.* angehörten.

Die schon früher erwähnte rothe Brücke (Krafsnyi-Most der Russen), die übrigens nach der russischen Chronik sehr spät, nämlich von dem 83. Könige Kostom, 1647, erbaut sein soll, liegt drei Stunden von Moghanky entfernt und führt über die nicht unbeträchtliche Kzia (gewöhnlich auch Kia oder Xia genannt), die eine Stunde weiter unten sich in den Kur ergießt und von den Russen fälschlicher Weise Chram genannt worden ist. Chram bedeutet aber bei den Grusiern ein schluchtähnliches Thal und wird hier, aber auch mit Beisatz des Flusses: Kziisk-Chrami, vorzugsweise von dem mittleren Gebiete der Kzia, weil diese daselbst mühevoll sich durch gerad aufgestellte Felsen wälzt, gebraucht. Auf der Südseite der Brücke stehen hart am Ufer des Flusses unbedeutende Trachyt-Conglomerat-Felsen, die, fern vom Haupt-



zuge, wahrscheinlich früher vor dem Niederschlage der Diluvialschichten des Bodens von größerer Bedeutung waren.

Jenseits der Brücke beginnt der Kreis von Jelisawetpol, das hauptsächlich von Tataren bewohnte Grusien, und zwar zunächst der unter dem Namen Kasachien bekannte Distrikt. Die Straße theilt sich hier und während sie südlich nach Griwan führt, geht sie östlich nach Jelisawetpol; auf der letzteren setzten wir unsere Reise fort und kamen schon zeitig nach der $3\frac{1}{2}$ Stunden entfernten Ssalaoghlu'schen Station. Diese liegt auf hohem Ufer hart an dem Kur, der gerade seine durch das Schmelzen des Schnees vervielfachten Wassermengen lautlosend dahinvälzte. Der Fluß hatte jetzt einen bedeutenden Umfang, denn rechts und links war die nächste Umgebung, insofern sie sich nur wenig über dem Niveau des Wassers befand, überschwemmt. Die Weiden, Rüstern u. s. w. sahen zum Theil nur mit ihren Kronen heraus. Auf jener Seite des Flusses zogen sich schmale Wälder dahin und auch diese schienen zum Theil unter Wasser gesetzt zu sein. Wenn ich nicht irre, waren es vorzüglich Eichen, aus denen sie bestanden. Leider verdeckten die nahen Höhen nördlich und südlich die mächtigen Gebirgszüge des großen und des unteren Kaukasus.

Die nächste Umgegend der Station bildete eine flache Steppe, die eine solche Fruchtbarkeit zu besitzen schien, daß selbst die Heerden von Schafen und Röhren der Bewohner und die Pferde der Kosaken nicht im Stande waren, die Menge üppig wuchernder Kräuter abzufressen. Pflanzen, die höher als ein Fuß gewesen wären, fand ich zwar außer der prächtigen *Eremostachys laciniata* Bunge nicht vor, aber von den kleineren sah ich mehre der interessantesten Arten in Blüthe, so den sonderbaren, nach dem in dieser Gegend so thätigen Naturforscher und Missionär genannten Dolzenträger: *Hohenackeria hupleurifolia* F. et M., die armenische Linarie, das kaukasische *Hypocoum*, die gewimperte Traubenhyacinthe u. a. m.



Das Dorf, wornach die Station genannt wird, befindet sich ohngefähr zwei Stunden weiter unten am Kur und ist ein wohlhabender, großer Ort, der erst in der neuesten Zeit diese Ausdehnung erhalten hat. In ihm wohnt ein Nachkomme des von Nadir-Schah hier eingesetzten Chans der Kasachen, der unter dem Namen Abbas-Beg sich der besondern Gunst seines Herrn erfreute. Vor Nadir-Schah hatten sich in dem heutigen Kasachien und in Schamshadil türkische Stämme aus Chorakan, die mit dem Heere Timurs hierher gezogen waren, niedergelassen. Da aber diese als Sunniten auch nach der Vertreibung der Osmanen aus diesen Gegenden sich als eifrige Anhänger derselben zeigten, so führte sie Nadir-Schah zum größten Theile in ihr früheres Vaterland zurück und siedelte andere türkische Stämme schiitischen Glaubens, namentlich aus den Provinzen Karabagh, Karabagh und Nachitschewan dafür an. Diesen wurde nun Abbas-Beg als Chan gegeben.

Mit der Bestignahme des Landes durch die Russen haben die Chane der Kasachen ihre Macht und ihren Einfluß verloren und werden einfach Bekil oder Melik genannt. Früher hatten sie ihre Residenz auf einer Burg im Anfange des Gebirges, wo noch heut zu Tage das tatarische Dorf Tasch-Ssalaoghlu, d. h. Felsen-Ssalaoghlu, liegt. Wer übrigens der Ssala ist, nach dessen Sohne (Dghul) das Dorf seinen Namen erhalten hat, wußte mir Niemand zu sagen. Jetzt sind zwei Bekils der Kasachen vorhanden, von denen der andere seinen Sitz zu Schichly, einem großen Dorfe südlich an der rothen Brücke, hat.

Diesen beiden Bekils, sowie dem des alsbald näher zu beschreibenden Tataren-Distriktes Schamshadil, war nach der Bestignahme Jelisawetpols im Jahre 1803 von der Regierung in Tiflis die Bewachung der damals an der Gränze liegenden Dörfer übertragen, und sie erhielten dafür von den Einwohnern eine bestimmte Abgabe (Nchtschi). Diese dauerte selbst noch fort, als die Russen durch eigene Mittel für die



Sicherheit Sorge getragen hatten; der Baron Hahn glaubte deshalb, den Aghalern, so wurden meist die Befehlshaber von den Eingeborenen genannt, diese Abgabe verweigern zu können. Ihre Klagen wurden erst wieder aufgenommen, als der Kriegsminister Graf Tschernitschew Transkaukasien bereiste, und seit dieser Zeit erhalten sie von Neuem die unserem früheren Geleite-Zoll entsprechende Abgabe.

1844
Als ich am Morgen des 7. Mai vor dem wohl eine halbe Stunde langen Dorfe vorbeiritt, begegnete mir Mehti-Kuli-Chan, der letzte Herrscher von Karabagh, mit zahlreicher Begleitung. Ich hatte schon früher seine Bekanntschaft gemacht und so ritten wir bis zur nächsten, drei Meilen entfernten Station an der Akstafa dahin. Dieser Mehti-Kuli-Chan ist einer der raffiniertesten und unnatürlichsten Wollüstlinge, die es in ganz Asien geben mag. Es ist für Karabagh ein großes Glück, daß Mehti-Kuli-Chan nicht mehr regierender Herr ist, so großes Unrecht man ihm auch von russischer Seite gethan haben mag. Er bezieht jetzt einen jährlichen Gehalt von 4,000 Silberrubel, in Folge dessen er für sich und seine Nachkommen allen Ansprüchen förmlich entsagt hat, aber diese für Asien nicht unbedeutende Summe und den größten Theil seiner übrigen Einkünfte verschwendet er in der unnatürlichsten Wollust.

Ich habe schon bei der allgemeinen Schilderung der Orientalen im ersten Bande der Wanderungen der männlichen Buhldirnen gedacht, daß es aber Menschen gibt, die eine Wollust darin finden, sich selbst als Buhldirne preis zu geben, habe ich nie geglaubt. Mit üppigen Farben schilderte mir einer seiner Begleiter das mit den schönsten Teppichen ausgeschmückte Zimmer, in welchem Mehti-Kuli-Chan naturhöhnende Bacchanalien aufführt. Mit vielem Gelde erkaufte der alte, abgemagerte Wollüstling sich schöne Männer, die nach abgelegter Kleidung auf Händen und Füßen und wie die Hengste wiehernd einhergehen müssen. Ein Jeder von ihnen sucht sich Mehti-Kuli-Chans zu be-



mächtigen, um wo möglich an dieser nichtswürdigen Bühldirne seiner Lust zu fröhnen. Dieser wehrt sich aber gegen alle Liebfosungen und schlägt gleich einem Pferde mit den Füßen hinten hinaus, bis er endlich, von Einem überwältigt, nachgibt. Der Sieger wird mit vielem Golde belohnt, während die Anderen mit einer geringeren Summe abgefunden werden.

Diese Erwähnung Mehti = Kuli = Chans mag mir Gelegenheit geben, Einiges über die Geschichte seines früheren Chanates, Karabagh, zu sagen. Karabagh, d. h. schwarzer Garten, hat ohne Zweifel seinen Namen von den zahlreichen Wäldern und der sonstigen üppigen Vegetation erhalten, wodurch das Chanat sich auszeichnet. Das Land umfaßt nämlich die vielfachen Ausbreitungen des unteren Kaukasus an seinem Ostende, denn wie der mächtige, in einer Hauptkette von Westen nach Osten streichende Kaukasus sich plötzlich in eine Menge strahlenförmige Arme theilt und so ein besonderes Gebirgsland bildet, welches deshalb Daghestan genannt wird, so sehen auch die strahlenförmigen Ausläufer des unteren Kaukasus ein vielfach von Bergen und Thälern durchzogenes Land zusammen, das eben den Namen des schwarzen Gartens führt und, wie früher gesagt, durch seine schönen Pferde berühmt ist.

Karabagh ist das Land Rani der Grusier, Arran der Perser, Ran der Araber, und spielte ohne Zweifel in den ältesten Zeiten eine sehr wichtige Rolle in der Geschichte Persiens und Armeniens. Im zweiten Jahrhunderte v. Chr. G. bildete der armenische König Bagharschal eine große Herrschaft daraus, die er der angesehenen Familie der Haikafun zum Lehne gab. Das Königreich Armenien war längst untergegangen, aber in den wenig zugänglichen Schluchten und Thälern Karabagh's erhielten sich fortwährend ein oder mehre Haikafun, mehr oder weniger unabhängig von den mächtigen Herrschern der Umgebung. Die persischen Könige



übten zwar vorzugeweise einen Einfluß aus, waren aber nur selten wirkliche Herren von Karabagh. Nach dem Verfall der Sefidendynastie vertrieb ein Haighasn, mit Namen David, die Perser ganz und gar, und wurde dabei von den Grusiern unterstützt. Nadir-Schah unterwarf sich aber wiederum das Land, und fünf Meliks (Wefils) herrschten damals über die Distrikte: Dissach, Tschelabirt oder Gulistan, Warantin, Talüschin und Chodschin.

Nach dem Tode Nadir-Schah's bemächtigte sich eine gränzenlose Anarchie des ganzen persischen Reiches. Mehre Kronprätendenten erhoben sich, und fast alle Statthalter der einzelnen Provinzen machten sich unabhängig. Aber auch hier erschienen oft zwei und mehre zu gleicher Zeit. In Karabagh herrschten die fünf Meliks zwar neben einander, aber ein Jeder suchte über den Anderen eine Art Herrschaft auszuüben. Unter Nadir-Schah hatte ein tapferer Einwohner aus Karabagh, Panagh mit Namen und aus der Familie der Dschewandschir stammend, gedient und war, als er die Gunst seines Herrn verloren, nach Dissach entflohen. Dort wußte er nach Nadir-Schah's Tode mit List und Gewalt den rechtmäßigen Herrn zu verdrängen und suchte nun seine ehrgeizigen Pläne weiter zu verfolgen. Der Melik von Warantin, Melik-Hassan, wurde von seinem Neffen, Schah-Nasfar, ermordet, und da die Herren von Tschelabirt, Talüschin und Chodschin sich gegen ihn verbanden, schloß er mit dem ehrgeizigen Panagh ein Bündniß. In dem nahen Schirwan hatte sich ein Armenier, Awanus-Jüs-Baschi, zum Herrscher (Schirwan-Schah) aufgeworfen und wurde durch Panagh unterstützt, während die übrigen Meliks den Ssam-Mirsa, der sich für einen Sohn des letzten Sefidenkönigs Thamasp ausgab, zu Hilfe zogen. Awanus-Jüs-Baschi wurde durch den Melik von Tschelabirt getödtet, aber neben dem Ssam-Mirsa erhob sich in Schirwan ein neuer Prätendent in der Person des Sohnes eines Bruders von Nadir-Schah, und dieser erschlug seinen Gegner.

Beide Schirwan-Schah's hatten um die Gunst Vanagh's gebuhlt und der erstere gab ihm den Titel eines Sultans, der letztere hingegen gar den eines Chans.

Vanagh-Chan trat schon bald mit seinen ehrgeizigen Absichten deutlicher hervor und zog mit Hilfe des Meliks von Warantin nach und nach gegen die drei anderen Herren, um sie sich zu unterwerfen. Es gelang ihm. Nun wandte er sich gegen seinen Bundesgenossen und zwang ihn zur Flucht. Schah-Nasfar und Friton, der Melik von Tschelabirt, flohen und wandten sich an den Kaiser nach Petersburg, der sie dem Könige von Grusien empfahl. Schah-Nasfar erhielt Lori, welches den Drbelianern theils abgekauft, theils mit Gewalt genommen wurde, zum Lehn; nach der Besiznahme Grusiens durch die Russen verkaufte er es aber für die Summe von 5,000 Silberrubel an die Regierung und ging nach Karabagh zurück. Friton hatte dieses schon früher gethan und sich freiwillig unter die Oberherrschaft Vanagh's gestellt.

Vanagh nahm nun den Titel eines Chams-Melik (d. i. Fünfherrn) an und herrschte unabhängig von Persien in Karabagh. Er hatte in Schachbulak seine Residenz, erbaute sich aber später das feste Schuscha, ohne es jedoch zu vollenden, denn er starb im Jahre 1790. Sein Sohn Ibrahim folgte ihm in der Regierung und nahm seine Residenz in der neuen, günstig gelegenen Feste Schuscha. In Persien war Agha-Mohammed-Chan König geworden und versuchte mit Glück, sich eine der früheren persischen Provinzen nach der anderen zu unterwerfen. 1794 kam er auch nach Karabagh, belagerte Schuscha aber vergebens und zog, nachdem er das ganze Land verwüstet hatte, schmählig ab. Im nächsten Jahre erschien er wieder vor Schuscha, doch Ibrahim trotzte auch diesmal allen seinen Anstrengungen; als aber Agha-Mohammed-Chan 1796 zum dritten Male kam, stoh er zu Omar-Chan, dem Herrscher der Awaren. Damit kam die feste Burg in die Hand des Feindes, aber nur um einige



wenige Tage in persischem Besitze darin zu bleiben; der eigene Diener ermordete in Schuscha seinen Herrn, den König von Persien, und Ibrahim-Chan nahm sein Erbe wiederum ein.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts wurde Grusien russische Provinz und mit Schrecken sahen besonders die mohammedanischen Herrscher Transkaukasiens auf diese Besitznahme. Gendtscha fiel schon 1804 und der erste Generalstatthalter Grusiens, Zizischwili (Zizianoff von den Russen genannt), stand im folgenden Jahre drohend am Kuruk-Tschai. Ibrahim, der zwei Mal ruhmvoll dem Agha-Mohammed-Chan widerstanden hatte, erschien 1805 im Lager des Feindes seines Glaubens und bat, unter die Vasallen des Kaisers aufgenommen zu werden. Russische Truppen besetzten Schuscha und der Chan bezahlte 6,000 Dukaten jährlichen Tribut. Im Uebrigen blieb er selbstständig und verzichtete nur auf das Recht der Todesstrafe.

Wahrscheinlich ist es, daß Ibrahim-Chan seine Handlung bald bereuete, aber nach genauen Nachrichten, die ich darüber vernommen, knüpfte er keine Verbindungen mit Persien an. Verdacht hatte er aber allerdings dadurch erregt, daß er in einem Thale, welches seitdem den Namen Topdschidereh, d. h. Kanonenthal, erhalten hat, Uebungen mit Kanonen anstellen ließ. In dieses Thal zog er eines Tages mit 30 seiner Verwandten, absichtlich ließ er aber einen seiner Söhne und seinen Bruder zurück. Major Lifanewitsch, der die russische Besatzung in Schuscha kommandirte, hielt diesen Auszug des Chans für ein Zeichen seiner feindlichen Gesinnung und zog ihm schnell mit allen ihm zu Gebote stehenden Truppen nach. Ein Pistolenschuß sollte das Zeichen zum Angriffe geben. Ibrahim sah sich alsbald umzingelt und wußte bestürzt lange nicht, was er thun sollte. Da vernahmen die russischen Soldaten plötzlich einen Schuß, der sich zufällig auf feindlicher Seite entladen zu haben schien, und damit wurde ein Blutbad eröffnet, aus dem nur eine der Frauen entkam.

Die Leiche des ermordeten Chans wurde nach Schuscha gebracht und Liskanewitsch ließ sie vor Mehti-Kuli-Chan, des Todten zweitgeborenen Sohn, mit den Worten bringen: „Hier liegt Dein Vater, der Verräther! versprichst Du Treue Deinem Kaiser, so ernenne ich Dich zum Chan von Karabagh!“ Ibrahim's ältester Sohn, Mamad-Aghan, war ebenfalls in Topdschi-Dereh ermordet worden, aber noch lebte dessen Sohn, Dschafar-Kuli-Agha, der deßhalb auf ungerechte Weise von der Nachfolge ausgeschlossen wurde. Mit Hilfe seiner Mutter entfloh er später nach Persien und machte von hier aus beständig Einfälle. Endlich gelang es einer Verwandten, Titti-Bejum, zwischen Oheim und Nefen eine Versöhnung herzustellen, und mit Erlaubniß der russischen Regierung zog Dschafar-Kuli-Agha 1821 nach Schuscha.

Damals war ein Armenier, Madatoff mit Namen und derselbe, der sich im letzten persischen Kriege durch seine Tapferkeit ausgezeichnet hat, Kommandant in Schuscha und, Feind der Familie Dschewandschir, sann er auf Mittel, diese zu verderben oder sie wenigstens von der Regierung zu entfernen. Oheim und Nefse besaßen noch keineswegs das nöthige Zutrauen zu einander, und beobachteten sich gegenseitig mit Mißtrauen. Eines Abends kehrte Dschafar-Kuli-Agha von der Jagd zurück, als in der Nähe von Schuscha auf ihn geschossen wurde. Erschrocken eilte er zu dem Kommandanten und klagte seinen Oheim des Verbrechens an. Fürst Madatoff versprach die Sache auf das Strengste zu untersuchen, ging aber heimlich und noch an demselben Abende zu Mehti-Kuli-Chan, um ihn zur Flucht zu bereden.

Der Chan, seiner Unschuld sich bewußt und den gutgemeinten Rath durchschauend, eilte am anderen Morgen nach Tiflis, um dort Klage zu führen. Doch der Fürst Madatoff sendete einen Trupp Soldaten voraus, und als Mehti-Kuli-Chan an den Fluß Terter kam, machte man



ihm den Uebergang streitig. Zu schwach, um sich diesen zu erzwingen, ging er auf der Südseite des Terters diesem entlang, während die Russen ihm auf der andern folgten. So war er endlich gezwungen, bei Ghelandsur die Gränze zu überschreiten. Madatoff machte eiligst über diese vermeintliche Flucht Mehti-Kuli-Chans einen Bericht, in Folge dessen der unschuldige Fürst seines Herrscheramtes entsetzt wurde. Dies geschah 1823 und Karabagh ward damit russische Provinz.

Mehti-Kuli-Chan fand am Hofe des persischen Königs eine willkommene Aufnahme, und im Anfange des zwischen Persien und Rußland ausgebrochenen Krieges erhielt er von Abbas-Mirsa, der Schuscha belagerte, den Auftrag, die bereits ausgehungerte Beste zu stürmen. Er weigerte sich und damit war Schuscha gerettet. Im persischen Lager nicht mehr sicher, floh er zu Paskewitsch, der ihn in den damaligen mißlichen Zeitumständen mit Freuden aufnahm, ihm Verzeihung des Geschehenen versprach und später eine Pension von 4,000 Silberrubeln auswirkte. Seitdem lebt er nun als friedfertiger Unterthan in Karabagh. Leider hinderte mich später anhaltendes Regenwetter, der Einladung Mehti-Kuli-Chans Folge zu leisten und das so interessante Gebirgsland Karabagh zu besuchen.

An der Akstafa (Der russische Name für Aghistewi) angekommen, fanden wir diesen Bergstrom in hohem Grade angeschwollen. Das Wasser hatte eine Menge Trümmergestein aus dem Gebirge herabgeführt und mitten im Flusse sah ich ungeheure Blöcke, gegen die das wilde Wasser sich wälzte. Zu Pferde durfte ich es nicht wagen, den Fluß zu durchsetzen, denn zerbrochene Wagen und selbst ein todter Ochse lagen am Ufer. Ich miethete deshalb zwei Büffel und einen mit zwei, sieben Fuß hohen Rädern versehenen Wagen und versuchte nun den Durchgang. Diese beiden kräftigen Thiere setzten langsam einen Fuß nach dem andern vor und gleichviel, ob massige Blöcke im Wege lagen, oder

ob sie auf einer Ebene einhergingen, der Gang wurde weder beschleunigt, noch verzögert. Das wilde Wasser fand zwischen den Speichen des Rades hinlänglich Raum, um weiter zu fließen, und so kam ich ohne Gefahr auf dem jenseitigen Ufer an. Hätte man im Frühjahr in diesen Gegenden nicht die Büffel, so würde die Kommunikation nahe bei einander liegender Dörfer oft mehre Tage lang gestört sein. Wer sich Büffel hält, darf nicht unterlassen, sie öfters mit Wasser begießen zu lassen, denn als Sumpsthiere an das Wasser gewöhnt, verlangt ihre nur mit wenig Haaren besetzte Haut, von Zeit zu Zeit angefeuchtet zu werden, weil sie sonst austrocknet und zuletzt aufspringt. So harmlos der Büffel im Allgemeinen ist, so wild wird er hingegen bei trockener Haut, denn ein anfangs kitzelndes, dann schmerzhaftes Gefühl raubt ihm schnell die gewöhnliche Ruhe. Hat man versäumt, die Büffel zur rechten Zeit mit Wasser zu begießen und man kommt zufällig an einen Fluß, so gehen diese Thiere geradezu in das Wasser; man mag sie schlagen wie man will, stundenlang bleiben sie ruhig liegen, und unbekümmert um die, welche zufällig auf dem Wagen sitzen, erfreuen sie sich der Wollust des kühlenden Wassers. Mir haben Offiziere erzählt, daß sie während des Durchgehens eines Flusses mit Büffeln gezwungen waren, zwei und selbst mehr Stunden auf dem mitten im Wasser stehenden Wagen so lange zu bleiben, bis es den Zugthieren endlich von selbst gefiel, weiter zu gehen.

Am jenseitigen Ufer der Aktasa fand ich noch Spuren einer alten Brücke, die vor sehr langer Zeit über den Fluß geführt haben mag. Die Ufer waren auf beiden Seiten mit Tamarisken (*Tamarix Pallasiana Desv.* und *tetrandra Pall.*), Maulbeer- und Brombeer-Sträuchern eingefaßt. Drüben nahm uns wiederum eine schöne Ebene auf, die nach drei Stunden Breite durch einen unbedeutenderen Fluß, Hagan-Ssu genannt, unterbrochen wurde. Getreidefelder, in üppiger Fülle prangend, wechselten mit Steppen



ab und letztere dienten eben zahlreichen Heerden der hier wohnenden schamshadiler Tataren als Weide. Diese Hunderte von Kühen, Ochsen, Schafen und Ziegen boten einen freundlicheren Anblick als die Menschen, denen sie gehörten, dar. Sie hatten sämmtlich durch die im Frühlinge reichlich dargebotene Nahrung wiederum ein angenehmes Aeußere erhalten und nirgends bot sich noch eine durch die Mäute von Haaren entblößte Haut dar.

Mit der Steppe in der Ebene beginnt der nomadisirende Tatar im Osten des kaukasischen Isthmus seine Wanderung und bleibt so lange, bis die besseren und gesünderen Kräuter abgeweidet sind und die Sonne heiße Strahlen entsendet. Nun bezieht er den Fuß des nahen Gebirges und steigt mit jeder Woche höher, um zuletzt die höchsten Spitzen, auf denen vielleicht der im Winter angehäuften Schnee erst im Juli verschwindet, zu beziehen. Im Anfange oder in der Mitte Septembers kehrt er nur wenig schneller, als er gekommen, wiederum zurück und sucht in seinem gegen die raube Jahreszeit nur kärglich geschützten Hause eine Zuflucht, während das arme Vieh in der Regel fortwährend im Freien seine Nahrung suchen muß.

So viel Reiz auch ein solches wanderndes Leben haben mag, und so angenehm auch das geschäftige Nichtsthun und die beständigen Abwechslungen für einen geistig nicht weiter entwickelten Menschen sein können, so verträgt es sich doch keineswegs mit dem Grade unserer Civilisation. Armuth und Entbehrung spricht sich auf diesen Zügen mehr als daheim im Dorfe aus, und Milch ist die einzige Nahrung, die der ganzen Familie auf ihrer Wanderung geboten wird. Ein Pferd ist oft der einzige Besitz einer Familie, und wird dann allein von dem Haupte derselben bestiegen. Die Frau, von großen und kleinen Kindern umgeben, geht zu Fuße oder reitet auf einem Ochsen, der vielleicht noch außerdem einen Theil der Habe tragen muß. Das ganze bewegliche Besitzthum der Familie wandert mit, und Teppiche, Gefäße



und Kessel hängen einem anderen Lastthiere über den Rücken, während ein drittes oder viertes das Zelt zu tragen bestimmt ist. Bei einigem Reichthume der Familie reiten auch die Kinder auf Ochsen, und ist ein erwachsener Sohn vorhanden, dann erhält auch er ein Pferd, das zu besteigen aber nie seiner Schwester und selbst nicht der eigenen Mutter erlaubt ist.

Die Tataren des Hasan=Esu und der nächsten drei die Ebene durchschneidenden Flüsse gehören zum Stamme Schamschadil, welche wahrscheinlich schon unter Abbas dem Großen und zwar zu gleicher Zeit mit den Bortschalo=Tataren hierher versetzt wurden. Sie stehen unter einem Melik oder Befehl und gehorchten vor der russischen Okkupation den Chanen von Gendscha oder den Königen von Grusien.

Das Gebiet des Hasan=Esu ist freundlicher als das der Akstafa, und schönes Laubholz aus Eichen, Buchen, Zürgeln, Granaten, Weißdorn, Feigen und Weiden bestehend, zieht sich an den Ufern dahin. Der Gebirgsarm, der das Gebiet des Hasan=Wassers von dem des Taus trennt, scheint auch bewaldet zu sein und schiebt sich nordwärts weit in die Ebene, so daß wir gezwungen waren, seine äußerste Ausbreitung zu überschreiten. Die Höhe bestand aus tertiären Schichten eines weißlichen oder graugrünlichen Mergels und aus feiner Molasse. Jenseits des Taus (Thouß=Tschai bei den Eingebornen genannt) liegt die 4 $\frac{1}{2}$ Stunden vom Wasser des Hasan entfernte Station und so waren wir gezwungen, den keineswegs tiefen, aber reißenden Fluß zu durchreiten.

Eine üppige Vegetation lud mich hier nicht umsonst ein, den Rest des Tages ihrer Untersuchung zu widmen. Zu den oben genannten Sträuchern gesellten sich noch der strauchartige Jasmin, die kaukasische Rose, der Kreuzdorn mit rothem Holze, die unbewehrte Distazie und die dem kühnen Ersteiger des Ararat zu Ehren genannte Parrotia. An den Abhängen der Uferhöhe wechselten die Kräuter in freundlicher



Harmonie mit einander ab und waren nirgends in gefelliger Weise vorhanden. Ueber einen Fuß Höhe erreichten nur wenige Pflanzen. Von Gräsern fand ich gerade aus den Geschlechtern, wie *Stipa*, *Poa*, *Festuca*, *Koeleria*, *Anthoxanthum* u. s. w., die auch bei uns vorzugsweise auf Mergel- und Kalk-Höhen wachsen, Repräsentanten, die zum Theil von den unfrigen gar nicht verschieden waren. Von Monokotylen sah ich nur einen Lauch und von den Dikotylen mit unvollkommener Blüthe ebenfalls nur einige Arten aus den Geschlechtern *Euphorbia* und *Scleranthus*. Von den monopetalen Pflanzen waren vorherrschend die Raubblütler mit *Echinosperrnum*, *Rochelia*, *Anchusa*, *Nonnea* und *Lycopsis*, die Lippenblüthler mit *Salvia*, *Sideritis*, *Glechoma*, *Lamium*, *Scutellaria* und *Ajuga*, und die Zusammengesetzblüthler mit *Chamomilla*, *Filago*, *Achillea*, *Scorzonera* und *Carduus* vertreten. Von den Polypetalen fand ich am Häufigsten Doldenträger, besonders aus den Geschlechtern *Trinia*, *Pastinaca*, *Scandix* und *Caucalis*, Schmetterlingsblüthler, vorzüglich *Hedysarum*-, *Vicia*- und *Medicago*-Arten, von den Nelkenblüthlern nur Pflanzen aus den Geschlechtern *Cerastium*, *Silene* und *Minuartia*; von den Geraniaceen waren *Geranium* und *Erodium*, von den Malvenblüthlern *Hibiscus* und *Malva*, von den Kreuzträgern *Crambe*, *Lepidium*, *Myagrum* und *Alyssum*, von den Wohnpflanzen *Glaucium*, *Hypocoum* und *Papaver*, von den Ranunkelblüthlern nur *Adonis*, von den Leinypflanzen *Linum* und von den Resedaceen unsere *Reseda* vertreten.

Auf einer fortwährend gleichen Ebene traten wir am 19. Mai von der Station am Taus unsere Weiterreise nach der am Zeham (russ. Dsegam) befindlichen und vier Stunden entfernten Post an. Eine große und lange Bande von Zigeunern, die hierherum den Namen Karatschik, d. h. die Schwärzlichen, oder auch Turfmen (wie sie selbst sagen, nach ihrem ursprünglichen Vaterlande) führen, begegnete uns. Eben so erbärmlich und elend sie früher Deutschland durch-



zogen, in demselben traurigen Zustande befanden sie sich auch hier; während wir aber besonders unter den spanischen und ungarischen Zigeunern schöne Mädchen und Frauen finden, obwohl die Männer weniger edele Gestalten besitzen, so erschien es mir hier geradezu umgekehrt. Die älteren Männer hatten ein ehrwürdiges Ansehen und ihr Teint war selbst weißer als der der Frauen. Die Matronen glichen den Hexen in *Shakespeare's Macbeth*, die jüngeren Frauen und Mädchen hingegen Furien. Ihre langen, schwarzen Flechten hingen unordentlich um den Kopf, und die blendend weißen Zähne kontrastirten merklich mit dem großen Munde und dem gebräunten Gesichte. Im Allgemeinen waren Männer und Frauen von schlanker Statur und besaßen einen unangenehmen, gierigen Blick. Wer von ihnen auf einem Pferde Platz gefunden hatte, ritt meist ohne Bügel und Sattel, die übrigen gingen barfuß daneben her. Kinder von allen Größen befanden sich im Zuge, und solche, die kaum erst seit wenig Monaten oder gar seit einigen Wochen das Licht der Welt erblickt hatten, waren ebenfalls gezwungen, unstät und nie rastend von einem Orte zum andern zu ziehen. Auf den Pferden lagen sie in Körben oder waren vermittelst eines Tuches auf den Rücken der Mutter gebunden, die in Lumpen gehüllt und auf einen knotigen Stock gestützt, ihren Weg fortsetzte.

Als ich von Weitem den langen Zug erblickte, ergriff mich doch eine Besorgniß, die auszusprechen ich nicht zögerte, aber die mich begleitenden Kosaken beruhigten mich mit der Versicherung, daß die Zigeuner zwar im ganzen Lande als Diebe bekannt wären, aber doch noch nie Blut vergossen, selbst nicht einen öffentlichen Raub begangen hätten. Sie waren auch, bis auf Wenige, die sich im Besitze eines Dolches befanden, unbewaffnet. Wie bei uns ernähren sich die Zigeuner hauptsächlich vom Betteln, vom Kesselflicken und sonstigen groben Metallarbeiten. Im ganzen Oriente geht übrigens die Sage, daß die Zigeuner es



waren, die Jesus an das Kreuz schlugen und seitdem zur Strafe unstät und flüchtig von einem Orte zum anderen wandern müssen.

An der Station des Zeham erhebt sich eine unbedeutende Höhe von blendend weißer Molasse, wie ich sie bis dahin noch nirgends gesehen hatte. Die Ebene nimmt zwar von hier an Breite zu, wird aber unfruchtbarer. Diluvialbildungen verschwinden von nun an fast ganz, dagegen bedeckt schwarzes Trachyt-Trümmergestein hier und da wie gesät den Boden. Wassermangel erlaubt schon in dieser Jahreszeit den Kräutern nicht mehr, in großer Menge und üppig zu wachsen, und nur einzeln sprossen daher oft vier Fuß hohe Pflanzen empor. Obwohl seit mehreren Wochen fast täglich Regen gefallen war, so erblickte man doch ringsherum eine fahlgraue oder schwärzliche Bodenfarbe. Auch die nächsten Höhen des unteren Kaukasus zeigten nur eine schwache grüne Farbe, die mittleren Regionen schienen aber bewaldet zu sein, und auf den höchsten Höhen lag noch blendend weißer Schnee. Auf der anderen (nördlichen) Seite waren die mächtigen Berge der ächten Kaukasus-Kette allmählig hervorgetreten und langsam ritten wir zwischen den beiden massigen Gebirgen dahin.

Nach fünf Stunden Weges erreichten wir die Gränze des schamschadiler Bezirkes, um den von Jelisawetpol (Gendscha) zu betreten. Der berühmte Thurm von Schemkür (Schamchor), den ich schon lange aus der Ferne gesehen, trat jetzt in seiner imposanten Gestalt deutlicher hervor, denn nur noch zwei Stunden befanden wir uns von ihm. Bald waren wir auch angelangt. Man hat eine Station hier errichtet, die nach dem Thurme ihren Namen führt. Schemkür (Schamchor) war eine Stadt im Lande Arran, von der Abulfeda im dreizehnten Jahrhunderte zuerst berichtet. Wie der französische Konsul Gamba, der eine Beschreibung des russischen Kaukasiens gegeben hat, zu der sonderbaren Meinung gekommen ist, den Thurm von Alexander dem Makedonier



erbauen zu lassen, kann ich nicht begreifen, denn das Bauwerk stellt ein ächtes Minareh dar, das, wie die Thürme des Tschifteh-Minareh in Erserum, mit blauen Fayence-Ziegeln (Kaschan-Ziegeln, oder dem sogenannten nicäischen Porzellan) belegt ist. Der Thurm ruht auf einem viereckigen Unterbaue von 14 Fuß Höhe und 18 Fuß Breite. Dann besitzt er bis zu 12 Fuß Höhe eine achteckige Gestalt und nun erhebt er sich erst in Form einer Säule 124 Fuß hoch. 105 Stufen führen bis hierher, sie sind aber in einem so schlechten Zustande, daß man nur mit Gefahr die Gallerie des Umringses auf ihnen erreichen kann. Auch besitzen sie eine so geringe Breite, daß diese an der Mauer nur $\frac{3}{4}$ Fuß beträgt. Dadurch, daß eine doppelte Wendeltreppe vorhanden ist, wird der Raum, auf dem man aufsteigt, noch beschränkter und obwohl in vier Zwischenräumen durch ein schmales Fenster Licht eingeworfen wird, befindet man sich doch größtentheils im Dunkeln. Leider ist die Gallerie zum großen Theile ihres Geländers beraubt und man darf nicht wagen, auf ihr herumzugehen und sich der herrlichen Aussicht ringsherum zu erfreuen. Aus der Mitte des Umrings erhebt sich noch ein über 40 Fuß hoher Aufsatz, der nur 4 Fuß schmaler als der untere Thurm erscheint, aber bereits schon zum Theil eingefallen ist. Unmittelbar unter dem Umringe befindet sich ebenfalls, wie an anderen Thürmen der Art, eine kufische Inschrift, die leider so beschädigt ist, daß sie wohl nicht mehr entziffert werden kann. Der ganze Thurm ist aus Backsteinen erbaut und mag wohl im Ganzen eine Höhe von 200 Fuß besitzen. Leider hat er bereits eine schiefe Richtung und es wird wohl bis zu seinem völligen Einsturze nicht mehr einer langen Zeit bedürfen.

Der Thurm von Schemkür steht übrigens keineswegs so isolirt da, als er meist von den Reisenden angegeben wird, denn er liegt inmitten eines von sehr dicken Mauern umfriedigten Raumes, der gegen fünf Minuten im Durchmesser besitzen mag. Diese Mauern haben eine eigenthüm-



liche, der armenischen ähnliche Bauart und sind wahrscheinlich weit älter als der Thurm. Bei einer Breite von über 11 Fuß bestehen sie in der Mitte aus schief über einander gelegten und durch einen festen Mörtel mit einander verbundenen Fluß-Kollsteinen; anstatt der Kalkplatten, womit sonst die Seiten belegt werden, hatte man aber hier sich viereckiger Backsteine bedient.

In dem von den Mauern eingeschlossenen Raume sah ich nur Löcher, die Spuren von Häusern, welche wahrscheinlich erst weit später von Tataren erbaut worden waren, und durcheinander geworfene Steinhaufen. Reste eines großartigeren Gebäudes, und vor Allem einer Moschee, suchte ich vergebens. Auf der Ostseite der Stadtmauer fließt gegen 50 Fuß tiefer ein Flößchen, welches ebenfalls den Namen Schemkür führt. An seinem jenseitigen Ufer fand ich noch deutliche Spuren einer steinernen Brücke.

Die Besichtigung des interessanten Denkmals einer früheren Zeit hatte mich noch am Morgen des 20. Mai lange aufgehalten und die Sonne brannte heiß, als ich auf der unfruchtbaren Steppe nach dem sieben Stunden entfernten Jelisawetpol zuritt. Meine mich begleitenden Kosaken machten mich auf das deutsche Dörfchen Lunensfeld, kaum 1½ Stunden am Schemkür aufwärts liegend, aufmerksam. Der Anblick der Steppe wurde noch trauriger, als er mir am vorigen Tage erschienen war, denn von nun an hatte aller fruchtbarer Boden des früheren Diluviums dem schwärzlichen Gerölle trachytisch = porphyrischer Gesteine Platz gemacht. Armselige Gräschen und Meldepflanzen vermochten sich kaum in dem dürren Boden zu ernähren und nur in einzelnen Exemplaren erschien der Christdorn, ein graufarbiger Wermuth und die schmutzig-grüngelbe Euphorbia Gerardiana Jacq. Dasen gleich begegneten uns einzelne Getreidefelder, die aber mehr Wasser als weiter oben in der Ebene bedürfen.

Die Hitze stieg von Stunde zu Stunde, und obwohl sich

ein Gewitter nach dem andern im nahen Gebirge des untern Kaukasus abtobte, so war doch die kühle Luft, welche uns von dorthier bisweilen entgegenwehte, einem Tropfen Wasser gleich, den man auf ein glühendes Eisen fallen läßt. Heftiger Durst plagte uns sämmtlich und doch wagte Niemand, aus einem Kanale, der mit frischem Wasser angefüllt war, nur einen kühlen Trank zu schöpfen, um nicht zu einer gefährlichen Krankheit, dem hier furchtbar herrschenden Gallenfieber, Veranlassung zu geben. Meine Hände, welche leider nicht bedeckt werden konnten, wurden von der Sonne so aufgezo-gen, daß ich bald das Gefühl hatte, als wäre mir die Haut verbrannt. Sehnsüchtig sahen wir alle unserem Ziele, dem alten Gendscha, entgegen, denn unter den Bäumen seiner zahlreichen Gärten hofften wir hinlänglichen Schutz gegen die brennenden Strahlen der Sonne zu finden.

Mittag war bereits vorüber, als wir in der Stadt ankamen und langsam durch die engen, zwischen Gärten und Häusern sich hinziehenden Straßen ritten, um in einer deutschen Familie ein Unterkommen zu finden. Ein alter Bekannter, den ich hier in der Person eines Herrn Roth, des Pfarrers der nahen deutschen Kolonie Helenendorf, zufällig vorfand, empfing mich auf das Freundlichste und forderte mich nicht umsonst auf, das bevorstehende Pfingstfest unter den gemüthlichen Schwaben seiner Gemeinde zuzubringen. Doch zuvor machte ich mich mit der interessanten Residenz selbstständiger Herrscher bekannt.

Am Namenstage der Kaiserin Elisabeth, der Gemahlin Alexanders, am 3. December⁽¹⁸⁰⁴⁾ (alten Styles) 1804, wurde Gendscha oder Gandscha, die Residenz eines Chans, von den Russen erobert und ihr Herr, Dschawat-Chan, unter den Todten gefunden. Dieses zufällige Zusammentreffen der Eroberung mit dem Namenstage veranlaßte den Kaiser, die Stadt nach seiner Gemahlin Elisabethstadt, Elisabethopol oder russisch: Jelisawetpol zu nennen.



Die Geschichte des Chanates habe ich schon in der Beschreibung meiner früheren Reise (Bd. II., S. 283) besprochen und deshalb nur nöthig, der Stadt selbst einige Aufmerksamkeit zu widmen. Ich kenne nur zwei Städte im nördlichen Oriente: Kaghysman am Araxes und Nucha am südlichen Fuße des Kaukasus, die eine Aehnlichkeit mit Jelisawetpol besitzen und wie diese eigentlich nur einen großen Garten bilden. Wegen dieser Gärten besitzt die Stadt den nicht unbedeutenden Umfang von vier Stunden und zieht sich besonders auf beiden Seiten eines kleinen Flusses, des Gendscha=Wassers, dahin. Sie besteht aus vier Theilen, von denen drei auf der linken und einer auf der rechten Seite liegen. Die eigentliche Festung, der wichtigste Theil der Stadt, nimmt links (westlich) vom Flusse den höchsten Punkt ein und beherrscht die ganze Umgegend. Leider ist mir ihre Beschreibung verloren gegangen und ich kann über sie nur das Wenige sagen, was mir im Gedächtniß geblieben ist. Sie bildet ein von hohen, aber keineswegs dicken Mauern eingeschlossenes Viereck und wird von mehren Bastionen geschützt. Der innere Raum ist bedeutender, als man ihn gewöhnlich bei orientalischen Festen findet, und schließt eine Menge verschiedener Gebäude ein. Keines deutete aber, obwohl sie fast alle in Ruinen lagen, auf ein hohes Alter; die Zimmer, die man noch als solche zu unterscheiden vermochte, waren winklig, eng und verworren, so daß ihre ursprüngliche Bedeutung nur schwierig zu erkennen war.

Von den beiden anderen Theilen der linken (westlichen) Seite des Gendscha=Ischai stellt der untere die eigentliche Stadt dar und umfaßt den schönen Marktplatz mit der großen Moschee und einer Menge enger und gewundener Straßen. Er führt vorzugsweise den Namen Gendscha und seine Häuser liegen noch am Meisten bei einander; aber ein jedes derselben besitzt einen Garten, mit dem es durch eine gegen 4—6 Fuß hohe Lehmmauer abgeschlossen ist.



Die Häuser sind größtentheils aus Backsteinen erbaut, haben in der Regel eine viereckige Gestalt und bestehen meist aus einem einzigen Zimmer, in dem die ganze Familie lebt. Das Dach bildet eine backofenförmige Kuppel, wie man sie bei den Bädern in Tiflis und namentlich auch allgemein in Syrien findet, und ist mit einer fensterartigen Oeffnung versehen, durch die des Nachts erfrischende Luft eindringen kann. Die Zimmer haben aus dieser Ursache eine ansehnliche Höhe und sind keineswegs so dumpfig, als die Wohnungen der Armenier und Grusier.

Jedes Haus besitzt außerdem, je nach dem Reichtume der Familie, ein oder mehrere Nebengebäude, und diese alle befinden sich in den Ecken eines durch eine Mauer abgeschlossenen Hofraumes. Fast ohne Ausnahme stehen Platanen, seltener Walnußbäume in dem Hofe und unter einem solchen steht oft ein mit einem Terrassen-Dache versehenes Haus, auf dem die Familie den Abend und oft auch die Nacht zubringt.

Der schöne Marktplatz (Basar) befindet sich östlich von der Festung und hat eine Länge von 500 und eine Breite von 170 Fuß. Schöne Platanen umgeben ihn in einem Kranze. Nirgends, selbst nicht in der berühmten Gruppe der sieben Brüder in Bözükdereh (s. Bd. I., S. 381), habe ich so schöne Bäume gesehen, als in Gendtscha. Es waren Exemplare mit einer Höhe von 130—150 Fuß und mit einem Stamme von 6 und 7 Fuß im Durchmesser vorhanden. Ohne Ausnahme hatten sie auch eine wohlgefälliger Form, indem die dichtbelaubten Aeste eine Pyramide bildeten. Auf dem Plage selbst wird ein großer Handel mit Pferden, Rindvieh, Schafen u. s. w. getrieben. Auf der Westseite befindet sich das zwar geräumige, aber niedrige und schmutzige Karawansarai, in dem Allerhand, aber nichts Besonderes zum Kaufe dargeboten wird. Vor der russischen Besignahme waren in der Stadt viele Fabriken, und namentlich wurden hier viele seidene Stoffe und Eisenwaaren



verfertigt. Leider hat aber die mohammedanische Bevölkerung, von der besonders diese Waaren gemacht wurden, auf eine Weise abgenommen, daß die Fabrikation für die 16,000 Einwohner kaum hinreicht. Die Armenier, deren jetzt über 6,000 in Gendscha vorhanden sind, arbeiten gleich den Juden nicht gern und ziehen deßhalb den Handel allen übrigen Beschäftigungen vor. In den heutigen und früheren persischen Provinzen sieht man überall die Fabriken in den Händen der industriellen Schiiten, während die Armenier nur für den Absatz Sorge tragen. Früher durften in diesem Haupttheile der Stadt nur Schiiten wohnen und die Christen waren auf ein angebautes Viertel, welches deßhalb den Namen Morschén (d. i. Neustadt) führt, angewiesen. Unter den Russen ist natürlich diese Bevorzugung aufgehoben worden.

Am südlichen Ende des Marktplatzes befindet sich die schöne, große schiitische Moschee, deren Erbauung Abbas dem Großen zugeschrieben wird. Sie ist viereckig und besitzt eine so große Kuppel, daß sie das ganze Gebäude deckt. Inmitten eines mit einer Mauer umgebenen Hofraumes gelegen, zeichnet sie sich durch Reinlichkeit und Sauberkeit, wie man sie keineswegs in sunnitischen Gotteshäusern findet, aus. Im Inneren hatte sie außer wenigen goldenen Inschriften gar keine Verzierung und der Boden war mit Strohmatteu bedeckt. Ein Paar Brunnen und wiederum schöne Platanen standen im Hofraume.

Auf dem entgegengesetzten Ende fand ich zahlreiche Ruinen verschiedenartiger Gebäude, von denen einige ein hohes Alter zu besitzen schienen. Ein Theil derselben mag früher als Karawansarai gedient haben; jetzt hat aber die Post ihre Wohnstätte hier angewiesen bekommen.

Der dritte Theil diesseits des Gendscha-Tschai umfaßt die eigentlichen Gärten und führt deßhalb den Namen des Stadttheiles der Baghbanlar (d. i. der Gärtner). Er besitzt die größte Ausdehnung und wurde früher nur von Moslimen bewohnt. Leider befindet er sich in einem sehr

traurigen Zustände, da mehr als die Hälfte der darin liegenden Häuser verlassen sind. Außerdem sieht man auch hier am Meisten Ruinen von Moscheen, Brunnen, Lusthäusern u. s. w. Die Gärten befinden sich keineswegs in einem so guten Zustande, als man erwarten sollte, und wie sonst im Oriente, so überläßt man auch hier die Sorge für sie mehr der Natur; mit der nöthigen Bewässerung glaubt man Alles gethan zu haben. Die Wasserleitungen sind so zahlreich vorhanden, daß sie zu jeder Zeit hinlänglich Wasser herbeiführen und deshalb die nährende Feuchtigkeit nicht ängstlich abgemessen zu werden braucht. Wie groß die Anzahl der Gärten in diesem Stadttheile ist, weiß ich nicht, allein für ganz Jelisawetpol wurden mir nicht weniger als 1400 angegeben. Auf dieser (westlichen) Seite des Gendtscha-Tschai sind vorzüglich Obst-, auf der anderen hingegen Weingärten vorhanden. In den ersteren fand ich vorherrschend Quitten und Steinobst, besonders Pflaumen, und außerdem Feigen, Granaten, Maulbeeren und Wallnüsse.

Die Pflaumen unterschieden sich wesentlich von all den Arten, die mir aus unserem Vaterlande bekannt sind. Die grüne Sorte kam am Meisten mit der Reine-Claude überein und hatte wie diese eine rundliche Figur und ein härteres Fleisch, war aber kleiner. Man aß sie meist schon unreif und zwar sonderbarer Weise mit Salz. Sie führte kurzweg den Namen Altscha. Eine zweite Art von Pflaumen (Tschür-Alttscha) entsprach in der Farbe unseren Spillingen, war aber rundlicher und hatte einen säuerlichen Geschmack. Von der Größe und Form eines Taubeneies waren die Beivan-Alttscha genannten Pflaumen von grünlicher Farbe, die nur an der Sonnenseite ins Röthliche ging. Auch diese wurden schon unreif und ebenfalls mit Salz genossen. Dieselbe Größe hatten die schwarz-rothen Pflaumen (Kyrmysy-Alttscha), deren Baum sich außerdem noch durch grün-röthliche Blätter auszeichnete.

Der vierte, nur von Armeniern bewohnte Stadttheil



befindet sich auf der Ostseite des Gendtscha-Tschai und wird Kiliffa = Kent, d. h. Kirchendorf, genannt. Er hat ein weit freundlicheres Ansehen, als die übrigen Stadttheile; seine Bewohner sind seit der Besignahme der Stadt durch die Russen wohlhabender geworden, während umgekehrt die schiitisch-mohammedanische Bevölkerung verarmt ist. Drüben sind die Mauern von Lehm aufgeführt und zum Theil eingefallen, hier hingegen hat man sich der Kalksteine aus dem nahen Flusse zu ihrer Erbauung bedient.

Viertes Kapitel.

Helenendorf und die deutschen Kolonien.

Zwei Stunden von Gendtscha entfernt, und zwar an demselben Flusse aufwärts, liegt eine blühende Kolonie von Deutschen, welche der Großfürstin Helena, der Gemahlin Michaels, eines jüngern Bruders des Kaisers, zu Ehren den Namen Helenendorf gewählt hat; in ihr verlebte ich länger als eine Woche in traulichem Zusammensein mit gutmüthigen, ehrlichen Deutschen. Helenendorf ist dasselbe Dorf, das, als der Kaiser die protestantische Mission zu Schuscha aufhob, den dortigen Missionairen als Zufluchtsstätte diente. Die meisten von ihnen wurden später von den übrigen Kolonien Transkaukasiens zu Seelsorgern erwählt. Auch der als Naturforscher rühmlichst bekannte Missionair Hohenacker lebte eine lange Zeit in Helenendorf und machte von hier aus nach allen Seiten hin Exkursionen. Auch der prager Reisende, Dr. Kolenati, hatte sich im Jahre 1844 die Kolonie zum Aufenthalte gewählt, und so erfreute ich mich für die ganze Dauer meiner Anwesenheit seiner angenehmen Gegenwart. Mit ihm machte ich Exkursionen nach den nächsten Umgebungen.

Ich habe schon in der Beschreibung meiner früheren Reise Gelegenheit gehabt, der deutschen Kolonisten jenseits



des Kaukasus rühmend zu erwähnen. Damals hatte ich vor Allem die Bewohner Katharinenfelds, 9 Meilen südlich von Tiflis, kennen gelernt, aber keineswegs wurde mir damals eine so günstige Gelegenheit, wie jetzt, wo ich selbst unter und mit Kolonisten lebte, geboten, um diese uns nun leider entfremdeten Landseute kennen zu lernen. Das schöne Pfingstfest, welches ich in Helenendorf verlebte, war auch ganz geeignet, mich des Umganges mit seinen Bewohnern zu erfreuen, und der gute Schulmeister, Christian Groß, bei dem man mich einquartiert hatte, trug auch alles Mögliche dazu bei, mir den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen.

Fast alle Einwohner Helenendorfs sind Schwaben, und da mir das schöne Schwabenland aus früherer Zeit bekannt worden war und ich es lieb gewonnen hatte, so konnte ich es auch um so mehr wagen, Parallelen zwischen den Daheimgebliebenen und den Ausgewanderten zu ziehen. Obwohl schon ein großer Theil der jetzigen Helenendorfer bereits in Transkaukasien geboren ist und ein anderer in der ersten Jugend einwanderte, so sind sie doch in Allem Deutsche und zunächst Schwaben geblieben. Derselbe treuherzige Sinn, dieselbe Religiosität und dieselbe nicht genug anzuerkennende Thätigkeit und Ordnungsliebe, die mir bei meinen mehrmaligen Wanderungen durch das Schwabenland sich kund thaten, fand ich auch ohne Ausnahme in Helenendorf.

Es war mir ein eigenthümliches Gefühl, als ich mich nach langer Entbehrung wieder einmal inmitten eines deutschen Dorfes befand, in dem Jedermann das so treuherzig klingende Schwäbisch redete. Dieselben kurzen und gedrängten Gestalten, einfach in weißleinwandene Beinkleider und in eine kurze blaue Jacke gehüllt, wie sie mir besonders auf der schwäbischen Alp und sonst in Schwaben entgegen getreten waren, standen vor der Thüre ihres Häuschens und begrüßten mich, wenn ich des Abends mit meinem Freunde Kolenati von einer Exkursion heimkehrte, mit einem freundlichen: „guten Abend!“ Die Frauen und Mädchen mit einem



kurzen, aber faltenreichen Rocke, den nach vorn eine blaue oder weiße Schürze bedeckte, und mit einem keineswegs die Figur hebenden Nieder angethan, waren noch lange im Inneren der Häuser geschäftig; erst spät vernahm ich aus den Stuben das schnarrende Geräusch des mir aus meiner Jugend wohlbekannten Spinnrades, oder vor den Thüren saßen Mutter und Tochter auf hölzerner Bank und mit dem Strickstrumpfe in der Hand.

Aber es that meinem Herzen unendlich wehe, daß die guten Leute sich absichtlich jedes Vergnügen versagten und zu keiner Zeit einer lauten, wenn auch noch so unschuldigen Freude Raum gaben. Nur in der Arbeit, im harmlosen Beieinanderleben und in Gebeten glaubten sie sich auf dieser Erde auf jenes Leben vorbereiten zu müssen, und selbst in dem Jenseits lächelte ihnen keine Freude, wenn diese nicht das Bewußtsein: dann zur Rechten zu sitzen Gottes des Barmherzigen, hervorrufen könnte. Ein Tag vergeht hier gleich dem anderen, und die Helenendörfer würden in ihrer eintönigen Zurückgezogenheit geistig zu Grunde gehen, wenn nicht die beständigen Neckereien der Tataren und nicht selten auch der russischen Beamten sie dem Allgemeinen erhielten. Selbst die Jugend wagt nicht, sich einer Freude hinzugeben, und Mädchen und Knaben sieht man still und ruhig, ihre Religionsbücher unter dem Arme, am Morgen in die Schule wandern und ebenso gegen Mittag wieder heimkehren. Ein einziger Lehrer unterrichtet die aus 200 Kindern bestehende Jugend, aber wiederum sind nur Lesen, Schreiben, Religion und Singen frommer Lieder die einzigen Fächer, die gelehrt werden; aus der Geschichte wird nur das Leben Jesu und Luthers, aber allein im Zusammenhange mit ihrem Glauben, behandelt. Obwohl das Schulzimmer sich dicht neben meiner Wohnung befand, so herrschte doch während der ganzen Dauer der Schulzeit eine Ruhe, wie man sie vergebens bei uns sucht, wenn auch nur wenige Kinder beisammen sind. Nur im Anfange



und zu Ende der Schulzeit wurde sie durch Gesang unterbrochen.

Ich besuchte am ersten und zweiten Feiertage das freundliche Gotteshaus, in dem sich fast die ganze Einwohnerschaft versammelt hatte. Rechts saßen die Frauen und älteren Mädchen, links hingegen die Männer und jungen Bursche, vorn endlich die Kinder. Die Predigt war leider nicht das, was sie hätte sein sollen, sie kam nicht vom Herzen und konnte deshalb nicht zum Herzen gehen. Der Geist des milden, versöhnlichen Christenthums sprach sich nicht in ihr aus. Es war der finstere, strenge Gott der Juden, der nur strafen, aber nicht vergeben kann, wie er sich in den Worten des außerhalb der Kirche so gemüthlichen und freundlichen Pfarrers kundthat. „Thuet Buße, damit ihr nicht dem Teufel, der euch allenthalben umschleicht, verfallt, geißelt das Fleisch in euch, damit es euch nicht zu Lüsten, als da sind Spiel und Tanz, verführe!“ war der Sinn der eine Stunde anhaltenden Predigt, und zwar an einem Tage, wo der heilige Geist seine ersten Segnungen über die Gläubigen der von Jesus offenbarten Religion ausbreitete.

Wenn auch Helenendorf mit seinen 118 Feuerstätten einen viel freundlicheren Anblick als die nahen Dörfer der Tataren und als die halb- und ganz unterirdischen Wohnungen der Armenier und Grusser darbietet, so würde es sich doch noch einer anmuthigeren Ansicht erfreut haben, wenn die Schwaben bei der Anlage ihres neuen Wohnortes die Dörfer ihrer Heimath und nicht die der Russen sich als Nichtschnur genommen hätten. Unnöthige Weitläufigkeit hindert allenthalben den Geschäftsgang selbst unter Landleuten, denn Zeitverlust ist und bleibt immer ein noch nirgends genug gewürdigter Verlust. So besteht Helenendorf (wenn ich nicht irre) aus zwei großen Längs- und drei Querstraßen von einer solchen Weite, wie sie vielleicht bei vier- und fünfstöckigen Häusern, auf dem Neßky-Prospekt in Petersburg oder unter den Linden in Berlin, natürlich sind,

wie sie aber bei kaum 16 Fuß hohen Wohnungen für den gegenseitigen Betrieb lästig und hinderlich sein müssen. Dazu kommen nun noch die großen Plätze inmitten des Dorfes, durch die wiederum die Bewohner von einander ferner gehalten werden. Daß man allenthalben Maulbeerbäume angepflanzt hat, verleiht übrigens den einzelnen Häusern ein freundliches Ansehen.

Alle Häuser bestehen nur aus dem Erdgeschoß und stehen mit dem Giebel der Straße zu gebaut. Je nach der Größe oder dem Reichthume der Familie sind ein oder mehrere Zimmer, die wie die übrigen Räumlichkeiten eine schwäbische Einrichtung besitzen, vorhanden. Der große, ungeschickte Lehmofen darf ebensowenig fehlen, als das breite, zweischläfrige Himmelbett. Um den großen und stets blank geschauerten Tisch, der in Schwaben aus Pappel- oder Linden-, hier hingegen aus Platanenholz angefertigt und gewöhnlich in einer der Thüre gegenüber sich befindlichen Ecke aufgestellt ist, ziehen sich auf den beiden Wandseiten hölzerne Bänke dahin. Ueber ihnen sind Schiebfenster vorhanden, durch die man sich mit der Straße in Verbindung setzen kann. Ueber der Thüre ist ein Gesims angebracht, um allershand Geräthe darauf zu stellen. Auch die große, bunt gemalte Lade mit dem selbst gesponnenen Linnen und der sonstigen weißen Wäsche sah ich allenthalben in den Wohnzimmern.

Innerhalb des verhältnißmäßig kleinen Hofes stehen die andern Räume für die Geräthschaften und für das Getreide; aus ihm gelangt man nach hinten in den weitläufigen Garten, in dem vorzüglich Gemüse und Wein gezogen werden. Obwohl der Boden nie gedüngt und diesem außerdem noch durch das Wässern viel Nahrungstoff entzogen wird, so meinen doch sämtliche Einwohner Helenendorfs, daß man die Weinstöcke weder behacken, noch von dem darum stehenden Unkraute befreien dürfe, weil sich diese dann wegen der Fruchtbarkeit des Bodens im Kraute überwachsen, dagegen aber wenig Trauben liefern.



So wenig Einfluß im eigentlichen Rußland, die Deutschen, zum Theil blühenden Kolonien, wie sie z. B. sich an der Moloschna in NeuRußland vorfinden, auf die nächsten Anwohner, selbst die Russen nicht ausgenommen, ausüben, eben so gleichgültig sieht der Transkaukasier das Gedeihen der deutschen Kolonisten; er ist zu träg, um sich durch Fleiß und Ordnungsliebe einen gleichen Wohlstand zu verschaffen. Die christlichen Völker, wie die Armenier und Grusier, haben von den Deutschen gar nichts gelernt, wohl aber die schiitischen Tataren Manches, was ihnen nützlich und vortheilhaft schien. „Zwei Dinge sind bei den Deutschen vorzüglich,“ berichteten mir gendschaer Tataren, „das Brod und die Wagen;“ beides findet man auch bei ihnen schon hier und da in Anwendung gebracht. Umgekehrt haben leider die Deutschen Mehres, und gerade nicht zu ihrem Vortheile angenommen. So dreschen sie z. B. das Getreide nicht mehr auf unsere Weise, sondern bedienen sich zum Reinigen desselben derselben Methode, wie ich sie bereits im zweiten Theile der Beschreibung meiner früheren Reise angegeben; dann haben sie, zum Theil wenigstens, ebenfalls wie die Eingebornen versäumt, ihre Kühe täglich zu melken, so daß sie nun die nöthige Milch nur von frischemilchenden erhalten.

Die Hauptbeschäftigung der deutschen Kolonisten ist Landwirthschaft, weniger Viehzucht, und wiederum richtet sich jene nach den Verhältnissen und besonders nach der Lage der Kolonie. Diejenigen, welche große Städte in der Nähe haben, besonders die Kolonien bei Tiflis, beschäftigen sich hauptsächlich mit Gemüsezuucht und Weinbau, und ebenso verwenden sie mehr Sorge auf die Kühe, da Milch und Butter reichlichen Absatz finden. Wo dieses aber nicht der Fall ist, wie z. B. in Helenendorf, sind die Kolonisten fast nur auf sich beschränkt und der Absatz an ihren Erzeugnissen ist so außerordentlich gering, daß sie nicht selten gezwungen sind, nach der Lese den alten Wein wegzuschütten. Der Ar-



menier und Tatar ist in der Regel zu arm, um sich Wein zu kaufen und die wenigen russischen Beamten erhalten oft so viel als Geschenk, als sie in ihrem Hausstande bedürfen.

Da ich mich im Besitze einer authentischen Geschichte der transkaukasischen Kolonisten deutschen Stammes befinde, so will ich auch nicht säumen, diesen Beitrag zur Geschichte der deutschen Auswanderungen hiermit vorzulegen. Schon unter Katharina II. waren Deutsche, besonders Würtemberger, nach Rußland ausgewandert und hatten sich in der Umgegend von Odessa niedergelassen. Wie es scheint, standen diese mit ihrem Heimathlande in fortdauernder Verbindung. Die unglückliche französische Okkupation, bei welcher der Landmann am Meisten leiden mußte, hatte besonders in Württemberg und Baden eine fast allgemeine Verarmung hervorgerufen. Lasten und Abgaben mehrten sich mit jedem Jahre und die armen Bauern vermochten sie kaum oder gar nicht zu erschwingen. Der anhaltende Druck hatte zuletzt dem Gemüthe eine eigenthümliche Richtung gegeben und bei den an und für sich zur Frömmerei geneigten Schwaben und Schwarzwäldern bildeten sich religiöse Vereine, welche die große Noth durch Gebete und andere religiöse Handlungen abzuwehren suchten. Namentlich wird ein gewisser Friedrich Fuchs genannt, der in dem Dorfe Schweigheim zuerst eine gewichtige religiöse Gesellschaft gründete.

Nach dem Befreiungskriege trat zum ersten Male durch ganz Deutschland nach langer Zeit wiederum Ruhe ein, aber damit wurde man, besonders der Bauernstand, sich auch bewußt, welche unendliche Leiden man bis dahin ertragen hatte. Allenthalben sprach sich Elend und Armuth aus, und Bettler durchzogen in Haufen das schöne Württemberg. Der König selbst fühlte es tief, und da er trotz seiner vielfachen Bemühungen doch nicht allenthalben helfen konnte, knüpfte er mit dem damaligen Kaiser Rußlands, Alexander, über eine zu bewerkstelligende Auswanderung Unterhandlungen an, die jedoch zu keinem Resultate geführt zu haben scheinen.

Zahlreichen Mängeln wurde in allen Staaten und namentlich auch in Württemberg abgeholfen, man wendete aber auch der zur starren Form herabgesunkenen Kirche seine Aufmerksamkeit zu, schaffte vor Allem die veralteten Katechismen ab und setzte an die Stelle der alten Agende eine neue, die den Anforderungen der Zeit entsprach. Leider hatte sich aber gerade das ungebildete Volk während der Unglückszeit an diese äußerlichen Formen, wie sie die augsburgische Konfession vorschreibt und wie sie sich später selbstständig entwickelt hatten, so gewöhnt, daß sie ihm zur zweiten Natur geworden waren und daß es sie deshalb auf keine Weise aufgeben wollte. Mit einer Hefigkeit, wie man sie bis dahin noch gar nicht gesehen, trat der gemeine Mann allen diesen Neuerungen, die nach ihm nur aus philosophischem Unglauben hervorgegangen waren, entgegen und verlangte hartnäckig das Abendmahl auf die alte gewohnte und ihm liebgewonnene Weise zu nehmen. Die Regierung versäumte leider die nöthige Vorsicht und vor Allem Schonung der Venker dieser widerspenstigen Parthei. So widersetzte sich endlich der bereits genannte Friedrich Fuchs geradezu allen gesetzlichen Anforderungen, und die Regierung sah sich genöthigt, ihn als den vermeintlichen Urheber aller dieser Wirren auf den Asperg zu bringen und ihn dort eine längere Zeit in Verwahrung zu halten.

Selbst Pfarrer, wie Hartmann, Friedrich u. s. w., schlossen sich dem Volke an und die früheren Theilnehmer an den gesetzlich erlaubten Erbauungstunden, in denen man sich mit der heiligen Schrift bekannt gemacht hatte, traten zu religiösen Vereinen zusammen. Einige von ihnen sagten sich sogar förmlich von der Kirche los und ließen ihre Kinder weder taufen, noch konfirmiren. Das Lesen pietistischer Schriften, und vor Allem der mystischen Werke eines Bengel und eines Jung Stilling, verdrehte den ungebildeten Bauern noch mehr die Köpfe, und so entstand zuerst, durch Stillings „Heimweh“ angeregt, der Gedanke zu

einer Auswanderung nach Osten, um bei der Nähe des tausendjährigen Reiches dort dessen um desto leichter theilhaftig werden zu können.

Zu allem Diefen kam nun noch ein politischer Grund. Kaiser Alexander verfolgte den Gedanken seiner erhabenen Großmutter, die menschenleeren und weiten Gaue seines großen Reiches soviel als möglich mit betriebsamen Deutschen zu bevölkern, und so trug er durch den russischen Gesandten in Stuttgart Sorge, die einmal in Anregung gebrachte Lust der Würtemberger zur Auswanderung wo möglich nach Rußland zu lenken. Endlich erschien noch eine religiös überspannte petersburger Dame, Frau von Krüdener, und meinte in den Schwaben Glaubensgenossen gefunden zu haben. Sie ließ sich unter ihnen nieder, hielt Versammlungen und bearbeitete die Unzufriedenen insgeheim zu einer Auswanderung nach Rußland. So sehr diesem auch vielfach widersprochen wird, so ist es mir doch nach Allem, was ich von den damals in dieser Sache theilhaftigen Männern darüber erfahren habe, klar, daß Frau von Krüdener zu gleicher Zeit auch eine geheime Agentin der russischen Regierung war. Die Auswanderer wollten anfangs durchaus nach Jerusalem, da dort das tausendjährige Reich beginnen sollte, Frau von Krüdener suchte sie aber zu überzeugen, daß der Weg dahin durch Rußland ginge, wo der fromme Kaiser Alexander sich ihnen anschließen würde. Unter seinem starken Schutze, so erzählte Frau von Krüdener, vermöchten sie allein das große Werk zu Ende zu führen. Sonderbar ist es, daß Alexander nach Vieler Meinung ein ächter Lutheraner war, und allen denen, die doch eines Besseren belehrt wurden, verstand die schlaue Frau die Meinung beizubringen, daß der Kaiser wegen seiner Stellung wohl äußerlich der griechischen Kirche zugethan sei, innerlich aber desto hartnäckiger den reinen Sagen der Bibel, wie Luther sie uns gelehrt habe, anhing.

Friedrich Fuchs war während seiner Gefangenschaft auf

Asperg noch hartnäckiger geworden und setzte zuerst den Plan einer Auswanderung in Ausführung. Kaum seiner Haft entlassen, schlossen sich ihm eine Menge unzufriedener Familien an. Zu Schweigheim im Amte Waiblingen wurde ein besonderer Auswanderungsverein gebildet, und man setzte sich mit dem russischen Gesandten in Stuttgart in Verbindung. Die Regierung, zufrieden, die unruhigen Köpfe dadurch los zu werden, hemmte ihren Vorsatz auf keine Weise. Ich weiß nicht, wie groß die Anzahl der ersten Gesellschaft der Auswanderer gewesen ist, auf jeden Fall waren es aber nicht viele, die, nachdem sie alle ihre Besitzungen verkauft hatten, im September des Jahres 1816 sich, mit russischen Pässen versehen, in Bewegung setzten.

In Wien organisirten sich die Auswanderer zu einer geschlossenen Gesellschaft. Zwei Mitglieder, Gottlieb Köfler und Adam Schule, wurden zu Vorständen erwählt und man trug ihnen die Aufrechthaltung der Ordnung auf. Auf dem ganzen Wege hielt man die gottesdienstlichen Versammlungen fort, und sogar die Kinder erfreuten sich zu gewissen Stunden eines Unterrichts. Die Reise ging auf Schiffen längs der Donau vor sich und die Ausgewanderten kamen über Ofen, Orschowa und Galatz glücklich nach dem russischen Hafen Ismail, um daselbst eine 24tägige Quarantaine zu bestehen. Die griechische Kaufmannschaft nahm sich der Deutschen auf eine rühmliche Weise an und trug die ganze Zeit hindurch für ihre Pflege und Ernährung Sorge. Viele der Schwaben hatten bereits ihr Reisegeld verzehrt; trotz der christlichen Liebe waren aber die Meisten der Anderen nicht Willens, ihre Landsleute zu ernähren, und so kam die unentgeltliche Verpflegung von Seiten der ismailier Griechen zur rechten Zeit.

Auf gemietheten moldauischen Wagen setzten die Schwaben endlich ihre Reise nach Odessa fort und gingen über Akjerman nach Ovidiopol, um daselbst von Neuem sich einer sechstägigen Quarantaine zu unterwerfen. In den letzten

Tagen des Jahres 1816 kamen sie endlich bei ihren Landesleuten in Großliebenthal bei Odessa an, die schon unter der zweiten Katharina eingewandert waren, und beschloffen, den Winter daselbst zuzubringen und weiteren Verfügungen von Seiten der petersburger Regierung entgegenzusehen. Man hatte nämlich den Kaiser um eine zum Weinbau geeignete Gegend gebeten.

Während ihres Aufenthaltes in Großliebenthal standen die Ausgewanderten ihren Landesleuten, bei denen sie eine gastfreundliche Aufnahme gefunden hatten, in allen Geschäften bei, besuchten aber nicht das dortige Gotteshaus, sondern hielten nach wie vor selbstständige gottesdienstliche Versammlungen. Der dortige Ortsprediger, obwohl er sich sonst keine moralischen Vergehen hatte zu Schulden kommen lassen, führte nach den Begriffen der neuen Ankömmlinge doch keineswegs den tugendsamen Lebenswandel, wie sie ihn verlangten.

Die russische Regierung sprach vielfach den Wunsch aus, daß die Schwaben sich ebenfalls in der Nähe von Odessa ansiedeln möchten und suchte diese selbst noch mehr dazu zu bestimmen, daß sie verlangte, die Ankömmlinge sollten dem Kaiser den Eid der Treue schwören. Doch jeder Eid war ihnen ein Gräuel und so widersetzten sie sich hartnäckig jedem ferneren Ansinnen der Art. Erst in der Mitte des Jahres 1817 kam ein Befehl aus dem Departement der Reichsökonomie, nach dem die eingewanderten Schwaben in Krusien angesiedelt werden sollten. Die Regierung selbst trug für den weiteren Transport Sorge, miethete ihnen die nöthigen Wagen und ließ jedem Einzelnen täglich 40 Kopfen Kupfer ($3\frac{1}{2}$ Sgr.) auszahlen. Im Juli brach die ganze Gesellschaft auf und bewegte sich langsam längs der Nordküste des schwarzen und des asoffischen Meeres nach den ciskaukasischen Steppen. Jeder Sonntag wurde der Ruhe und dem feierlichen Gottesdienste gewidmet und Friedrich Fuchs war der anerkannte Seelsorger. So kamen sie end-



lich nach Stauropol und von da nach Mosdok, um nun das große kaukasische Gebirge zu übersteigen. Den 20. September 1817 langten sie endlich in Tiflis an, um sich in der nächsten Umgebung eine neue Heimath zu gründen.

In Württemberg hatte man sich damit verrechnet, daß man geglaubt, mit der Entfernung der unruhigsten Separatisten — denn diesen Namen hatten die, welche sich mit der herrschenden Kirche nicht mehr einverstanden erklärten, von den Uebrigen erhalten — würde sich die religiöse Aufregung allmählig legen. Der religiöse Zwiespalt gestaltete sich im Gegentheil in den beiden Nachbarstaaten Württemberg und Baden größer als je. Es entstanden unter dem Namen Harmonien Vereine und deren Vorstand ließ Schreiben an die auserlesenen Kinder Gottes herungehen, um die wahren Jünger von Jesu reiner Lehre zur Auswanderung aus dem Lande Babel und aus dem Zusammenleben mit dem Antichristen aufzufordern. Es gab Leute, die Jung Stillings verworrenes Buch, das Heimweh, mehr als die Bibel, von der sie die Offenbarung Johannis am Höchsten hielten, studirten. Daß das tausendjährige Reich ehestens und zwar im Osten seinen Anfang nehmen würde, war bei den Meisten der Separatisten so zur fixen Idee geworden, daß Niemand wagen durfte, dagegen zu sprechen, ohne für einen Irrgläubigen gehalten zu werden.

Zwei wohlhabende Brüder, Koch mit Namen und Besitzer von Mühlen in Marbach und Schluchten, traten im November 1816 förmlich an die Spitze derjenigen, die das tausendjährige Reich mit Ungeduld erwarteten, und erließen ein Programm, nach dem kein unbekehrter und noch in Sünden lebender Mensch, sondern nur wahrhaft Gläubige in die Gemeinschaft der Frommen aufgenommen werden sollten. Es wurden 24 Aelteste durch das Loos erwählt und diesen übertrug man die Besorgung der weltlichen und geistlichen Angelegenheiten. Auch die heiligen Sakramente: wie die Taufe und Vollziehung der Ehe, sowie die Konfirmation

der Kinder und die Verkündung des Wortes Gottes überhaupt lagen in dem Bereiche der Geschäfte der 24 Ältesten. Um auch den Aermsten die Reise möglich zu machen und sie nicht vom Reiche Gottes auszuschließen, verpflichteten sich die Reicherer freiwillig zu einer Abgabe von 10 Procent von ihrem ganzen Vermögen; damit wurde für die Bedürfnisse der Mittellosen eine besondere Reiskasse errichtet. Einer der beiden Koch's gab Lieder der nach Osten eilenden Zioniten heraus und legte darin im höchsten Enthusiasmus die Auswanderung, als das Werk Gottes, allen Gläubigen an das Herz.

So hatten sich in Kurzem nicht weniger als 130 Familien zu einer zweiten Auswanderung nach dem Osten vereinigt, und vier Donauschiffe wurden von ihnen in Anspruch genommen. Aber wie eine Seuche griff der einmal in Anregung gebrachte Geist der Auswanderung um sich, und kurz hintereinander bildeten sich die folgenden acht Harmonien oder Auswanderungsgesellschaften:

1. die Eßlinger unter dem Schneider Johann Steuer aus Eßlingen und Johann Georg Fricke aus Albach;
2. die Schwarzwälder unter Friedrich Koch von Böfingen und Kobel von Stuttgart;
3. die Nagold-Freudenstädter unter Jakob Barth;
4. die Weiskacher unter Ziegler;
5. die Detlinger unter Biedlingmeyer;
6. die Balddörfer unter Johann Mayer;
7. die Plattenharter und endlich
8. die Pflieghäuser.

Die ganze Zahl der Auswanderer betrug nicht weniger als 1,400 Familien. Unter diesen Harmonien war die Eßlinger die bedeutendste und eigenthümlichste, denn sie verlangte z. B. völlige Gemeinschaft der Güter und die Anlegung einer gemeinschaftlichen Reiskasse. Die Regierung legte dieser neuen Auswanderung eben so wenig Schwierigkeiten in den Weg als der früheren, und empfahl sie sogar

der russischen Regierung auf das Nachdrücklichste. Der russische Gesandte in Stuttgart vermahnte die Auswanderer mit russischen Pässen, und so wurde Ulm als der Sammelplatz festgesetzt. Damit aber durch die plötzliche Erscheinung so vieler Menschen keine Theuerung der Lebensmittel eintreten könnte, wurde beschlossen, daß die Auswanderungsgesellschaft in 14 Kolonnen, die in bestimmten Zwischenräumen abreisen sollten, getheilt werde; auch schickte man nach Wien und nach Odessa Abgeordnete, welche die nöthigen Vorkehrungen treffen sollten. Die Wahl dieser Leute war aber eine unglückliche, da sie fast ohne Ausnahme von ihrer Sendung Mißbrauch machten, einer von ihnen sich sogar heimlich mit einer anvertrauten Summe entfernte.

Wenn auch der Kern der Gesellschaft aus ehrlichen, guten Schwaben bestand, die nur eine falsch aufgefaßte religiöse Idee aus dem Vaterlande trieb, so hatten sich doch auch außerdem viele Leute zu ihnen gesellt, die, Frömmigkeit erheuchelnd, die Einfachheit und den geraden Sinn ihrer Mitbürger nur zu ihrem Vortheile benutzen wollten. Von Haus aus ohne Vermögen und arbeitsscheu, oder durch unordentlichen Lebenswandel in ihren häuslichen Verhältnissen ruiniert, hatten sich die Letzteren der Auswanderung angeschlossen, um der Mildthätigkeit der Mitreisenden theilhaftig zu werden.

Den Zug eröffnete im April 1817 die weißacher Harmonie. Wie die vorige Gesellschaft, so hielten auch hier alle Kolonnen die nöthigen Betstunden, und selbst die Kinder wurden so oft, als es nur die Zeit erlaubte, unterrichtet. Der Sonntag war der Tag der Ruhe und galt demnach nur dem Beten, Singen und inneren Betrachtungen. Die Heuchler legten aber schon zeitig die Maske ab und gerade die Anführer, die bis dahin das Wort Gottes im Munde geführt hatten, zeigten sich zum großen Theil als Betrüger, obwohl sie fortwährend die leichtgläubige Menge beherrschten und mit der christlichen Religion allerhand Unsinn trieben.



Die wahren Frommen, und deßhalb Verständigeren, sahen wohl bald ihre unglückliche Lage ein, aber der unverwüßliche Glaube an das Herannahen des tausendjährigen Reiches erhielt sie in ihrem Wahne aufrecht. Alle Kolonnen theilten sich bald in Betrogene und Betrüger, und je weiter die Züge kamen, um so greller trat zwischen beiden das Mißverhältniß ein.

In Wien erhielten die Auswanderer den gutgemeinten Rath, anstatt der langsamen Wasserreise auf der Donau, den kürzeren Weg durch Galizien nach Odessa zu nehmen, aber ein unbegreiflicher Starrsinn hielt sie an ihrem einmal gefaßten Plane fest. Ungarische und moldauische Gutsbesitzer boten den betriebsamen Schwaben ein gutes Unterkommen auf ihren Gütern an; aber nur wenige siedelten sich bei ihnen an, und, soviel ich weiß, befinden sich diese jetzt in gutem Zustande. Die ungesunden Donau-Niederungen wirkten leider sehr bald auf eine so nachtheilige Weise auf die Auswanderer, daß viele dem Fieber oder anderen bössartigen Krankheiten unterlagen. Sehnsüchtig sahen Alle dem ersten Ziele, Odessa, entgegen, denn dort hofften wenigstens die Betrogenen von der Unredlichkeit ihrer Anführer und den täglich sich häufenden Leiden befreit zu werden. Kaum die Hälfte kam in Odessa an.

In Jsmail hatte die russische Regierung den Auswanderern vorgeschrieben, Quarantaine zu halten, und sie erhielten deßhalb eine besondere Insel zu ihrer Verfügung. Mangel an Nahrung und Kleidung, die ungesunde Lage ihres Aufenthaltes und die fortdauernden Bedrückungen von Seiten der Vorgesetzten vermehrten von Tag zu Tag den traurigen Zustand der Schwaben, und um das Maaß ihres Elendes voll zu machen, stellte sich eine Art gelben Fiebers ein, das bald epidemisch ward und zuletzt auf eine Schauer erregende Weise wüthete. Gegen 1,200 Opfer fielen in der kurzen Zeit von 24 Tagen, und an jedem Morgen wurden Schaaren von Leichen der Erde übergeben. Dabei demoralisirte das



Unglück die Abgeschlossenen. Es gab Leute, die sich nicht scheuten, mit dem Wenigen, was sie noch an baarem Gelde besaßen, Wucher zu treiben und auf so niedrige Weise die letzte Habe einer unglücklichen Familie an sich zu bringen. Vermittler unter ihnen, welche Gegenstände an die ismailier Einwohner verkauften, unterschlugen die Hälfte und selbst mehr als zwei Drittel des Erlöses.

Nieder gebeugt und sich an Geist und Körper verließ endlich der bis zur Hälfte zusammen geschmolzene Rest die traurige Stätte der Quarantaine, aber Mancher trug schon den Keim der inneren Auflösung in sich. Viele bereueten bitter die unheilvolle Auswanderung und sehnten sich nach dem geliebten Vaterlande zurück, was ihnen nun so fern lag. Allein der Glaube an Gottes Fügung hielt sie aufrecht und der Wahn, beim Beginne des tausendjährigen Reiches diesem so nah als möglich zu sein, verlieh ihnen die nöthigen Kräfte zur Weiterreise. Endlich kamen sie in Odessa an und die russische Regierung, besonders der damalige Generalgouverneur Langeron, nahm sich ihrer auf das Freundlichste an.

Sie wurden, wie die Glieder der ersten Auswanderung, in die bei Odessa befindlichen deutschen Dörfer vertheilt und erfreuten sich den Winter über der nöthigen Ruhe. Die Störrigkeit und der hartnäckige Sinn, die sie beide aus Schwaben mitgebracht hatten, verließen auch hier die so hart geprüften Menschen nicht, und so war ihnen schon bald das ihren Grundsätzen nach unchristliche Leben ihrer Wirthse, und besonders der Prediger, ein Gräuel. Die Ankömmlinge hielten besondere Versammlungen, in denen die Frömmsten unter ihnen die kirchlichen Gebräuche ausübten und auch Predigten hielten. Mehre der alten Kolonisten schlossen sich ihnen an, und so entstand wie früher bald eine Disharmonie, die allmählig bedeutend wurde. Stilling's Heimweh wurde mehr als die Bibel und der Katechismus gelesen und man erwartete mit großer Sehnsucht den Frühling,

um weiter nach Osten zu reisen. Vergebens bemühte sich der Oberdirigent von Neurußland, General Jeshoff, die arbeitsamen Deutschen für sich zu gewinnen; nur 300 Familien folgten der freundlichen Aufforderung, viele der alten Kolonisten schlossen sich hingegen dem Zuge an.

500 Familien bestanden auf der Uebersiedelung nach Grusien und keine Behörde war im Stande, die starrsinnigen Auswanderer zu lenken. Vergebens stellte man ihnen die gefährliche Reise vor und erinnerte sie an die Leiden und Mühen, denen bereits ein so großer Theil unterlegen war; „der Herr ist mit uns und weiß uns zu schützen,“ war die Antwort auf alle noch so gutgemeinten Vorstellungen. Johann Georg Koch und Georg Frick wurden selbst an den Kaiser geschickt, um in bestimmten Ausdrücken die Uebersiedelung zu verlangen. Als Verwandte der ausgeburgischen Konfession nahm man volle Freiheit in der Ausübung der religiösen Gebräuche und Unabhängigkeit von dem petersburger Konsistorium in Anspruch.

Die Abgeordneten kamen mit der Bestätigung ihrer Forderungen zurück, und wer noch vor wenig Tagen schwankend gewesen, fühlte sich von Neuem im Glauben an die gute Sache gestärkt; selbst ehe die Nachricht officiell angekommen war, hatte man die Auswanderung auf das Eifrigste betrieben. Kein Gesetz, keine Anordnung wurde mehr befolgt, und man war sogar gezwungen, den Frick wegen seiner Widersetzlichkeit gefänglich einzuziehen.

Man setzte eine Kommission nieder, um die Uebersiedelung der 500 Familien nach Grusien zu bewerkstelligen; zwei Abgeordnete wurden im Voraus dahin abgesendet, um das zweckmäßigste Land zur Kolonisirung auszusuchen. Man theilte die 500 Familien in zehn Kolonnen, und gab einer jeden einen eigenen Regierungsbevollmächtigten zur Begleitung bei. Für jeden Zug wurden drei Vorsteher erwählt, von denen der eine denselben anführte, der zweite auf seine Ordnung sah und der dritte die Sorge für die



Nachzügler hatte, damit Niemand zurückblieb. Die Kommission verlangte von jedem Einzelnen die feierliche Aussage des freiwilligen Auszuges, aber die Deutschen erwählten wiederum ihren Liebling Fric, um ihrerseits die nöthige Vorsicht zu treffen, daß nur wahrhaft Fromme in die neue Gemeinschaft aufgenommen würden.

Gerade hier boten sich aber eine Menge Schwierigkeiten dar, da einestheils wiederum Heuchelei ins Spiel kam und andernteils nicht immer alle Glieder einer Familie sich des Rufes großer Frömmigkeit erfreuten. Fric selbst war in den Anforderungen nachgiebiger geworden und fand es unbillig, daß eine Familie, die zu gleicher Zeit aus frommen und gottlosen Mitgliedern bestand, deshalb ganz ausgeschlossen werden sollte, zumal da man Hoffnung hegen dürfte, daß die Nichtfrommen durch einen guten Umgang zum wahren Glauben geführt werden könnten. Seine Meinung ging durch, und außer Heuchlern erhielt die neue Gesellschaft auch Leute, die sich offen zu allerhand Lastern bekannten. Es ereigneten sich im Verlaufe der Reise Scenen, die wirklich zu skandalös waren, um hier erzählt werden zu können. Fast täglich fielen Unsittlichkeiten mancher Art vor. Es fanden mehre Verlobungen statt, und die Brautleute wollten auf keine Weise mit ihrer eheligen Verbindung warten, bis sie nach Tiflis kämen. Mehre Frauen und selbst Mädchen kamen nieder und die Taufen wurden auf dem Wege vollzogen.

Die Familien, welche zurückblieben, ließen sich in der Nähe von Odessa nieder und gründeten zum großen Theil die Kolonie Hoffnungsthal; einige siedelten sich auch in anderen Dörfern an. 400 Familien der eben Eingewanderten, begleitet von 100 alter Kolonisten setzten sich im Mai des Jahres 1818 in Bewegung, und die russische Regierung nahm sich der Reisenden wahrhaft väterlich an, sie mit Rath und That unterstützend. Jede Familie erhielt 100 Rubel Assign. (30 Thaler) Vorschuß zum Anschaffen von Pferden und Wagen, und außerdem bekam sie noch täglich



40 Kopfen ($3\frac{1}{2}$ Neugroschen) für jede einzelne Person. Auch eine kleine Hypothek wurde beigegeben und ein besonderer Regierungs-Kommissär mußte auf der ganzen Reise die nöthigen Vorkehrungen treffen. Zwei deutsche Abgeordnete, Barth und Fric, waren bereits, wie schon gesagt, ebenfalls von einem Beamten begleitet, nach Tiflis abgereist und hatten die dortige Regierung zum Empfange der neuen Kolonisten vorbereitet.

Damit auf dem Wege nicht Mangel an Nahrungsmitteln eintreten könne, wurde die Vorsicht getroffen, daß die Kolonnen ihre Abreise nicht auf einmal, sondern in bestimmten Zwischenräumen von 8—12 Tagen beginnen sollten. So bewegten sich endlich die Züge langsam vorwärts. Die Wagen wurden numerirt und dabei entschied das Loos. Jeden Abend stellte man die Wagen in geordneten Reihen zu einer Art Wagenburg auf; man besorgte seine Geschäfte, nahm das Abendbrod ein und verrichtete zuletzt das Abendgebet. Ein Gebet war auch die erste Handlung am anderen Morgen. An jedem ersten Tage eines Monats zahlte der Regierungs-Kommissär die den Familien bestimmten Summen aus, damit sich diese an allen größeren Orten mit den nöthigen Vorräthen versehen konnten. Der Weg führte längs der Küste des schwarzen und asowschen Meeres, also über Cherson, Taganrok, Koftoff nach Stauropol, Georgießsk und Mosdok. Jeden Sonn- und Festtag wurde Raß gemacht und ein bürgerlicher Vorsteher hielt den Vor- und Nachmittag eine Predigt. Diesem lagen auch die übrigen kirchlichen Ceremonien: das Austheilen des Abendmahles, Taufe und Trauung ob, und alle diese verrichtete er genau nach der gewohnten würtemberger Art. Leider trat aber hier, wie es schon während des langen Aufenthaltes bei Odessa der Fall gewesen war, der Unterricht für die Kinder ganz und gar in den Hintergrund.

Als die ersten Kolonnen den Fuß des Kaukasus erreicht hatten, kamen die beiden Abgeordneten wieder aus Grusien

zurück und theilten ihren Landsleuten die Resultate ihrer Besichtigung mit. Einstimmig rühmten sie die Unterstützung der Civilgouverneure Stahl und Howen in Tiflis, waren aber in Betreff ihrer Ansichten so verschieden, daß Fried das um Tiflis und Jelisawetpol gefundene Land eben so sehr pries, als Barth es gerade im Gegentheile für ganz untauglich erklärte und seinen Landsleuten von der Weiterreise abrath. Der Letztere wollte selbst anfangs zurückbleiben, schloß sich aber später einer der letzten Kolonnen wiederum an. Der Hauptanführer Fried gab der ganzen Gesellschaft zwar dadurch ein großes Aergerniß, daß er sich, schon verlobt mit einer Frau, der er bereits seine Kinder anvertraut hatte und die später ebenfalls nach Tiflis nachkam, mit einer anderen, die in Württemberg ihren Mann heimlich verlassen hatte, verheirathete; aber trotzdem folgte die erste Kolonne seiner Leitung über das Gebirge.

Da plötzlich eine Lawine vom Kasbek gestürzt war und das ganze Terekthal verschüttet hatte, so suchte die Regierung, der großen, nicht zu vermeidenden Gefahren halber, die drei letzten Kolonnen zu überreden, in Stauropol zu überwintern, aber die Thörigen setzten sich allen gutgemeinten Rathschlägen entgegen. Die Führer erklärten geradezu die, welche Gehör geben würden, für Verräther an dem Glauben. Fortwährend unterstützte nun die Regierung die Halsstarrigen auf dem gefährlichen Wege, der namentlich in der Nähe des Kasbek unendliche Schwierigkeiten darbot, und so kamen auch die letzten Kolonnen noch im Spätherbste in Tiflis an.

Die ersten Auswanderer hatten sich in Kachien angesiedelt und das Dorf Mariensfeld erbaut; die jetzigen siedelten sich hingegen an verschiedenen Orten an. Unmittelbar oberhalb Tiflis entstand die Kolonie Neutiflis, und von den dortigen Einwohnern wurde später auch der unbedeutende Stadttheil unterhalb Awlabar, der den Namen des Sandes führt, gegründet. Eine zweite Kolonie, Alexan-

Petersdorf, siedelte sich eine Stunde weiter oben am Kur an. Eine dritte, nur aus zwölf Familien bestehend, ließ sich abwärts am Kur, am Ostende des Koghanlugischen Rückens und bei dem verlassenen Dorfe Thelethi nieder und nahm den Namen der zwölf Apostel an. Die Grusser machten aber später auf das Land Anspruch, und so verließen jene ihre bisherigen Wohnsitze, um sich bei Mariensfeld niederzulassen und daselbst Petersdorf zu gründen. Im Süden des Koghanlugischen Rückens liegt an dem Algeth die vierte Kolonie Elisabeththal, und noch weiter südlich entstand später an einem Nebenflüßchen der schon mehrmals erwähnten Kzia (Chram der Russen) das blühende Katharinenfeld. Noch weiter abwärts am Kur, in der Ebene des tatarischen Grusiens, liegen die beiden Kolonien Annensfeld und Helenendorf. Die Umgegend Annensfelds ist sehr ungesund und deßhalb verließen die Katharinenfelder, die sich ursprünglich Annensfeld gegenüber angesiedelt hatten, schon zeitig ihre Wohnsitze, um sich, wie erwähnt, unweit der Kzia niederzulassen. Die zurückgebliebenen Annensfelder starben aber leider einer nach dem anderen dahin, bis die wenigen, welche übrig geblieben waren, sich endlich vor acht Jahren in Helenendorf ansiedelten. Zum Theil sind sie aber 1842 wiederum zurückgekehrt.

Die 500 Familien theilten sich in die sieben Kolonien auf folgende Weise:

1. Neutissis	68 Familien.
2. Alexandersdorf	25 =
3. Petersdorf	12 =
4. Elisabeththal	65 =
5. Katharinenfeld	120 =
6. Annensfeld	80 =
7. Helenendorf	130 =

Die Regierung leistete den Ansiedlern allen möglichen Vorschub. So lange sie noch keine Häuser hatten, wurden ihnen Tatarenzelte geliehen, unter denen sie auch fast das ganze erste Jahr zubrachten. Jede Familie erhielt von Neuem

einen Vorschuß von 100 Silberrubel (gegen 108—110 Thaler) und außerdem bekam die Person drei Jahre lang ein tägliches Nahrungsgeld von 10 Silberkopfen ($3\frac{1}{3}$ Groschen). Fünfzehn Jahre lang blieben sie abgabefrei und dann zahlten sie für die Desätine Land (= 770 D. Ruthen Rheinfl., oder zwischen $4\frac{1}{3}$ und $4\frac{1}{4}$ preuß. Morgen) nur 15 Kopfen (Silber), so daß die ganze Abgabe einer Familie jährlich gegen 3 und 4 Silberrubel betrug.

In der ersten Zeit ihrer Ruhe hatten die Schwaben hinlänglich Zeit, über ihre Lage nachzudenken und Vergleiche mit ihrem Vaterlande anzustellen. Die Guten und Redlichen sehnten sich vergebens zurück, ertrugen aber standhaft die Leiden, welche über sie verhängt waren; mit einer bewundernswürdigen Resignation und ohne zu murren, suchten sie sich allmählig in ihre neue Lage zu finden. Die Frömmsten waren gerade die größten Heuchler und Betrüger und der Glaube wurde oft nur benutzt, um einen unredlichen Zweck zu erreichen. Männer verstießen ihre Frauen, weil diese ihnen nicht fromm genug waren, um sich mit anderen zu verbinden, deren Männer, einem Irrglauben angehörig, als an und für sich schon geschieden betrachtet wurden.

Jede Kolonie erhielt innerhalb ihres Bereiches vollkommene Willensfreiheit. Die Vorsteher, die auch in Grusien Schulzen genannt werden, standen zugleich der Ausübung der religiösen Gebräuche vor, hatten aber keinen Vorzug vor den anderen Kolonisten, sondern wurden, gleich diesen, Brüder genannt. 1821 gründete die baseler Missionsgesellschaft mit Erlaubniß der russischen Regierung eine Niederlassung in Schuscha, der jetzigen Hauptstadt Karabagh's, und deren Glieder kamen mit den Kolonisten in vielfache Berührung. Dadurch entstand das Bedürfniß nach gebildeteren Seelsorgern. Obwohl besonders die Vorsteher auf ihre Unabhängigkeit eifersüchtig waren, so übten die Missionaire doch bald einen großen Einfluß aus und wurden von den einzelnen Kolonisten in vielen Dingen zu Rathe



gezogen. Besonders erfreute sich einer, Saltet mit Namen und aus Wesel gebürtig, eines großen Ansehens und gewann sich durch sein leutseliges und liebevolles Betragen alle Gemüther. Man ersuchte ihn endlich, für immer seinen Wohnsitz unter ihnen aufzuschlagen und als Bruder den geistlichen Verrichtungen vorzustehen.

Saltet wirkte in seiner neuen Stellung so lange nach besten Kräften, als die Regierung sich nach dem gegebenen Versprechen nicht in die inneren Angelegenheiten mischte. Leider geschah dieses aber sehr bald, denn der Civilgouverneur Howen glaubte sich berechtigt, einen zweiten Geistlichen aus Sfaratoff, Hahn mit Namen, kommen zu lassen und ihn eigenmächtig einzusetzen. Allgemein widersetzte man sich diesem Eingriffe und schloß sogar dem Pfarrer die Thüre zum Bethause. Mit einem Male war die Harmonie gestört und selbst Saltet hielt es für das Beste, nach Schuscha zurückzukehren. Zum Glück starb der Pfarrer Hahn schon nach zwei Monaten.

Nun erst trat wieder Ruhe ein und Saltet wurde von Neuem aufgefordert, als Bruder die geistlichen Verrichtungen unter den Kolonisten zu übernehmen. Er that es nur unter der Bedingung, daß alle Kolonisten, mit Einschluß der vier Wortführer, seinem kirchlichen Regimente sich unbedingt unterwerfen würden. Sein Einfluß wurde schnell von Neuem bedeutend, und die Kolonien gediehen auf eine erfreuliche Weise.

Da brach plötzlich über einen Theil der schon so hart geprüften Schwaben neues Unglück herein. Der Schah von Persien hatte mit neidischen Augen gesehen, wie Rußland sich von Jahr zu Jahr in seinen kaukasischen Provinzen immer mehr befestigte und wie einer der einheimischen Fürsten nach dem anderen aus dem väterlichen Erbe vertrieben wurde. Gränzfreitigkeiten vermehrten die Spannung. Der Schah rüstete sich heimlich zum Kampfe gegen Rußland, und merkwürdiger Weise ward man in Tiflis keine der immer drohenden Gefahren gewahr. Jermoloff, wegen seiner Tapferkeit der kaukasische



Löwe genannt, traf keine Anstalten, um einem etwaigen Ueberfalle vorzubeugen, und ohne Zweifel war dieses der Anlaß, daß man seinen Absichten nicht mehr traute. Hier und da sprach man sogar offen von einem Bruche zwischen dem Kaiser und seinem Generalgouverneur in Tiflis, und die Alles vergrößemde Fama gab dem letzteren schon die Fahne der Empörung in die Hand.

Nach Allem, was ich über den Charakter des tapferen und kühnen Jermoloff vernommen, steht er als ein in hohem Grade ehrenhafter Mann da, der gewiß an seinem Kaiser nie zum Verräther wurde. Die Folge hat hinlänglich bewiesen, welch ein untadelhafter und edler Charakter er war. Daß man ihm aber in Petersburg wirklich nicht traute, beweist, daß man ihn gerade in dem wichtigsten Momente abrief und Paskewitsch zum Oberbefehlshaber in dem Kriege gegen Persien ernannt wurde. Das Geschick hat ihn gerächt, denn so glänzend, wie Jermoloff in den so schwierigen Jahren seiner Regierung die Zügel geführt hat, ist es seitdem nie wieder geschehen; auf die früheren Siege sind jetzt, trotz der weit größeren Mittel, eine Menge Niederlagen gefolgt. Die Ursache der Ungunst des Kaisers soll sich übrigens aus der Zeit herschreiben, wo Nikolaus noch Großfürst war und sich einmal der Anordnung seines Chefs, der eben Jermoloff war, nicht fügen wollte.

Bei dem lange vorbereiteten Ueberfalle hatten es die Perser vor Allem auf die deutschen Kolonien abgesehen und die daneben wohnenden Tataren, davon in Kenntniß gesetzt, warnten besonders die Einwohner von Helenendorf und Katharinenfeld. Die unbedachtsamen Schwaben überließen sich aber einer unglaublichen Sorglosigkeit, und so fiel, wie ich schon in der Beschreibung meiner vorigen Reise gesagt habe, ein großer Theil der Einwohner genannter Dörfer in die Hände der Perser, um später nach Beendigung des Krieges, zum Theil vergebens, requirirt zu werden.

Der persisch-russische Krieg hatte aber auch seine Licht-

seiten für die Kolonisten, denn es kamen eine Menge Deutsche nach Tiflis, die sich für ihre Landsleute interessirten. Saltet ergriff die Gelegenheit, um eine Kollekte für den Bau eines größeren Bethauses zu veranstalten. Namentlich werden die nun verstorbenen Generäle Diebitsch und Benkendorf wegen ihrer Mildthätigkeit gerühmt. Diese erste Kollekte verschaffte eine Einnahme von 4,000 Silberrubeln. Kaum hatte der Kaiser von dem Projekte Nachricht erhalten, so sandte derselbe augenblicklich das bedeutende Geschenk von 28,000 Silberrubeln nach Tiflis ab. Mit dieser Einnahme erbaute man größtentheils die schöne Kirche in Neutiflis.

Neues Unglück kam über Grussen und die Kolonien, als aus dem fernen Indien die Cholera ihren verheerenden Einzug in die gesegneten Länder des Kaukasus hielt. Auch der Pfarrer Saltet unterlag der Krankheit. Die schuschaer Missionaire, die bis dahin einen so großen Einfluß über die Kolonisten gehabt hatten, traten auf einmal mit ihren Absichten und mit allerhand Forderungen hervor; es begann eine Opposition, die erst im Jahre 1844 ihre äußere Erscheinung verloren hat, aber selbst jetzt noch nicht ganz unterdrückt ist. Der Pfarrer Saltet hatte als Bruder unter den Kolonisten gelebt, demungeachtet aber so wohlthätig auf die Kolonisten eingewirkt, wie nach ihm keiner seiner Nachfolger. Die Missionaire verlangten dagegen auch eine öffentliche Suprematie über die Kolonisten und wollten nicht mehr Brüder ihrer Glaubensgenossen, sondern Pfarrer derselben sein. Die Regierung unterstützte die letzteren, um mit Hilfe derselben die halbstarrigen Protestanten mehr unter ihren Willen zu bringen, und mischte sich geradezu, aber gegen ihr Versprechen, in die inneren religiösen Angelegenheiten der Kolonie. Es gelang ihr sogar, die größere Anzahl der Schwaben für sich zu gewinnen, und mit Hilfe derselben setzte sie es durch, daß der Vorsteher der schuschaer Missions-Gesellschaft, Dietrichs, ein durch



Sprachkenntnisse ausgezeichneten Mann, zum Oberpfarrer in Neutiflis erwählt wurde und außerdem fast jede Kolonie ihren Pfarrer erhielt.

Durch diese Eingriffe kam die Regierung ihrem Wunsche, die grussischen Kolonisten bei gelegener Zeit unter die Aufsicht des Oberkonsistoriums zu Petersburg zu stellen, allerdings näher, aber dieselben Leute, die schon einmal eines vermeintlichen Religions-Zwanges halber ausgewandert waren und denen man bei der Auswanderung hilfreiche Hand geboten hatte, sollten nun von ihren bisherigen Beschützern von Neuem einem anderen religiösen Zwange unterworfen werden! Wenn auch Viele von ihren früheren Uebertreibungen, in Betreff religiöser Angelegenheiten, zur Vernunft gekommen waren und sich nach einer geregelteren kirchlichen Ordnung sehnten, so waren doch Andere noch keineswegs zu der wünschenswerthen Einsicht gelangt, die wahrscheinlich, wenn man die Kolonien sich selbst überlassen hätte, bei Allen von selbst erfolgt wäre. Der Separatismus bildete sich auf diese Weise wiederum aus und wuchs zum Unglück der im Allgemeinen blühenden Dörfer, die sich schnell aus der kurz vorher erfolgten Zerstörung erholt hatten.

Der Kaiser ertheilte der baseler Missions-Gesellschaft das Vorrecht, die deutschen Kolonien in Grusien mit den nöthigen Pfarrern zu versehen, und entschädigte sie einigermaßen dadurch für die Aufhebung der schuschaer Mission. Jeder Pfarrer, der aus Deutschland kam, erhielt vom Kaiser 100 Dukaten Reisegeld und eben so viel jährlichen Gehalt; der jedesmalige Oberpfarrer bekam sogar 100 Silberrubel mehr. Später wurde der baseler Missions-Gesellschaft das Vorrecht wiederum entzogen und eine kaiserliche Verordnung verlangte, um das Reisegeld zum Theil wenigstens zu ersparen, daß inländische Pfarrer, besonders aus den Ostseeprovinzen, bei der Besetzung der grussischen Pfarrstellen bevorzugt werden sollten. Den Pfarrern wurde auch die Besoldung erhöht und ein jeder erhielt 400, der



erste Geistliche aber, der stets in Neutiflis seine Wohnung aufschlagen mußte, 800 Silberrubel. Für den Unterricht der Kinder wurden die Kolonisten selbst verantwortlich gemacht und zu diesem Zwecke wählten diese die tüchtigsten Leute aus ihrer Mitte, oder ließen Schullehrer aus Deutschland kommen.

Von Jahr zu Jahr nahm die Spaltung unter den Kolonisten überhand. Schon in der Beschreibung meiner vorigen Reise habe ich von ihr gesprochen und die Wahrscheinlichkeit einer neuen Auswanderung angedeutet. Es wurde unter den in Tiflis lebenden protestantischen Beamten und Offizieren, unter dem Vorstehe des anerkannt gutmeinenden und vortrefflichen Baron von der Howen (der von dem früher genannten Civilgouverneur gleichen Namens zu unterscheiden ist), eine besondere Kommission mit der Schlichtung der in Frage stehenden Streitigkeiten beauftragt, aber auch diese, obwohl sie die Fehler der früheren Regierung öffentlich rügte und in die hauptsächlichsten Forderungen der Separatisten einging, ja sich sogar zu ihnen mit Vorliebe neigte, erreichte ihren Zweck nicht. Der Geist des Widerspruches war einmal wieder in seiner ganzen Macht erwacht und Niemand mehr im Stande, ihn zurückzuhalten. Die Separatisten verlangten die pünktliche Erfüllung des von der Regierung gegebenen Versprechens, sich auf keinerlei Weise in ihre religiösen Angelegenheiten zu mischen, und da dieses nicht geschah, beschloß ein großer Theil auszuwandern. Die unglückseligen Schriften Jung Stillings, die mehr Unheil als die meisten verbotenen Bücher gestiftet haben, wurden mit Begierde gelesen, und der Wunsch, in der Nähe des heiligen Grabes seine letzten Tage zu verleben, erwachte auf einmal wiederum mit aller Macht.

Von Jahr zu Jahr häuften sich die Unordnungen im kirchlichen Regimente. Die Kolonisten, welche die Pfarrer als mit der wahren Christus-Religion nicht verträglich erklärten, gingen nicht mehr in die Kirche und hielten besondere Bet-



stunden, in denen das in Stillings Heimweh beschriebene tausendjährige Reich die wichtigste Rolle spielte. Da den von den Separatisten erwählten Brüdern, die mit der Ausübung der heiligen Sakramente vertraut waren, dieses verboten wurde, so blieben die Kinder ungetauft. Ehen wurden obnehin nicht mehr geschlossen, weil die Nähe des tausendjährigen Reiches den kirchlichen Bund geradezu für unnöthig erklärte. Brautleute lebten deshalb ungenirt bei und mit einander, und selbst die Frömmsten fanden in diesem unschicklichen Beisammensein keinen weiteren Anstoß. Die Idee, nach Jerusalem auszuwandern, griff wie ein Lauffeuer um sich, und in einzelnen Dörfern, wie Mariensfeld, Katharinenfeld und Annensfeld, gestaltete sich die Nähe des tausendjährigen Reiches zur förmlichen Manie. Landwirthschaft und Viehzucht wurden nicht weniger als die häuslichen Geschäfte vernachlässiget, denn man glaubte in kurzer Zeit der irdischen Güter gar nicht mehr zu bedürfen.

Da erstand plötzlich in der Person einer 64jährigen Frau, Spohn mit Namen, eine Prophetin. In Katharinenfeld wohnhaft, fand sie daselbst für ihre Extravaganzen noch zu viel gesunden Verstand und aus dieser Ursache begab sie sich nach Mariensfeld in Sachien, wo besonders die Frauen im Rufe übergroßer Frömmigkeit standen. Hier fand sie ein Feld für ihre Eingebungen, die sie von Gott und Jesus erhalten zu haben vorgab. Sie hielt nächtliche Zusammenkünfte und sprach mit beredtem Munde von den Wunderdingen, die ihnen nun bald im Besitze des tausendjährigen Reiches geboten würden. Die Frauen überredeten ihre Männer, und in kurzer Zeit huldigte fast ganz Mariensfeld und Petersdorf der Prophetin.

Nun erst erweiterte sie ihren Wirkungskreis und kehrte zunächst nach Katharinenfeld zurück. Der Ruf war ihr vorangeeilt und im Triumphe wurde sie empfangen. Die Regierung bemühte sich umsonst, diesem Unwesen zu steuern; je mehr sie Gewalt anwendete, um so hartnäckiger erschienen

die fanatischen Schwaben. Man wollte von keinen Vorschlägen mehr hören: „Jerusalem und das tausendjährige Reich!“ waren die Loosungsworte, mit denen jeder Einwand beseitigt wurde. Die Regierung erklärte endlich den Separatisten, daß man sie keineswegs von ihrem Plane abhalten wollte, sobald der Kaiser dazu Erlaubniß gegeben hätte, im Gegentheile, man würde es sich angelegen sein lassen, sie in besonderen Schutz zu nehmen und gegen die möglichen Ueberfälle feindlicher Stämme zu schützen. Wirklich vernahm ich auf der Reise durch das von Kurden bewohnte Armenien mehr als einmal, daß dieses räuberische Volk schon von der Ankunft der Deutschen benachrichtigt war und derselben sehnsüchtig entgegen sah.

Man schrieb über Verrath und Frau Spohn bemächtigte sich vermittelst einer fließenden Beredsamkeit aller Gemüther, so daß man ihr blindlings folgte. Sie gab sich zuletzt für die Braut Jesus aus und zwei junge Bursche waren die von Gott bestimmten Brautführer, die sie bald ihrem göttlichen Bräutigam zuführen sollten. Von Zeit zu Zeit versiel sie in sogenannte Verzückungen, erzählte darauf der staunenden, um sie herumstehenden Menge ihre Unterredungen, die sie eben mit Gott und ihrem Bräutigam gehabt, und sprach mit steigender Beredsamkeit von den himmlischen Freuden der ihr nun so nahe bevorstehenden Hochzeit mit Jesus. Der Heiland würde eines Tages plötzlich unter ihnen erscheinen und seine geliebte Braut mit sich zum Brautlager führen. In den reineren Lüften würde die endliche Vereinigung geschehen, und wenn die Gläubigen sie auch nicht mit Augen erschauen könnten, so würden sie doch die himmlische Musik vernehmen, die zahlreiche Engelhöre aufführten. Soweit ging der Wahnsinn der Menschen! Es geschah dieses im Frühjahr 1843. In dieser Zeit hielt sich der bekannte Reisende, Moritz Wagner, dem wir so viele Aufklärungen über Algerien und über den Orient, besonders über die Kaukasusländer, verdanken, in Tiflis auf und wohnte einer Menge der damals stattfindenden Ber-

sammlungen der Separatisten bei. Sein leutseliges Benehmen verschaffte ihm ein solches Vertrauen, daß man allgemein bemüht war, ihn für die Sache zu gewinnen. Viele glaubten auch, daß er mit nach Jerusalem ziehen würde.

Die bräutliche Matrone erhielt von Tag zu Tage mehr Anhang, und der Glaube an das Herannahen des tausendjährigen Reiches gestaltete sich zu einer wahren Epidemie, von der selbst sonst verständige Kolonisten ergriffen wurden. In dem Dorfe, wo einmal das Uebel festen Fuß gefaßt hatte, nahm es schnell überhand, und man schwelgte schon im Voraus in den himmlischen Freuden, die nun in Fülle den Gläubigen geboten werden sollten. Frau Spohn setzte den dritten Pfingstfeiertag 1843 als den ihr von ihrem Bräutigam bestimmten Tag fest, an dem der Auszug aus der Gemeinschaft mit den Gottlosen nach dem heiligen Jerusalem geschehen sollte. Frau Spohn wird in Tiflis bisweilen eine Betrügerin genannt, aber gewiß war sie dieses nicht, denn sie wurde selbst von ihrem Wahne so beherrscht, daß sie alle ihre Reden und Anordnungen wirklich für göttliche Eingebungen hielt. Wie hätte sie sonst als eine Frau mit einigermaßen gesundem Verstande die Anordnung treffen können, daß sich Niemand auf der Reise mit Speise oder gar mit Geld versehen sollte, da Gott schon die Gläubigen durch die Raben speisen würde. Als Betrügerin hätte sie gewußt, daß die Unwahrheit ihrer Behauptungen schon in den ersten Stunden der Reise an das Tageslicht kommen würde. Auf ihren Rath wurde auch ferner beschlossen, die Reise nach Jerusalem zu Fuße zu machen; nur die Vernünftigeren der Zioniten — wie sie sich nannten — brachten es endlich dahin, daß es wenigstens Jedem freistand, ein Pferd oder einen Esel mitzunehmen. Blau, die Farbe des Himmels, der sie nun bald aufnehmen sollte, war auch die Farbe ihrer Kleidung und wer etwas Andersgefärbtes besaß, färbte es, wenn auch noch neu, nach den Regeln der Vorschrift.

Mit großer Spannung erwartete man die Erlaubniß des Kaisers zur Auswanderung und erklärte endlich mit bestimmten Worten, wenn diese bis zum dritten Pfingstfeiertage nicht angekommen sein sollte, doch zu gehen. Da man keine irdischen Glücksgüter mehr zu bedürfen meinte, so verschenkten die Familien, welche nach Jerusalem gehen wollten, ihr Hab und Gut zunächst an ihre Landsleute und dann auch an Grusier, Armenier und Tataren. Diese Handlung hatte aber deshalb den nachtheiligsten Einfluß auf die anderen, bis dahin vernünftigen Kolonisten, da diese gleichsam dadurch von der Wahrheit des tausendjährigen Reiches ebenfalls überzeugt wurden. Viele von denen, die gestern noch von ihren Nachbarn reichlich beschenkt worden waren, thaten heute ein Gleiches und gaben nicht allein das Geschenkte wiederum, sondern auch ihr eigenes Besizthum dem ersten Besten, der ihnen begegnete. Der Beschenkte freute sich in dem ersten Augenblicke über das, was er erhalten, verschenkte es vielleicht aber an einem der folgenden Tage ebenfalls. So ging ein und dasselbe Besizthum oft in dem kurzen Zeitraume einer Woche in mehre Hände.

Endlich kam die Nachricht von Petersburg, daß man die, welche auswandern wollten, in ihrem Vorhaben nicht hindern würde, aber sie sollten erst zwei Abgeordnete aus ihrer Mitte nach Jerusalem senden, um das Terrain in Augenschein zu nehmen und dort die nöthigen Vorkehrungen zu treffen. In diesem Falle würde es die Regierung sich selbst angelegen sein lassen, mit den türkischen Behörden darüber zu verhandeln. Es geschah; aber die Sehnsucht nach Jerusalem versetzte die Zioniten in eine solche Unruhe, daß sie die Rückkunft der beiden Abgesandten gar nicht abwarten wollten. Herr von Kogebue^{*)}, der jüngste Sohn des Dichters, wurde beauftragt, die Separatisten zur

*) Dieser ist, so viel mir bekannt, jetzt Chef von der Domainenkammer in der kasbischen Provinz und lebt deshalb zu Schemachi. Mit



Einsicht zu bringen, und so viel praktischen Sinn, Schlaubeit und Vorsicht er auch dabei an den Tag legte, so scheiterten doch alle seine Versuche an der Hartnäckigkeit der Schwaben. Obwohl er selbst so weit in ihre Ideen einging, daß Viele schon glaubten, ihn für ihre Sache gewonnen zu haben, so vermochte er doch in Betreff der am dritten Pfingstfeiertage projektirten Auswanderung nichts zu ändern.

Pfingsten kam heran. Herr von Kogebue machte noch den letzten Versuch, die Auswanderungslustigen zurückzuhalten, und drohte mit Einschreiten einer bewaffneten Macht. Frau Spohn hatte alle ihre Anhänger nach Katharinenfeld beschieden, und das ganze Dorf war voller Jubel über den bevorstehenden Auszug. Am Abende des zweiten Tages rückte aber auch eine Abtheilung Kosaken ein und diese stellten sich am anderen Morgen vor dem Dorfe auf, um im nöthigen Falle den Auszug mit Gewalt zu hindern.

Frau Spohn beruhigte in ihrer bekannten fließenden Beredsamkeit die Gemüther ihrer Anhänger. Jesus habe ihr, so erzählte sie den Gläubigen, einen Stern gesendet, der ihnen auf der ganzen Reise voranleuchten und so den Weg zeigen würde, und außerdem Gott den beiden Erzengeln befohlen, ihnen, wo es nöthig sei, selbst mit feurigen Schwertern mitten durch die Feinde den Weg zu bahnen.

Die Sonne schien freudiger als je vom azurblauen Himmel herab und die Natur selbst lag in einem düsteren, ahnungsvollen Schweigen, denn nicht der sanfteste Zephyr bewegte die stillen Lüfte: desto lauter ertönte aber der Jubel der Gläubigen. Die 64jährige Frau Spohn, mit einem Brautkranze auf dem Kopfe, schritt, von zwei jugendlichen

ihm wird sein älterer Bruder in den Zeitungen vertwechselt, denn dieser war unter Golowin und ist jetzt unter Fürst Woronzoff Chef im Generalstabe zu Tiflis.

Brautführern geleitet, durch das weite Thor des Pallisaden-ähnlichen Geheges und ihr folgten jubelnd und springend die verblendeten Anhänger.

Noch einmal versuchte Herr von Kogebue die Irregeleiteten durch freundliche Worte von ihrem wahnsinnigen Entschlusse zurückzuhalten, noch einmal stellte er ihnen die Gefahren und den unvermeidlichen Untergang, dem sie muthwillig entgegen gingen, vor; er verheimlichte ihnen keineswegs die bis dahin erhaltene Nachricht, daß die Kurden sehnüchtig der Ankunft der Deutschen entgegensähen, um sie in Sklaverei zu führen: alle noch so gut gemeinten Vorstellungen waren umsonst und Frau Spohn ging, von ihrem ganzen Gefolge begleitet, vorwärts. Da befahl endlich Herr von Kogebue die Anführerin zu ergreifen und sie abzuführen. Trotzig trat Frau Spohn den auf sie zugehenden Kosaken entgegen und warnte sie vor dem vermessenen Vorhaben. „Der Arm wird dem augenblicklich verdorren, der die Braut Jesu zu berühren wagt!“ rief die Prophetin, mit begeisterten Worten.

Augenzeugen erzählten mir von dem Eindrucke, den diese Erscheinung nicht allein auf die Kolonisten, sondern auch auf alle, die die Neugier dahin geführt, ausgeübt hatte. Die Anhänger der Frau Spohn sahen schon die feurigen Schwerter der beiden Erzengel über den Häuptern der Gottlosen geschwungen und warfen sich zur Erde nieder, um das Entsetzliche, was ihrer Meinung nach geschehen mußte, nicht zu sehen. Todtenstille herrschte ringsum, und die Kommando-Worte des Offiziers ertönten um desto schauerlicher. Frau Spohn wurde ergriffen und mit ihren beiden Begleitern abgeführt. Die dumpfen Tritte der Kosaken hörte man deutlich, denn die gläubige Menge lag auf den Knien, den Kopf zur Erde gesenkt, und wagte noch lange nicht, aufzuschauen.

Endlich blickte ein Separatist nach dem anderen auf und



sah das, was er wenige Minuten vorher nicht für möglich gehalten, geschehen: Frau Spohn befand sich mit ihren beiden Führern inmitten der Kosaken. Da erhob sich endlich die bis dahin gläubige Menge und zog sich beschämt und aus Furcht vor den letztern in das Dorf zurück, aus dem die Einwohner der verschiedenen Kolonien bald darauf in ihre Heimath zurück gingen. Manchen fiel es wie Schuppen von den Augen und diese Wenigen sahen endlich selbst erschrocken den Abgrund, in den zu stürzen sie eben Willens gewesen waren; den Meisten hatte diese Enttäuschung aber immer noch nicht zur heilsamen Lehre gedient.

Im Spätherbste 1843 kamen die beiden Abgeordneten aus Jerusalem zurück, und deren keineswegs lockenden Schilderungen der dortigen Verhältnisse riefen endlich bei den Meisten, die bis dahin noch an dem tausendjährigen Reiche festgehalten hatten, Nüchternheit hervor. Als die Abgeordneten selbst sogar erklärten, daheim bleiben zu wollen, und sich förmlich von den Irthümern der Frau Spohn losagten, wurde die Zahl der Separatisten endlich von Tag zu Tag geringer. Wohlweislich mischte sich jetzt die Regierung gar nicht mehr in ihre inneren Angelegenheiten, sondern trat nur mit entschiedener Bestimmtheit auf. Sie gestattete allen, die noch darauf beharrten, die Erlaubniß auszuwandern, verbot aber innerhalb der Kolonien jede Aenderung in den bis dahin gebräuchlichen Kirchenformen. So kehrte eine Familie nach der anderen in die Gemeinschaft der Kirche zurück. Diese innere Entwicklung der Kolonisten zur besseren Gestaltung der Dinge dauerte bis zum Ende des März 1844, also bis zu der Zeit, wo ich mich bereits in Tiflis befand.

Die Rückkehr zur allgemeinen Ordnung war aber für die Irregeleiteten sehr schwer geworden, da sie ohne Ausnahme ihr liegendes Besitztum, ihr Vieh und ihr sonstiges Habe verschenkt und damit alle Rechte darauf aufgegeben hatten. Die anderen Kolonisten gaben zwar das Geschenkte

augenblicklich und mit Freuden zurück, denn das Wohl ihrer Landsleute lag ihnen am Herzen; nicht aber die Grusser, Armenier und Tataren, die nicht ohne Schadenfreude die ihnen dargebotenen Vortheile ergriffen hatten und jetzt keineswegs geneigt waren, das, worauf sie ein unbestrittenes Recht hatten, freiwillig wiederum herauszugeben. Der Schaden, den einzelne Familien dadurch hatten, war, wie man sich denken kann, gar nicht unbedeutend und es bedarf vielleicht vieler Jahre, bevor diese ihren früheren Wohlstand wiederum erreichen.

Die Regierung verlangte mit Recht und mit ganzer Strenge, daß von nun an jeder Separatismus aufhören müsse und daß, wie gesagt, der, der sich nicht in die Ordnung der herrschenden Kirche fügen wollte, augenblicklich die Kolonie und das ganze Land verlassen sollte. Alle kirchlichen Handlungen durften von nun an nur durch ordinirte Pfarrer vorgenommen werden. Die Unordnung in kirchlichen Dingen hatte auch wirklich einen hohen Grad erreicht, und es fanden sich Kinder von 10 und 12 Jahren vor, die noch gar nicht getauft waren. Einige Mädchen wurden an dem einen Tage konfirmirt, an dem anderen kopulirt. Die Pfarrer hatten vollauf zu thun, um die der Gemeinschaft wiedergegebenen Glieder der Segnungen der Religion theilhaftig werden zu lassen. Besonders wurden die Konfirmationen in Massen vollzogen. Die drei oben genannten Dörfer: Mariensfeld, Annensfeld und Katharinenfeld, bedurften die längste Zeit, um sich wiederum zurecht zu finden. Nur das mir so liebgewordene Helenendorf hatte sich von jeder Verirrung freigehalten und in ihm bewegte sich fortwährend Alles in dem früheren Gleise. Nächstdem hatten sich Neutiflis und Elisabeththal bei der Verirrung am Wenigsten betheiligt.

Aus der Geschichte der Kolonisten ersieht man, daß sich in den ersten zehn Jahren ihrer naturgemäßen Entwicklung zahlreiche Hemmnisse entgegengesetzt, und daß besonders der

letzte persisch-russische Krieg und die kurz darauf folgende Cholera die Zahl der Einwohner verringert hatten. Von da an beginnt aber eine Blüthe der Kolonien, die bei noch günstigeren Umständen zu den schönsten Hoffnungen berechtigt hätte. So viel Aufmerksamkeit man auch von Seiten der russischen Regierung den kaukasischen Kolonien widmet und sich besonders von Petersburg aus Mühe gibt, ihre materielle Entwicklung zu fördern, so tritt doch wieder Mangel an guten Vorgesetzten für die Kolonien einem größeren Gedeihen derselben entgegen. Leider sind auch manche Kolonisten, welche in der Nähe von Tiflis oder in dieser Stadt selbst wohnen, ihrem ursprünglichen, grundehrlichen Schwaben-Charakter nicht treu geblieben und haben sich besonders im Handel und Wandel mehr oder weniger russifizirt. Uebertheuerungen und Bestechungen kommen von ihrer Seite gar nicht selten vor. Dagegen haben sich die Bewohner der ferner liegenden Kolonien die schönen Sitten ihrer Väter erhalten, aber ihre angeborene Gutmüthigkeit und Ehrlichkeit bringt ihnen keineswegs Vortheile.

Die deutschen Kolonien jenseits des Kaukasus besitzen zwar einen gewichtigen Einfluß auf die Entwicklung Grusiens und namentlich haben sie sich durch Lieferung der gewöhnlichen Bedürfnisse des Lebens den russischen Civil- und Militär-Beamten unentbehrlich gemacht, aber ich bin überzeugt, daß sie selbst einen noch größeren Werth für Grusien hätten, wenn man für sie Musterwirthschaften anlegte. Bei ihnen, als bei dem intelligenteren Theile der Bewohner Grusiens, würden und müßten ohne Zweifel alle Verbesserungen früher Eingang finden, als bei den ursprünglichen Einwohnern. Durch die deutschen Kolonisten könnte dann die Rückwirkung auf die Umgebungen leichter und früher geschehen. Der Kolonist selbst kann ohne großes Vermögen keine Geld kostenden Versuche machen, zumal er gar nicht wissen kann, ob sie ihm Vortheil bringen oder nicht, und selbst im günstigsten Falle ist ein gewöhnlicher Landmann



doch nicht hinlänglich befähigt, selbstständig aus dem gewohnten Gleise herauszugehen oder eine ungefähre Berechnung anzustellen.

Ich bin in dem Besitze einer Tabelle der Einwohnerzahl seit dem Jahre 1832, die, da sie mit Sorgfalt gefertigt wurde, einiges Vertrauen verdient. Aus ihr wird man ersehen, wie sehr die Bevölkerung von da an bis 1843 zugenommen hat, denn im Verlaufe von 12 Jahren hat sie sich um ein Viertel vermehrt. Die Einwohnerzahl sämmtlicher Kolonien betrug:

Im J. 1832	1028	männl.,	994	weibl. Geschl.,	zuf.	2022,
" "	1833	1063	"	1057	"	"
" "	1834	1097	"	1098	"	"
" "	1835	1130	"	1127	"	"
" "	1836	1165	"	1138	"	"
" "	1837	1191	"	1159	"	"
" "	1838	1215	"	1190	"	"
" "	1839	1258	"	1244	"	"
" "	1840	1228	"	1248	"	"
" "	1841	1241	"	1302	"	"
" "	1842	1201	"	1250	"	"
" "	1843	1253	"	1310	"	"

Die Bevölkerung der einzelnen Kolonien bestand im November 1843 wie folgt:

1. Neutiflis	114	männl.,	143	weibl. Geschl.,	zuf.	257,
2. Alexandersdorf	91	"	83	"	"	"
3. Elisabeththal	275	"	286	"	"	"
4. Katharinenfeld	236	"	242	"	"	"
5. Mariensfeld	146	"	155	"	"	301,
6. Petersdorf						
7. Helenendorf	293	"	316	"	"	"
8. Annensfeld	98	"	85	"	"	"

1253 männl., 1310 weibl. Geschl., zuf. 2563.

Nicht weniger hat sich das äußere Ansehen der Kolo-

nisten zu ihrem Vortheile verändert. Unter den deutschen Stämmen gehören die Schwaben keineswegs zu denen, die sich durch Schönheit auszeichnen, wenn auch nicht zu leugnen ist, daß man eben so selten häßliche Männer und Frauen unter ihnen findet. Der Schwabe ist untersehter, fester Statur, die leider durch seine keineswegs den Körper hebende Nationaltracht noch weniger vortheilhaft hervortritt. Die unsäglichen Leiden und Entbehrungen, welche die transkaukasischen Kolonisten auf ihrer Reise und während ihrer ersten Ansiedelung ertrugen, haben aber auch außerdem auf die Beschaffenheit ihres Körpers nachtheilig eingewirkt, und mit wenigen Ausnahmen besitzen deßhalb, wenigstens die älteren Personen etwas Gedrücktes, was sich selbst bei dem jetzigen Wohlstande noch nicht verwischen konnte. Das in hohem Grade markirte Gesicht ist der Ausdruck ihres ertragenen Unglückes. Dagegen hat die jetzige, erst in Grusen entstandene Generation das den Schwaben eigenthümliche, freundliche, gefällige, wenn auch nicht schöne, doch wenigstens hübsche Aeußere wiederum erhalten, und besonders sah ich in Helenendorf nette Blondinen, die mich in ihrer äußeren Erscheinung lebhaft an ihre naiven Schwestern in Schwaben erinnerten.

Außer den acht aufgeführten Kolonien haben sich aber in der neuesten Zeit noch zwei andere gebildet. Herr Salzmann, derselbe, der durch seine gute Wirthschaft und sein lebenswürdiges Benehmen gegen Deutsche allen Reisenden nicht genug empfohlen werden kann, hat von Neuem Landsleute aus seiner Heimath bewogen, nach Transkaukasien überzusiedeln. Aus diesen und aus Mißvergnügten der deutschen Kolonien an der Moloschna, nördlich von der Krim, sind diese entstanden; von ihnen befindet sich die eine eine Stunde östlich von Schemachi in keinem erfreulichen Zustande, die andere liegt in dem Kurkessel von Bordschem, nordöstlich von Achalzich, in der Nähe der daselbst entdeckten Mineralwässer von Abbas-Tuman. Es besteht die letztere



aus zehn Familien, die nach Berichten von Augenzeugen sich sämmtlich nach der theuren Heimath zurücksehnen. Von der ersteren werde ich alsbald Näheres berichten.

Nach dieser nöthigen Abschweifung über die Kolonien in Transkaukasien kehre ich zu meinen Reiseberichten wiederum zurück. Leider war, mit Ausnahme von wenigen Tagen, das Wetter trotz des längeren Aufenthaltes in Helenendorf keineswegs so freundlich, als ich es gern zu unseren Exkursionen gewünscht hätte. Herr Dr. Kolnati bemühte sich so viel als möglich, mich mit den nächsten Umgebungen der Kolonie bekannt zu machen, und so ritten wir am frühen Morgen des 24. Mai dem Gebirge, an dessen Fuße Helenendorf liegt, zu. Auf einer neuen Brücke, an der wir die Spuren einer älteren und wahrscheinlich früher großartigeren erblickten, gelangten wir auf die rechte Seite des Gendscha-Tschai — die Kolonie liegt auf der linken oder östlichen — um, diesen Fluß aufwärts verfolgend, der höchst interessanten Umgebung des drei Stunden entfernten Surnabad eine nähere Aufmerksamkeit zu widmen.

Der Gendscha-Tschai fließt durch die Ebene in tiefem Bette, welches sich der Fluß allmählig in das trachytische Gestein eingegraben hat, und wird daselbst von freundlichem Gebüsch umgeben. Bevor die Kolonisten sich hier ansetzten — so erzählte man mir — sei das Gehölz waldartig gewesen und habe sich, die Uferhöhen selbst ersteigend, auf beiden Rändern dem Flusse abwärts bis nach Jelisawetpol fortgesetzt. Obwohl jetzt sehr gelichtet, zeichnete es sich doch durch Mannigfaltigkeit aus, und die verschiedenen Gruppierungen der einzelnen Sträucher schufen die ganze Umgebung zu einem natürlichen Parke um, in dem das über Stock und Stein dahin fließende und murmelnde Wasser in der Mitte sich befand, während zum Theil nackte und dann auch groteske Felsen von meist buntschekiger Färbung die deutlich markirte Gränze bildeten. Eine Menge farbiger Blumen standen rechts und links, und da viele von ihnen oft zu



gleicher Zeit mit den gewürzigen Kräutern einen angenehmen Geruch verbreiteten, so wurde neben den Augen auch der Sinn des Geruches in Anspruch genommen. Hier und da ließ auch eine Nachtigal ihre stöhnende Stimme ertönen, sonst vernahm man nur Gezwitzcher und durchaus nicht den melodischen Gesang der Bewohner unserer Haine und Wälder.

Mit dem Eintritte in das Gebirge setzten sich zwar dieselben verschieden gesprenkelten Trachyte wie früher fort, aber sie waren nicht mehr so fest, sondern zerbröckelten sich, besonders an nackten Stellen. Die Sträucher kamen aber damit gedrängter vor und es bildete sich eine Art Vorholz, welches sich nur selten zu dichtem Buschwerke gestaltete. Vorherrschend fand ich besonders auf beiden Seiten des Flusses die nach dem oben rühmlich erwähnten Apotheker Wilhelms genannte Weide und den Sanddorn, an den Rändern der Höhen hingegen mehr einzeln den Christdorn, den nach Pallas genannten Kreuzdorn, eine andere Art mit breiteren Blättern, die orientalische Weißbuche, den Zürgelstrauch, mehrere Weißdornarten, den Schwarzdorn, den Haserschelehen- und Birnstrauch, das Pfaffenhütchen mit breiten Blättern und das mit warziger Rinde, den strauchartigen Jasmin, den Dürrligenstrauch, den Schneeballenstrauch, die Waldschlinge, den niedrigen Mandelstrauch, den gemeinen Rüster, den Ahorn des kaukasischen Isthmus, seltener eine Stieleiche und den Perückenstrauch. Höher an den Bergen sah ich verschiedene Rosensträucher, den Ballmußbaum, die hartheublättrige Spierstaude und in einzelnen Exemplaren auch die Terpenthin-Pistazie. Wo dichtes Gebüsch sich vorfand, war dieses durch die hohe Smilax und durch die Ranken des heiligen Brombeerstrauches undurchdringlich gemacht.

Surnabad liegt auf einer plateauähnlichen Höhe und dient jetzt den in den Niederungen der ungesunden Kur-Ebene erkrankten Soldaten zum Aufenthalte. Der bekannte

General Jermoloff, von der schönen Umgebung nicht weit ger als von dem gesunden Klima eingenommen, wollte hier eine Stadt gründen, die besonders dem Militär angewiesen werden sollte. Es wurden schnell viele Bauten aufgeführt; es ging aber Surnabad wie den meisten Projekten der abgetretenen Statthalter; man vergaß es, als Jermoloff abgerufen war. So liegt auch Surnabad wenige Jahre nach seiner Gründung schon wieder in Trümmern. Jetzt ist nur noch ein Hospital daselbst vorhanden, und außer dem Inspektor und dem Arzte fanden wir 18 Kranke vor. In dem heißen Sommer füllt sich aber die Anstalt und die Anzahl der Erkrankten steigt bis zu 60 und 70. Diese kommen meist aus Jelisawetpol, wo sich eine Kompagnie invalider Soldaten befindet.

Die Kräuterslor war in den nächsten Umgebungen von Surnabad ausgezeichnet und es that mir leid, ihr nicht die Aufmerksamkeit widmen zu können, welche sie in so hohem Grade verdient, denn es regnete fast ohne Unterlaß. Ausgezeichnet waren die Matten durch ihren Reichthum an den, wie es scheint, dem kaukasischen Isthmus eigenthümlichen Arten von Iris, die Herr Siemsen wegen ihres eigenthümlichen Frucht- und Samen-Baues unter dem Namen *Oncocyclus* zu einem besonderen Geschlechte erhoben hat. Aber auch Umbelliferen, Sileneen, Polygaleen, Lactucaceen und vor Allem wunderschöne Orchideen kamen, letztere mehr im Gebüsch, vor. Ich habe wohl nicht nöthig, eine genauere Aufzählung und Charakterisirung der hier und überhaupt in der Umgegend von Helenendorf und Jelisawetpol vorkommenden Pflanzen folgen zu lassen, da der rühmlichst bekannte Missionär und Naturforscher Hohenacker, jetzt in Eslingen wohnhaft, bereits einen Katalog derselben herausgegeben hat.

Ich habe schon während der Beschreibung der Kur-Ebene bis hierher bemerkt, daß sich den trachytischen Ausläufern, besonders ihren letzten Vorhöhen, tertiäre Gebilde angelagert

haben, und es darf deshalb nicht auffallen, wenn diese auch in der Nähe Helenendorfs vorkommen. Als weißlicher Mergelschiefer erschienen sie auch, zu unbedeutenden kuppenartigen Höhen geformt, in der Ebene selbst und besaßen dann auch eine eigenthümliche Vegetation, in welcher der glockenblüthige Lein, die vielblüthige Caragane, das dunkel-farbige Sonnenröschen und der blasenfrüchtige Traganth vorherrschten. Dieser Mergelschiefer zeichnete sich durch einen meist in Form langer Stücken vorkommenden Opal, der hier und da eingeschlossen wurde, aus, während man eine Art natürlichen, thonreichen Seifensteins in den tiefern Schichten fand. Dieser Seifenstein, der hier den unbedeutenden Höhen den Namen der Seifenberge gegeben hat, wird von den hiesigen Bewohnern allgemein zum Waschen gebraucht und deshalb in Jelisawetpol auf dem Basare verkauft. Man erzählte mir, daß er in der Nähe von Schenkür noch weit vorzüglicher gefunden würde, Er scheint den tertiären Gebilden des kaukasischen Gebirges eigenthümlich zu sein und mit diesen eine gleiche Verbreitung zu haben; ich erhielt ihn zu besonderen Formen gestaltet in Baku, auf dem östlichen Ende des Kaukasus, und auf der Halbinsel Taman, auf dem westlichen.

Den eigentlichen Vorhöhen des unteren Kaukasus nur angelagert und, soviel mir bekannt, nirgends selbstständig, sind die tertiären Kalk und die Molassen, welche beide neben einander erscheinen und mit einander abwechseln. Die Molasse ist fester als die in Karthli und erscheint weniger in Form eines Sandsteins, als vielmehr dem tertiären Kalk ähnlich und in ihn übergehend. Der Kalk besitzt hier eine braunrothe Farbe und besteht fast nur aus oft fußlangen Schraubenschnecken. Namentlich findet man diese interessanten Versteinerungen auf dem Nordost-Abhange des vielleicht 7,000 Fuß hohen Sjarjal, an dessen Fuße eigentlich Helenendorf liegt.

Fünftes Kapitel.

Schirwan und seine Hauptstadt Schemachi.

Am 31. Mai verließ ich endlich das mir liebgewordene Helenendorf, und mein freundlicher Wirth versah mich auf eine Woche mit den nöthigen Speisen. Die Gastfreundschaft, die im Westen des kaukasischen Isthmus und vor Allem von den Grusiern gepflegt wird, ist bei den Tataren des Ostens in weit geringerem Maße vorhanden, und so war ich gezwungen, wenn ich nicht hungern wollte, auf der ganzen Reise durch die kaspische Provinz mich für Wochen lang mit dem nöthigen Proviante zu versehen. Die zahlreichen Truppenmärsche, die die obwaltenden schwierigen Verhältnisse mit den Bergvölkern verlangten und die allgemeine Stimmung gegen Rußland und alles Europäische machten meine Reise nach dem Osten des kaukasischen Isthmus außerdem nicht allein gefährlich, sondern auch beschwerlich. Es traten Zeiten ein, wo mir weniger und schlechtere Nahrung geboten wurde, als bei den zum großen Theile ungasstlichen Kurden, und wenn ich mich unter diesen eine lange Zeit fast nur von Milch ernähren konnte, so sind mir auch auf dieser Reise noch drei Tage im Gedächtnisse, wo saure Gurken mein Frühstück, mein Mittag- und Abend-Essen gewesen sind.

Es war spät geworden, als ich endlich auf der Post in Jelisawetpol Pferde erhielt und in der immer mehr sich erweiternden Kur-Ebene der Hauptstadt Schirwans, Schemachi, zufuhr. Dieselbe Steppe, wie ich sie schon vor der genannten Stadt bezeichnet habe, setzt sich auch hier fort, aber das trachytische Gerölle wurde seltener, der Anbau dagegen häufiger. Hier und da begegneten wir üppigen Feldern mit Grannen=Weizen, und allerhand Heckenbüsch, vorzüglich aus verschiedenen Dorn=Arten, Granaten, Weißbuchen u. s. w. bestehend und von dort einheimischen Schlingpflanzen durchzogen, umgab in einer verschiedenen Dichtigkeit die Ränder derselben. Aus dem keineswegs mit dichter Gras- und Kräuterdecke versehenen Boden sproßten in größerer Menge mehre Sorten des graugrünlichen Meerkohls, die aller Blätter entbehrende Dodartie und das stachelige Kameelheu, beide gedrängt von wohlgefälligen Blüthen, ferner *Peganum Harmala L.*, hohe und schlanke Wollkerzen, buschige Salbei- und Wermuth=Arten u. s. w. empor.

In der fünf Stunden entfernten Station am Kuruk-Tschai übernachtete ich und fuhr am anderen Morgen der nur wenig weiter liegenden Station am Kurguluk-Tschai zu. Obgleich weniger angebaut, erscheint die Gegend hier freundlicher, und namentlich wird liebliches Laubholz, wenn auch nie eine bedeutende Höhe erreichend, vorherrschend. Die brennend-rothen Blüthen der Granatensträucher kontrastirten auf liebliche Weise mit dem dunkeln, etwas ins Bräunliche spielenden Grün der Blätter. Daneben stand eben so häufig der schon so oft erwähnte Christdorn mit dem pappelgrünen Laube und den unscheinlichen, ebenso gefärbten Blüthen. Weniger häufig sah ich eine buschige Stieleiche und Weißbuche neben Rosen- und Brombeer-Hecken. Später erschienen auch, zu besonderen Gruppen vereint, die nach Pallas genannte Tamariske und eben so häufig eine andere Art mit vier Staubgefäßen, deren große, rosafarbene oder gelbe Blüthenbüschel, zum Theil auf eine graziöse Weise über-



hängend, den schlankästigen Sträuchern ein wohlgefälliges Ansehen verliehen. Die Tamarisken lieben die Ufer der Flüsse und Bäche und feuchte Niederungen, von denen die letzteren hier gar nicht selten sind. Im Frühjahre treten nämlich durch das im Gebirge schmelzende Schneewasser gewöhnlich die Flüsse über und machen dadurch die tiefer gelegenen Stellen der Steppe sumpfig. Allerhand Sumpfpflanzen, vor Allem aber oft große Strecken einnehmend, die blaßblauen, nach Bieberstein genannten Schwertlilien, ziehen sich daselbst dahin.

Hier und da, besonders auch auf beiden Seiten des Kur, wird das Gesträuch waldbartig, aber der nomadisirende Tatar dieser Gegend lichtet mit jedem Jahre die zum Theil dichten Wälder, in denen die Weinrebe wie in den Urwäldern des Nion-Bassins in ungebundener Freiheit sich von Baum zu Baum schlingt, auf eine unverzeihliche Weise. Zu träge, um im Frühjahre und Sommer für sein zahlreiches Vieh die nöthige Nahrung einzusammeln, überläßt er dieses im Winter, wie schon mehrmals erwähnt, seiner eigenen Fertigkeit im Auffinden armseliger Gräschen auf dem dürrn Steppenboden. Erst wenn die Noth sehr groß wird und sein Vieh aus Mangel an Nahrung zu verhungern droht, geht er mit dem Beile in der Hand in den dichten Wald und fällt die schönsten Bäume, damit das Vieh an den weicheren Knospen die nöthige Nahrung finde. Die Kolonisten begeben sich im Frühjahre oder im Sommer an solche Stellen und fahren sich das nun ausgetrocknete Holz nach Hause, um es auf irgend eine Weise zu verwenden.

Diese kaum glaubliche Holzverschwendung geschieht unter den Augen der Behörde, ohne daß diese im Stande wäre, solchen Verwüstungen einen Damm zu setzen. Sie versuchte es einmal und setzte alle Wälder und Gehölze unter ihre Kontrolle: ein Aufstand war die Folge, denn das thörige Volk fühlte sich in seinen Rechten geschmälert. Keine Strenge fruchtete etwas und man sah sich endlich sogar gezwungen,



die heilsame Verordnung zurückzunehmen. Nach der Meinung der Eingebornen ist Holz, ebenso wie das Sonnenlicht, Luft und Wasser allen Menschen von Gott gegeben und darf nicht von Einzelnen oder gar von der Regierung beansprucht werden.

Mit dem Beginne der Wälder hatte auch die Steppe ihren Charakter gewechselt, indem die oben genannten Pflanzen, besonders der graugrüne Wermuth, in den Hintergrund traten und dagegen dick- und fleischblättrige Pflanzen aus der Familie der Melden vorherrschend erschienen; außerdem sah ich am Häufigsten den Moschus-Lauch, die Moschus-Flockenblume, goldgelbe Katzenpfötchen, die nach C. A. Meyer genannte Katzenminze und die ährentragende Statice.

Die Station am Kurguluk-Tschai hat eine hübsche Lage auf dem Rande einer morastigen Niederung, in welcher allenthalben Weiden und Tamarisken einen guten Boden gefunden. Wichtig wurde mir die Station noch durch zwei prächtige Bastard- und eine nicht minder umfangreiche Silber-Pappel. Die letztere hatte einen Stamm, der nicht weniger als $7\frac{1}{2}$ Fuß im Durchmesser besaß.

Der Fluß, welcher der Station den Namen gegeben hat, fließt von dieser eine Stunde weiter östlich. Leider hatte der mehre Tage dauernde Regen seine Wassermengen so angehäuft, daß wir ihn nur mit großen Schwierigkeiten und selbst nur mit Gefahr durchfahren konnten. Wir waren auch, indem seit der letzten Station unsere Richtung eine nordöstliche geworden, den nördlichen Vorhöhen näher gekommen; eine solche Höhe, die aus grauem Mergel zu bestehen schien und den Namen Schorbulak, d. i. bittere Quelle, erhalten hat, zog sich rein östlich dahin und setzte sich, als wir an den Kur kamen, selbst jenseits dieses Flusses fort, um ihn auf seiner Nordseite eine Zeit lang zu begleiten. Zwischen beiden fuhren wir, nachdem uns eine schlechte Fährte über den hier sehr breiten Kur in den Bereich des früheren Chanates Scheki gebracht hatte, weiter

bis zu der vom Kurguluk-Tschai noch acht Stunden entfernten Station Tschemakly.

Um die Felder auf der Nordseite des Kur zu bewässern, hatte man wahrscheinlich schon vor langer Zeit einen Kanal gegraben und durch dessen Inhalt die dortigen Reisanpflanzungen mit der nöthigen Feuchtigkeit versehen. An diesem Kanale war mit der Zeit das schönste und mannigfaltigste Buschwerk entstanden. Die Natur hatte hier von selbst Boskets gebildet, wie sie kaum die Kunst hervorzurufen im Stande ist. Das Laub des Gehölzes bot eine große Menge von Formen dar, die aber alle zusammen wiederum in harmonischer Verbindung standen. Die schmal-lanzettförmigen Weidenblätter, an ruthenförmigen Nesten befestigt, wechselten mit den breiteren und am Rande tief ausgeschweiften der Eiche mit mehr sparrigen Nesten, und die freudig-grüne Farbe dieser beiden wechselte mit dem dunklen Laube und den brennendrothen Blüthen der Granatsträucher auf eine freundliche Weise ab. Dazu kamen nun die wohlgefälligen Pistazien mit ihren Fiederblättern und dann die schlanken und graziosen Tamarisken, deren Laub durch ihre mehr stielrunde Form eben so sehr von dem der anderen Sträucher abweicht, als ihre überhängenden und rosafarbigten Blüthenbüschel dem Ganzen etwas Feenartiges verleihen.

Die Posten waren in allen Stationen vor Schemachi, der Hauptstadt Schirwans und der heutigen kaspischen Provinz, sehr schlecht, denn der Posthalter, dem die schnelle Beförderung der Reisenden keineswegs am Herzen lag, war ein Armenier. Anstatt der sieben Dreigespanne, für die er von der Regierung eine bestimmte Summe ausgezahlt erhielt, fanden wir nur vier Pferde vor und diese noch dazu in einem sehr schlechten Zustande. Der Kreishauptmann von Scheki, zu dessen Bereich bereits die Station gehört, hatte Nachricht erhalten und inspicierte einmal nicht angemeldet die Posten. Bald nach uns kam auch er in Tschemakly an. Ohne Umstände ließ er im nahen Dorfe bekannt machen,

daß er für den Posthalter die nöthigen Pferde kaufen würde, und alsbald stand ihm auch eine große Tabune (Pferde-Heerde) zur Verfügung. Da ich ein unbefangener Zeuge der ganzen Verhandlung war, so wird mir gewiß Jedermann Unpartheilichkeit zugestehen. Der Posthalter leugnete später geradezu ab, daß er die vorgeschriebene Anzahl von Pferden nicht gehabt haben sollte, klagte über Eingriffe in seine Rechte und verlangte Schadenersatz. Armenier, die sich bei der Postrevision durch den Schekier Kreishauptmann gleich mir mit eigenen Augen überzeugt hatten, daß die verlangte Anzahl von Pferden nicht vorhanden war, bestätigten nichtsdestoweniger die Aussage ihres Landsmannes und behaupteten also das Gegentheil. Auf diese Weise darf es freilich nicht auffallen, daß der Posthalter im Stande war, bei der Regierung der kaspischen Provinz in Schemachi die nöthigen Beweise (zum Theil aber wohl auch in klingender Münze) herbeizuschaffen, daß die meisten damals fehlenden Pferde sich auf der Weide befunden und die anderen Reisende expedirt hätten. Selbst rechtliche Leute der Behörde nahmen, durch die in Menge beigebrachten Zeugen getäuscht, den Posthalter in Schutz und thaten dieses außerdem noch durch eine Art falsch angebrachten Mitleids. Der damalige Posthalter hatte nämlich schon seit vielen Jahren die Posten besorgt, bei der letzten Versteigerung derselben hatten sich aber auch tifliser Armenier eingefunden und trieben die Preise herab. Um nun diese für immer von der Konkurrenz auszuschließen, übernahm der damalige Posthalter, ein reicher Kaufmann aus Schemachi, die Posten unter solchen Bedingungen, daß bedeutende Verluste nicht zu vermeiden waren; um diese aber so viel als möglich zu mildern, befanden sich die Posten fast allenthalben in einem schlechten Zustande, und magere, ausgehungerte Pferde waren eine gewöhnliche Erscheinung. Die Regierung in Schemachi wußte es schon lange, glaubte aber, von demselben übel angebrachten Mitleiden bewogen, den Posthalter, da er als



solcher nothwendiger Weise verlieren mußte, nicht zur strengen Aufrechthaltung seiner Verpflichtungen veranlassen zu dürfen.

Ich weiß nicht, wie der Prozeß zwischen dem Kreis-hauptmanne von Scheki und dem Posthalter ausgefallen ist. Als ich mich später in Schemachi befand, schien er sich dem letzteren günstig zu gestalten. Dergleichen Ausgänge hält man freilich bei uns für kaum möglich, obwohl sie in Transkaukasien nicht minder als im übrigen Rußland eine ganz gewöhnliche Erscheinung sind, die mir dort selbst Jedermann zugestand. Die ehrlichsten Beamten geben oft der Nothwendigkeit nach und gewöhnen sich daran, daß nicht immer dem Rechte Recht bleibt. Ein guter Beamter gestand mir offen, daß er im Anfange seiner juridischen Laufbahn sich jedem Unrechte hartnäckig entgegengesetzt, aber trotzdem dabei weniger ausgerichtet habe, als jetzt, wo er sich mehr bemühe, das Recht nicht immer auf geradem Wege zu fördern und hier und da der eisernen Nothwendigkeit nachzugeben. Seine Stellung sei ihm lange unerträglich gewesen, bis ihn endlich ein Chef, gleich ihm von Rechtlichkeit, aber auch von Weltklugheit durchdrungen, eines Besseren belehrt habe.

Der Aufenthalt, der mir durch den Mangel an Pferden entstand, wurde mir dadurch wiederum nützlich, daß ich die unbedeutenden Höhen der blinden Quelle (Schorbula) einer näheren Untersuchung unterwarf. Der grau-grünliche Mergelschiefer hatte sich in der Nähe der Station in eine lehmartige Masse, die aber zum großen Theil sich noch in ihrer ursprünglichen Felsenform erhalten hatte, umgeändert. Die meisten Spitzen besaßen, wie der ganze Rücken, eine abgerundete Gestalt. Obgleich der Wassermangel schon durch den Namen dieser unbedeutenden Höhenzüge angezeigt wird, und ich auch, außer in einer von diesen eingeschlossenen, kesselartigen Niederung, nirgends eine Quelle vorfand, so war doch die Vegetation reicher, als ich sie den obwaltenden



Umständen nach erwarten konnte. Vor Allen waren ein noch unbekannter Saturei und eine strahlenfrüchtige Gosparsette in Form dichter, rundlicher und über und über mit Blüthen bedeckter Halbsträucher vorhanden; aber auch die anderen Pflanzen hatten ein gedrängteres Ansehen. Negi-lops-, Polch- und Quecken-Arten waren von Gräsern vorherrschend, und zwischen ihnen kam der röthliche Lauch ziemlich häufig vor. Außerdem fanden sich am Meisten Lattichblüthler aus den Geschlechtern Crepis und Scorzonera, ferner Igelsamen, stachelige und ährentragende Staticeen, Thesiums, Labkräuter, Malkolmien, Sterigma's, der feuerrothe Adonis, der ausgespreizte Rittersporn, Hahnenfuß, Schwarzkümmel, Doldenträger mit breiten Früchten, Traganthypflanzen und mehre Arten des Schneckenflee's.

Nicht weit von Tschemakly hat der Schorbulak ein Ende, aber es erhebt sich dafür ein ähnlicher Gebirgszug, nur unbedeutender, wahrscheinlich jedoch zum großen Theil aus gleichem verwitterten Mergelschiefer bestehend. Er wurde mit Palandoken genannt, ein Name, der vielleicht mit dem eines anderen, freilich höheren, mit dem Palandöken (d. h. Sattel erschütternd) im Süden von Erserum identisch sein mag.

Der Weg nach der fünf Stunden entfernten Station beim Dorfe Arab führte uns schon bald nach dem einem zusammenhängenden Obstgarten gleichen Dorfe Armenibasaf, das wohl wegen seines Reichthumes an allen Sorten von Obst den Namen des „armenischen Marktes“ erhalten haben mag. Maulbeer-, Feigen- und Wallnussbäume fand ich vorherrschend. Die ersteren bestanden aus den beiden Sorten mit schwarzen und weißen Früchten, und diese selbst wurden allgemein zur Anfertigung eines wohlschmeckenden Syrups, einer zähen Paste und eines Branntweins gebraucht. Auch viel Seide wird hier, wie im ganzen Chanate Scheki, gewonnen.

Dicht bei Armenibasaf fließt der nicht unbedeutende und sehr tiefe Ardschjan (Elzighan), und wiederum führten uns Büf-



fel, über welche dieses Mal das Wasser fast wegging, auf die andere Seite des Flusses. Drüben erweiterte sich der flache Steppenboden, erschien aber unfruchtbarer, obwohl fast gar kein Gerölle, sondern nur ein magerer Lehm Boden sich vorfand. Vermuth, Süßholz, Kameelheu, Harmale und kriechendes Fünffingerkraut waren vorherrschend vorhanden. In den Niederungen sah ich Reis-Anpflanzungen, aber von keineswegs bedeutender Ausdehnung.

Leider war ich gezwungen, in Arab zu übernachten. Die sumpfige Umgegend nicht weniger als die Reis-Anpflanzungen hatten eine solche Menge von verschiedenerlei Mücken, von denen aber unsere gemeine Stechmücke die größte Peinigerin war, hervorgerufen, so daß ich sehnsüchtig dem kommenden Tage entgegen sah. Eine Hitze von einigen zwanzig Grad, welche die ganze Nacht hindurch anhielt, trug noch zu meiner peinlichen Lage Vieles bei, da selbst unter dem leichten Gaze-Zeuge, mit dem ich das Gesicht bedeckt hatte, schon zeitig eine unausstehliche Temperatur entstand. Obwohl ich einen besonderen Postschreiber und sonst eine Menge Menschen auf der Station sah, so trug doch Niemand für Reinlichkeit des Fremdenzimmers Sorge, und es darf deshalb nicht auffallen, wenn dieses auch außerdem mit allerhand Ungeziefer angefüllt war.

Die Umgegend von Arab gab das treue Bild einer kaspischen Steppen-Ebene, in der fast nur der Christdorn mit seinen abgeschlossenen Bostets und weniger, aber Hecken bildend, der Silberbaum das einzige Gesträuch waren. In ihm sproßten da, wo es feucht war, prächtige Pyramiden-Orchiden hervor, deren rosafarbige Blüten das Ganze belebten. Das überflüssige Wasser der Reis-Anpflanzungen kam auch den Steppenpflanzen zu Gute. Die Vegetation stand eben in ihrer besten Blüthe und bot eine Menge seltener und zum Theil noch gar nicht bekannter Arten dar: gelbe und blaue Leinpflanzen, den Schwarzkümmel des Orients, die niedliche Garidelle, Labateren, unsern Hartheu, die

Rappernstauden, Wegfresse, *Rapistrum rugosum* All., ^{Sträucher} Strauchfuß, eine noch nicht beschriebene Polygale, das aufrechte Fünffingerkraut, verschiedene Klecarten, den schmalblättrigen Lotus, die dünnblättrige Platterbse, Esparsettarten, eine noch unbekannte, geruchlose und noch eine andere Chamille, einen Bocksbart, *Kentrophyllum lanatum* DeC. und *tauricum* F. et M., Bermuth, und auf deren Wurzeln einen Erbenwürger, die nach Bieberstein genannte Skabiose, das zarteste Labkraut, *Phlomis*- und *Dracocephalum*-Arten, den prächtigen Milchstern der Pyrenäen, die kompaktblüthige Binse, Liesch- und Volchgräser, die häufig verkannte Trespe (*Bromus commutatus* Schrad.) u. s. w.

Am frühen Morgen des 2. Juni fuhren wir auf der flachen Steppe weiter und kamen schon bald nach der fünf Stunden entfernten Station am Turjan-Tschai, den wir erst zu durchfahren hatten. Die Flüsse beginnen hier noch gefährlicher als früher zu werden, denn diese bis dahin im engen Bette zwischen den Höhen des Palandoken fließend, breiten sich plötzlich in der keine Hindernisse mehr entgegensehenden Ebene aus und eilen in einer Menge von Armen, die bald sich vereinigen, bald wiederum selbstständig dahinfließen, anfangs mit geschäftiger Eile, dann immer träger dem Hauptflusse zu, ohne ihn übrigens vollständig zu erreichen. Die Steppe saugt zwar an und für sich das Wasser begierig auf, aber in noch weit größerem Maßstabe wird es für die hier sich häufenden Reis-Anpflanzungen verwendet.

In der Station am Turjan-Tschai fanden wir dieses Mal so vorzügliche Pferde, daß wir schon nach zwei Stunden die drei Meilen entfernte Station am Gök-Tschai, d. h. am blauen Flusse, erreichten, um von hier aus sogleich weiter zu fahren. Damit befanden wir uns in der früher selbstständigen Herrschaft Schirwan. Auch die Steppe erschien von nun an wiederum freundlicher und mehr bewachsen, aber allenthalben sahen wir große Verwüstungen, die durch

den mehre Wochen lang angehaltenen Regen und durch das dadurch bedingte Uebertreten der Flüsse hervorgerufen worden waren und fortwährend es noch wurden; dadurch setzten sich auch unserer Weiterreise nicht unbedeutende Hemmnisse und selbst Gefährlichkeiten entgegen. Es waren weniger andauernde Regen, als vielmehr nur kurze Zeit währende Gewitter, die durch ihre mit großer Gewalt herabstürzenden, Wolkenbrüchen ähnlichen Regengüsse diese Verwüstungen hervorriefen. Dazwischen schien aber die Sonne mit einer solchen Intensität, daß das Thermometer oft 4—6 Stunden anhaltend über 30 Grad stand und mich deßhalb auch bestimmte, die heiße Mittagszeit unbenutzt vorübergehen zu lassen. Auf meiner vorigen Reise hatte ich leider die schweren Folgen gekostet, daß ich mich unvorsichtig der Sonnenhitze ausgesetzt hatte, und so war ich, wenn auch schon an das Klima gewöhnt, jetzt doch vorsichtiger.

In ganz Schirwan, aber auch in dieser ungesunden Gegend, hat die russische Regierung Molokanen und Duchschorzen, Anhänger eines Schisma's der herrschenden griechisch-russischen Kirche, angesiedelt und die armen, ob ihres Glaubens Verbannten murren nicht gegen das große, auf keine Weise zu verantwortende Unrecht, das ihnen geschehen. Sie haben sich in kurzer Zeit ihren neuen Wirkungskreis so angenehm als möglich geschaffen, und beschäftigen sich vorherrschend mit der Viehzucht. Gleich den deutschen Kolonisten, üben auch diese betriebsamen Menschen keineswegs einen so wohlthätigen Einfluß auf die ursprünglichen Einwohner aus, als man glauben sollte. Leider enthalten sie sich aller Gemeinschaft mit Andersdenkenden, und schon die einfache Berührung eines Gefäßes durch einen solchen reicht oft für sie hin, um dieses wegzuverwerfen. Nur mit Mühe und nur für schweres Geld erhielt ich endlich von ihnen etwas Milch.

Gegen Abend erst führen wir der nächsten Station Karamarjan zu, hatten aber gleich im Anfange das Unglück,



als wir eben den nahen Göt-Tschai durchfuhren, umgeworfen zu werden. Zum Glück war der Fluß nicht tief, aber leider reißend, so daß manche meiner Geräthschaften von dem Wasser weggeführt wurden. Der Wagen hatte jedoch dabei Schaden gelitten, denn als wir durch schönes Gebüsch des bis zu 12 Fuß hohen Klarinettenrohrs (*Arundo Donax L.*) fuhren, brach ein Rad. Unterdeß zog auch ein Gewitter nach dem anderen heran, und während wir noch damit beschäftigt waren, die Sachen auf die Pferde zu packen, hatte uns das erste schon erreicht. Meine Begleiter waren gezwungen, zum Theil zu Fuße zu gehen. Dieses neue Hemmniß that mir um so mehr leid, als die Steppe mit jeder Viertelstunde an Kräuterfülle zunahm und der Boden allenthalben mit seltenen und schönen Blumen bedeckt erschien.

Die Station Karamarjan liegt im Mittelpunkte einer sehr freundlichen Gegend, nämlich inmitten einer breiten, sich von Osten nach Westen ziehenden Thalebene, die aber von den Flüssen der Quere nach durchschnitten wird. Neben dem Mergel-Höhenzuge, der, allmählig höher werdend, uns schon länger auf der Nordseite begleitet hatte, und über dem sich nördlich eine Art Hochebene hinzieht, erhebt sich auch südlich ein anderer Gebirgsrücken, aber von geringerer Bedeutung. Beide werden durch die vom eigentlichen Kaukasus kommenden Flüsse und Bäche durchschnitten, und da sie auch an und für sich an Quellen reich erscheinen, so bieten sie auch allenthalben eine grüne Oberfläche dar. Auch die Thalebene zwischen ihnen erfreut sich einer üppigen Pflanzendecke, die hier und da an Matten, wie sie am Fuße der Gebirge vorkommen, und an anderen Stellen noch mehr an die ciskaukasische, wellenförmigen Steppen erinnern.

Die Vegetation unterscheidet sich aber hier wesentlich dadurch, daß einzelne Pflanzen, zum Theil von nicht unbedeutender Höhe und größerer Anzahl, ganze Striche einnehmen. Dieses war besonders mit dem kaukasischen *Eremurus*, mit der Mariendistel, mit *Kentrophyllum lanatum* *DeC.* und *tauri-*

cum *F. et M.*, mit verschiedenen Chamillen, mit der drüsenblättrigen Süßwurz und mit der Siegmarswurz der Fall. Sonst kamen in größerer Menge andere Disteln, Papierblumen, Centaureen, *Lactuca*-Arten, Alant, Glockenblumen, dunkelblättrige Königsferzen, ein schöner, gelblichweißblühender Salbei, *Teucrium Polium L.*, Eisenkraut, *Onosma*-Arten, der haarige Weiderich, Stock- und andere Malven, Eibisch, der blaue Mannstreu, Schierling, Geniste, Rauten u. s. w. und von Gräsern Volsch, Bergforn, Zwiebelgerste und Trespel vor.

Da ich am 3. Mai Karamarjan erst sehr spät verlassen konnte — denn einestheils bedurfte ich einer Zeit, um meine Sachen zu trocknen, und dann regnete es bis nach Mittag — so fuhr ich in der gleichbreiten Thalebene nur bis zur nächsten, vier Stunden entfernten Station Kulsuli. Der anhaltende und zum Theil sehr heftige Regen hatte jenseits derselben von Neuem Verwüstungen hervorgerufen; allenthalben waren die Flüsse ausgetreten und sogar die Brücken zum Theil eingestürzt. So war ich gezwungen, selbst noch am 4. Mai bis Mittag, wo die Wasser sich erst einigermaßen verlaufen hatten, in der Station Kulsuli zu verweilen. Eine große Karawane, aus mit Büffeln und unserm Hornvieh bespannten Wagen (Arben hier genannt) bestehend, setzte sich ebenfalls in Zug und versprach mir, in dem Falle, daß die Schwierigkeiten größer sein sollten, Hilfe.

Die Führer der Karawane kamen aus Tiflis und brachten in großen Schläuchen, die aus ganzen, nur umgekehrten Thierhäuten bestanden und in allen Ländern des kaukasischen Isthmus den Namen Burduk führen, den Wein nach den kaspischen Provinzen. Wie wenig der Asiate an Bequemlichkeiten gewöhnt ist, davon gaben mir auch diese Leute ein Beispiel. Seit Wochen schon hatten sie Tiflis verlassen, und seit dieser Zeit alle Nächte, obgleich es in der Regel regnete, oder wenigstens der Boden feucht war, im Freien zugebracht. Auch die hierherum nomadisirenden



Tataren machen sich ihr Leben keineswegs annehmlicher. Wenn sie auch Zelte besitzen, in denen sie ihre Frauen und die häuslichen Geräthschaften haben, so bringen sie doch ebenfalls mit ihrem Viehe Tag und Nacht im Freien zu und schlafen auf den feuchten Matten eben so sanft und ruhig, als wir in unseren Betten.

Die zahlreichen Milchleute — denn das bedeutet im Russischen Molokan — hatten sich allerdings ihre neue Heimath, besonders in dieser fruchtbaren Thalebene, wohllicher bereitet, und auch das fremde Klima bekam diesen Ansiedlern besser als den Deutschen, obwohl der blonde Menschenschlag überhaupt nicht in diese Gegenden zu passen scheint. Da mit dem Einfluß des Alasan in den Kur die einheimischen Häuser sich von den russischen fast gar nicht unterscheiden, und wie diese aus Holz erbaut und mit Stroh, Schilf oder Schindeln bedeckt sind, so fanden auch die Molokanen in dieser Beziehung nichts Fremdes.

Zwei Stunden von Kuljuli fließt der Gerdyman (Irtiman)-Tschai in mehren Armen durch die Ebene. Allenthalben sah man Spuren, die das wilde Wasser den Tag vorher angerichtet hatte, und ungeheure Steinblöcke bedeckten mit zahllosem Gerölle die beiden Ufer. Der Geschicklichkeit unseres Postknechtes verdankten wir es, daß wir glücklich auf die andere Seite gelangten; aber unsere Noth war noch keineswegs zu Ende, denn wir kamen alsbald an einen Bach, der noch tosend seine Wasser im tiefen Bette dahinwälzte, und fanden die Brücke zum Theil eingestürzt. Mit vieler Mühe brachten wir den Wagen auf die andere Seite, um alsbald an einen anderen Bach zu kommen, wo die Brücke ganz eingefallen war. Hier blieb uns weiter nichts übrig, als den Wagen zurückzulassen und die Effekten auf den Pferden weiter zu transportiren. Nach vieler und langer Mühe setzten wir endlich drüben auf einem allmählig sich erhebenden Steppenlande unsere Reise nach dem fünf Stunden von Kuljuli entfernten Ak-Ssu fort. Der unbedeutende Höhen-



zug im Süden erreichte allmählig sein Ende, während die andere sich in den schirwan'schen Vorhöhen auflöste.

Mit dem Namen Ak-Su, d. h. Weiß-Wasser, belegt man zunächst einen nicht unbedeutenden Fluß, der unmittelbar aus den Vorhöhen herauskommt und, sich hie und da in Arme zertheilend, dem Hauptflusse der großen kaspischen Ebene, dem Kur, zufließt, ohne ihn aber ganz zu erreichen. Auf seiner Ostseite, hart am Fuße der schirwan'schen Vorhöhen, liegt ein großes und reiches Dorf, welches ebenfalls den Namen Ak-su führt und zur Zeit Nadir-Schah's als Neuschemachi einer größeren Bedeutung entgegengehen sollte. Zahlreiche Gärten finden sich zwar neben fruchtbaren Feldern vor, aber das Klima ist, wenigstens während der wärmeren Monate, den Menschen nicht günstig. Unterhalb des Flusses sieht man eine noch gut erhaltene Brücke mit fünf großen und drei kleinen Bogen auf trockenem Boden, weil das Wasser einen anderen Weg genommen hat. Sie führt den Namen Besch-Gös-Körpi (Köpri), d. h. Fünf-Quellen-Brücke, denn Gös wird hier nicht in der Bedeutung von Auge, sondern von hellem Quellwasser gebraucht.

In aller Frühe des 6. Juni setzten wir in nordöstlicher Richtung unsere Reise nach dem sieben Stunden entfernten Hauptorte Schirwans fort. Des erweichten Bodens halber zogen wir vor, wenigstens im Anfange zu reiten. Der Weg führte schon nach einer Stunde in einer Schlangenform auf das Gebirge. Dieses, welches ich mit dem Namen der schirwan'schen Vorhöhen belege, besitzt nur an wenigen Stellen zu Tage kommende Felsen, die dann aus zur Molasse gehörigem Sandsteine bestehen, und ist im Allgemeinen von einer fruchtbaren, fetten Erde bedeckt, die einem üppigen Pflanzenwuchse in hohem Grade günstig ist. Bäume sah ich nirgends und selbst von Sträuchern erschienen nur in einzelnen Exemplaren Hundsrosen, Brombeersträucher und der Gerbersumach. Desto reicher und mannigfaltiger war aber die Kräuterflor, die allenthalben die prächtigsten Matten,



auf denen aber auch 4—6 Fuß hohe Skabiosen, Doldenträger u. s. w. nicht selten waren, hervorrief. Einzelne, mehr ebene Stellen waren auch zu Getreidefeldern benutzt, und auf ihnen sah ich nur Grannenweizen.

Ueber zwei Stunden hatten wir gebraucht, um die Höhe des mit zahlreichen und vielfach gewundenen Thälern versehenen Gebirges zu ersteigen. Der Posthalter hat hier eine Remise erbaut, um in ihr bei schlechterem Wetter frische Pferde bereit zu halten. Es wurde wiederum ein Wagen angespannt, auf dem wir die andere Hälfte des Weges glücklich zurücklegten. Der Rücken der schirwanischen Höhen ist, wie sein südlicher und nördlicher Abfall, wellenförmig, der letztere ist aber, da er sich in einer Hochebene, die zwischen ihm und dem eigentlichen Kaukasus sich hinzieht, verliert, weit unbedeutender als der erstere.

Zahlreich begegneten uns dem hohen Gebirge zueilende Wander-Tataren. Vornweg gingen die Schafsheerden, von den älteren Knaben und einem älteren Manne getrieben, dann kamen die Lastthiere mit den Geräthschaften der Zelte und den sonstigen Utensilien, denen die Frauen mit den Kindern, die sich noch nicht selbstständig fortbewegen konnten, folgten. Um die Taille herum hatten die Mütter sich ein Tuch gebunden und zwischen diesem und dem Rücken saßen die Säuglinge, so daß sich diese kaum zu bewegen vermochten. An diese unbequeme Lage gewöhnt, verhielten sich die Kinder ruhig, und von den dreißig, die mir auf diese Weise an ihre Mutter befestigt begegneten, gab auch nicht ein Einziges durch Schreien seinen Unwillen zu erkennen. Wie ganz anders würden sich unsere leider oft schon in frühester Jugend verwöhnten Kinder gebärden, wo man zum Theil den Eigensinn und sonstige Ungezogenheiten für eine natürliche, bei allen Kindern vorkommende Erscheinung hält! Bei uns wird der Säugling getragen und gewiegt, wenn er nur eine weinerliche Miene annimmt, während er im Oriente ohne Schonung auf die feuchte Erde gelegt wird und sich



selbst überlassen bleibt. Auf meiner ganzen Reise im Oriente war im Allgemeinen ein schreiendes Kind eine seltene Erscheinung, so gewöhnlich sie auch bei uns ist. Kinder von anderthalb Jahren saßen mit ihrem Vater auf dem Pferde und hatten den Zügel in der Hand. Hinter der Familie folgte endlich das größere Rindvieh.

Die hiesigen Tataren unterscheiden sich wesentlich von den bis jetzt beschriebenen und gehören keineswegs zu den Turkstämmen, obgleich sie vorherrschend Sunniten sind. Hinsichtlich der Konstitution und der Physiognomie nähern sie sich den Persern, mit denen sie vielleicht gleichen Ursprung haben. Wie diese sind sie, und namentlich gilt dieses von den Frauen, schlank und wohlgefällig gebaut. Der längliche Kopf sitzt auf einem Schwanenhalse und hat ein blaßes, mehr gelbliches Gesicht, welches durch die länglichen, schwarzen Augen und Brauen ein eigenthümliches Ansehen erhält. Bei einigen Männern schien es mir selbst, als wenn die Augen sich nach Innen ein wenig abwärts neigten und sich deshalb den geschlitzten der Ostasiaten näherten. Der Blick ist ruhig und sanft, die Stirn, besonders bei den Männern, hoch, gewölbt und fast hervorragend. Die Nase erscheint eher klein, als mittelmäßig und verläuft gerade, eine geringere oder größere Einbiegung an der Wurzel ist aber stets vorhanden. Die Backenknochen sind zwar erhabener als bei uns, erscheinen aber nichtsdestoweniger im Gesichte abgerundet. Der Mund besitzt eine mittelmäßige Größe, während das Kinn wenig hervorragt.

Wir kamen schon zeitig in Schemachi (Schamachi), was die Russen Schemacha nennen, an und fanden für einen Silberrubel täglich in dem dortigen Karawansarai, welches dem seiner schlechten Pferde halber schon genannten Posthalter gehörte, ein leeres Zimmer von kaum 12—15 Fuß im Durchmesser. Die Fenster waren zum Theil zerbrochen und nur nach langem Fragen erhielt ich ein Schloß, um die schlechte Thüre wenigstens verschließen zu können, eine Art



hölzerner Pritsche, einen dreibeinigen, aber viereckigen kleinen Tisch und einen hölzernen Stuhl, beide letztere in ihrer Naturfarbe. Was für ein Zimmer erhält man dagegen in Berlin, selbst in den theuersten Gasthöfen unter den Linden, für einen Silberrubel, der doch im Durchschnitte 32 oder 33 unserer Neugroschen entspricht. In gleichem Preise waren die Speisen, obgleich Fleisch und Brod weit wohlfeiler als bei uns sind. Wie schon früher gesagt, so sieht in ganz Kaukasien der Preis der dem Leben so nothwendigen Bedürfnisse in keinem Verhältnisse zu den Naturalien und Produkten des Landes. Zum Glück fand ich später bei dem Schulinspector Kuhn eine bessere und freundlichere Aufnahme, die mir um so angenehmer war, als mein gefälliger Wirth 15 Jahre lang Nordafrika, Vorderasien und Ostindien in der Eigenschaft eines Dolmetschers bereist hatte und nicht weniger als 13 Sprachen verstand. Man sagt uns Deutschen häufig nach, daß wir das Erlernen fremder Sprachen schwerer als alle andere Nationen finden, aber gewiß ist dieses eine falsche Behauptung, die ihren Grund in dem wenig oder gar nicht praktischen Wesen der Deutschen hat. Der Deutsche beschäftigt sich mit fremden Sprachen zwar sehr viel und erforscht den Geist derselben oft früher, als er im Stande ist, sich sprechend einigermaßen fertig zu bewegen. Er will Alles, auch die Sprache, gründlich treiben, bleibt aber über der Gründlichkeit gewöhnlich auf dem Grunde sitzen. Leider verfolgt man in unseren Schulen und namentlich in den Gymnasien zum großen Theil noch veraltete, gar nicht mehr in unsere Zeit passende Methoden, und die Lehrer, die oft nur ihre todten Sprachen und keine der neueren, die doch mit dem Leben des Volkes fortwachsen und sich bilden, erlernt haben, sind von den ersteren befangen, weil sie die anderen eben gar nicht kennen. Mir sind Gymnasiallehrer bekannt, die ein gutes Griechisch und Lateinisch schreiben, mit dem Baue der deutschen Perioden aber völlig unbekannt sind. Die Philologen rühmen an den

Griechen, daß sie sich aus sich selbst gebildet und es zu einer solchen Höhe gebracht haben, verwerfen aber bei unserer Jugend die vollsthümliche Entwicklung.

Schemachi war die Residenz der „Schirwanschahs“, wie die früheren Herren von Schirwan genannt wurden, und ist auch jetzt zur Hauptstadt des seit Baron Hahns neuer Eintheilung Transkaukasiens entstandenen Gouvernements Kaspien oder der kaspischen Provinz bestimmt worden. Die Stadt ist demnach Sitz der Regierung, der zu meiner Zeit der General Iwanoff vorstand, und besitzt ein großes Personal von Beamten, unter denen sich bei meiner Anwesenheit viele Deutsche vorfanden, so daß die Stadt, wenigstens hinsichtlich der Beamtenwelt, mehr einer deutschen als einer russischen gleich. Sie ist, wie sie jetzt dasteht, erst seit wenigen Jahrzehenden entstanden, denn im Verlaufe der früheren Zeit wurde sie mehrfachen Zerstörungen preisgegeben. Allenthalben, und besonders im Westen der Stadt, sieht man noch zahlreiche Steinhaufen, die Ueberbleibsel der früheren Wohnungen, aber auch außerdem sind Ruinen von größeren Gebäuden und Brücken nicht selten.

Schemachi liegt keineswegs in einer Ebene, sondern zieht sich an einer allmählig aufsteigenden Fläche aufwärts. Diese wird von den oben näher bestimmten schirwanschen Vorhöhen durch einen Bach geschieden und bildet eigentlich ein hügeliges Hochland, das zwar durch einzelne schroffe, aber unbedeutende Berge unterbrochen wird, sich aber in Form einer aufsteigenden Ebene nordwärts dem eigentlichen Gebirgszuge des Kaukasus anlagert. Da das heutige Schemachi größtentheils erst unter russischer Herrschaft entstanden ist, so hat es auch in Betreff seiner breiten Straßen ein vorherrschend russisches Ansehen erhalten. Die Häuser sind aber von Stein erbaut und besitzen mit Ausnahme der meisten Krongebäude flache oder terrassenförmige Dächer, wie sie von nun an in ganz Kaspien vorherrschend erscheinen. Innerhalb der Stadt herrscht mehr Ordnung, als selbst in



Tiflis; die Straßen haben Namen und die Häuser sind numerirt. Auch erfreut sich die Stadt einer Straßenbeleuchtung, die mir selbst vorzüglicher, als ich sie in Tiflis gesehen, erschien.

Schemachi erholt sich jetzt allmählig als Gouvernements-Stadt aus seinem Verfall, und schon zählt es über 3,000 Häuser und 18,500 Einwohner. Außer zwei Basaren sind noch drei Karawansarai's vorhanden, und auf den ersteren und sonst finden sich 654 Verkaufsläden vor. Die Industrie der gemischten, besonders aber der mohammedanischen Bevölkerung ist in Schemachi, für eine orientalische Stadt, gar nicht unbedeutend und selbst weit größer als in Tiflis. Berühmt sind die Seidenfärbereien und noch mehr die Seidenwebereien, und neben gewöhnlichen Seidenzeugen, die den ostindischen Stoffen der Art entsprechen, werden in Schemachi auch kostbare Gewänder gefertigt. Namentlich bereitet man jetzt daselbst das unter dem Namen Termalama durch ganz Asien und Rußland bekannte schwere Seidenzeug, welches, ursprünglich aus Ghilan in Persien stammend, sich nicht weniger durch seine Farbenpracht als durch ausgeführte Zeichnungen, die zum Theil an die ächten Kaschmir-Shawls erinnern, auszeichnet und deshalb allgemein beliebt ist. In der neuesten Zeit wird das Termalama auch in Moskau nachgemacht, dieses steht aber an innerem Gehalte weit nach. Die Zahl der Seiden-Fabriken in Schemachi ist mir nicht bekannt, aber die aller Werkstätten wurde mir zu 220 angegeben. Dazu sind dann noch 30 Gerbereien und 6 Ziegelbrennereien zu rechnen.

Durch die Anwesenheit der vielen Deutschen wurde mir der Aufenthalt in Schemachi sehr angenehm, und namentlich trugen der schon einmal rühmlichst genannte Baron von Turnau, die Familie des General Nielsen und der Baron von Engelhardt viel dazu bei, mich mit der Stadt und der ganzen Umgebung vertraut zu machen. Aber auch im Allgemeinen versäume ich nicht, allen Behörden in Schemachi



durch ihre nicht genug anzuerkennende Bereitwilligkeit, mich in meinen Untersuchungen zu unterstützen, hiermit meinen Dank auszusprechen. Während meines zweimaligen Aufenthaltes standen mir zu jeder Zeit Führer und Pferde bereit und nirgends auf der ganzen Reise, außer in Baku, wurde meinen Wünschen so schnell und so pünktlich entsprochen, als in Schemachi.

In Begleitung eines mit den Vertlichkeiten vertrauten Jüsbaschi, worunter man hier Viertelsmeister versteht, besah ich mir eines Tages die interessantesten Sehenswürdigkeiten der Stadt, und so kamen wir von der Höhe der Stadt, wo die meisten Beamten ihre Wohnungen haben, zuerst nach einer zum großen Theil verfallenen Moschee, deren Wiederherstellung der Regierung am Herzen liegen sollte. Sie besteht aus zwei von einander völlig geschiedenen Theilen, von denen der südliche den größeren Raum einnimmt. Alle Moscheen in Kaspien bilden in der Regel längliche Vierecke mit flachen Dächern, aus denen sich backofenförmige Kuppeln erheben. Die Mauern sind in der Regel aus natürlichen, das Gewölbe der Kuppel hingegen aus gebrannten Steinen erbaut.

Nicht weit davon wurden mir zwei überbaute Grabstätten gezeigt, und die dabei befindlichen Inschriften sagten mir, daß unter der einen ein Sohn Radir = Schah's, und wahrscheinlich derselbe, den ich als Prätendent von Schirwan in der Geschichte von Karabagh erwähnt habe, begraben liegt. Die andere Grabstätte besteht aus einem Mausoleum, das einem Sefiden, Scheich = Ismail (?), gehören soll. Sollte dieses nicht Scheich Dschunaid, der dritte Nachkomme des Scheich Sefi von Ardebil, der 1458 bei Schemachi blieb, sein?

Nahe bei diesen Grabstätten sieht man die Trümmer der Ringmauer, die dereinst um das nun ganz verfallene Schloß der Schirwan = Schahs führte, und noch weiter unten, aber nach Osten steht wiederum ein moscheenartiges Gebäude,



welches einem türkischen Padischah (?), Karad mit Namen, zur Wohnung gedient haben soll. Leider verschwinden aber diese interessanten Reste von Jahr zu Jahr mehr, da man die schönen Bausteine zu anderen Gebäuden verwendet. Es ist zu bedauern, daß die russische Regierung den Denkmälern der Vorzeit so wenig Aufmerksamkeit widmet und im Gegentheil geflissentlich zu ihrer gänzlichen Zerstörung beiträgt. Freunde erzählten mir, daß besonders Militärbeamte mit einem wahren Vandalismus die schönsten Zeugen der Vorzeit vernichten und schonungslos prächtige Sarkophage und andere Kunstgegenstände einer Gegend, die wir in dieser Hinsicht fast gar nicht kennen, zu allerhand oft nichtsagenden Bauten verwenden.

Von hier aus führte uns der Hundertmann, denn dieses bedeutet Jüsbaschi (eigentlich Haupt von Hundert) wörtlich, mitten durch die breiten Straßen der Stadt nach einer alten ehrwürdigen Moschee. Diese bildet ein genaues Viereck und besitzt vier Kuppeln, die alle noch in gutem Stande sind, so daß die russische Regierung das Gotteshaus wieder zum Gebrauche herstellen lassen will. Bei allen Mohammedanern, besonders aber bei den Schiiten, steht die Moschee in dem Rufe einer besonderen Heiligkeit, weil in einem angrenzenden Gebäude sich das Grabmahl eines Imam-Sade, d. h. eines Nachkommen Ali's, befindet. Eine Menge Rechtgläubiger kommen aus der Nähe und Ferne hierher, um an heiliger Stätte ihre Andacht zu verrichten. Ein ehrwürdiger Priestergreis war selbst erschienen, um mich in dem zwar weitläufigen, aber durch keinerlei Kunstgegenstände ausgezeichneten Gebäude herumzuführen.

Von dieser Moschee stiegen wir bis zu dem unten im Thale fließenden Bache hinab und erfreuten uns an den hier befindlichen Obstgärten. Trümmer einer einst festen Brücke waren noch auf beiden Seiten bemerkbar; jetzt ist man gezwungen, auf einem schmalen Stege auf die andere Seite zu gehen. Jenseits des Baches befinden sich auf der

ersten Erhöhung die Mausoleen der letzten Herrscher, und Inschriften zeigen deren Geburt, ihre Regierung und den Tag ihres Todes an. Sie waren sämmtlich ohne besondern Werth.

Von hier begleitete mich der Züsbaschi wiederum zur Stadt zurück und zeigte mir endlich die noch jetzt im Gebrauche stehende Moschee. Wie die übrigen Moscheen im Osten des kaukasischen Isthmus, ist auch diese einfach, erscheint aber eben so wenig, wie die meisten anderen, in einem wohlgefälligen Style. Sie ist 65 Schritt lang und 19 Schritt breit und besitzt hinter einander liegend fünf ungleiche Kuppeln. Wie man auf gleiche Weise es außerdem sieht, so ist auch hier ein ummauerter Vorhof mit einem Brunnen und den unbedeutenden zellenartigen Wohnungen für die Priester vorhanden.

Zulezt besahen wir uns die Marktstraßen und fanden in ihnen die gewöhnlichen, beim Volke gebräuchlichen Waaren. Ich nenne die dem Pflanzenreiche entnommenen in dem tatarischen Dialekte, wie er durch ganz Schirwan gesprochen wird:

Mandeln	Badem.
Ayrikosen	Jerik.
Feigen	Judschir.
Kleine Pflaumen	Mutsche.
Zwetschen	Jew = Mü.
Datteln	Kurma.
Kastanie	Schabalut.
Wallnuß	Koß.
Bohnen	Lobi.
Saubohnen	Bakla.
Weinrebe	Dahenkf.
Weinblätter, die man zum Einwickeln von Fleischlö- schen, Reis u. benutzt	Dahenk = Japrach.
Rothe Rübe	Süleß.

Koriander	Riémisch.
Dill	Dschiwit.
Minze	Ranch.
Lange Zitterwurzel	Tschupitschin.
Schwarzkümmel	Karatschurek = Dtü.

Da der Inspektor der Kreisschule mich in seinem gastlichen Hause aufgenommen hatte, so wurde mir auch Gelegenheit geboten, mich von Neuem mit den Einrichtungen solcher Anstalten bekannt zu machen. Da ich bis jetzt noch keine Gelegenheit gefunden habe, über sie einige Worte zu sagen, so soll es jetzt geschehen. Wie sehr die russische Regierung bemüht ist, die materielle Bildung der Völker des weiten Reiches zu heben, habe ich schon rühmend erwähnt. Mit ungeheuren Kosten hat sie allenthalben Kreisschulen eingerichtet, aber leider ist der Mangel an guten und brauchbaren Lehrern sehr groß und wird noch lange ein Hemmschuh der Volksbildung bleiben. Die aus den Eingebornen selbst gebildeten Lehrer entsprechen keineswegs den Anforderungen, und so lange man nicht Leute wie Abowjan mit der Leitung von Seminarien, wo Lehrer gebildet werden müssen, beauftragt, wird man nicht die Früchte erhalten, welche man hofft. Die meisten Lehrer, welche ich überhaupt an Kreisschulen habe kennen lernen, waren nicht im Stande, einen einigermaßen verwickelten Satz logisch zu konstruiren, obgleich Logik und Sprachbildung unter den vorgeschriebenen Lehrfächern aufgeführt wurden.

Außer diesem Uebelstande und einigen schon früher gerügten Mißgriffen der Regierung bieten sich aber auch von Seiten der Bevölkerung Schwierigkeiten dar. Dem Orientalen geht in der Regel jedes Streben nach höherer Bildung ab; er lernt nichts, von dem er sich nicht Vortheile verspricht. Die Ausbildung als solche ist ihm ein Umding. Der Mohammedaner wird nun außerdem noch, wie ich schon im ersten Theile meiner Wanderungen näher auseinander gesetzt habe, in seinem Nichtsthun und in seiner Gleichgültigkeit

für die Ausbildung seines Geistes durch den Wahn bestärkt, daß er von Gott als Herr der Welt eingesetzt sei und deshalb auch nichts zu thun brauche. Wenn nun auch der intelligenterer Schiite dieser Ansicht im Allgemeinen huldigt, so haben Umstände und namentlich die Verfolgung von Seiten der Sunniten ihn doch schon eines Besseren belehrt. Der Christ, gleichviel ob der morgen- oder abendländischen Kirche oder dem gregorianischen Schisma angehörig, ist seit der Herrschaft des Islam zwar gezwungen, zu arbeiten, thut es aber nur irdischer Vortheile halber und nicht für die Ausbildung seines Geistes. Ohne ein höheres Bedürfniß in sich zu fühlen, schicken Armenier und noch weniger Grusier ihre Söhne in die Schule, aber kaum haben diese nothdürftig Lesen und Schreiben gelernt, so nehmen sie dieselben wiederum heraus, um sie in irgend einer Kanzlei als Schreiber unterzubringen. Ein solcher erhält monatlich schon 8—10 Silberrubel Gehalt. Alle Vorstellungen des Herrn Kuhn bei den Eltern, ihre Söhne den ganzen Schulkursus durchgehen zu lassen, waren umsonst, da diese als den ersten Grund ihrer Weigerung angaben, daß sie dadurch nur gezwungen wären, ihre Söhne noch einige Jahre länger zu ernähren, ohne sich dadurch später eines besonderen pekuniären Vortheiles zu erfreuen. Herr Kuhn hat es endlich bei den Behörden dahin gebracht, daß nur Schreiber angenommen werden sollen, welche den ganzen Schulkursus durchgemacht haben. Durch die Noth gezwungen, sind nun die Eltern vielleicht so verständig, ihre Kinder nicht zu früh aus der Schule zu nehmen. Zu meiner Zeit befanden sich in der letzten Schulklasse über 100, in der zweiten nur gegen 20, und in der ersten kaum 10 Schüler. Von diesen 130 Schülern waren wiederum 100 Armenier und nur 13 Tataren, während die anderen russischen Familien angehörten.

An einem freundlichen Morgen erschien auch der Kreis- hauptmann bei mir, um mich in der Umgegend herumzuführen. Wir besichtigten zuerst die Steinhausen der frü-



heren Stadt im Westen der jetzigen, aber außer diesen und Vertiefungen war nichts mehr zu unterscheiden. Wie jetzt bestanden wohl auch damals die Häuser zum großen Theil nur aus über einander gelegten Steinen und so erfreuten sich die Mauern keineswegs einer langen Dauer. Neppige Schierlingspflanzen, Springgurken, Scharfraut, Krummhals, der nach Burbaum genannte Ehrenpreis und verschiedene Lippenblüthler wucherten jetzt da, wo früher sich Menschen in engen Gassen bewegten.

West-west-nordwärts von der heutigen Stadt befinden sich zwei Bergrücken in der gewöhnlichen Richtung von Westen nach Osten und aus tertiärem Kalk bestehend. Eine enge, von einem rauschenden Bache durchflossene Schlucht trennt sie, die früher wahrscheinlich zusammenhingen, von einander. Auf dem entfernteren finden sich noch die Trümmer einer einst bedeutenden Burg vor, die man Kis-Kaleh, d. i. Mädchenburg, nennt, ein Name, über den ich mich schon früher (Band II., Seite 123) ausgesprochen habe. Von dieser Burg sind auf der südlichen Seite Thürme, welche durch eine besondere Mauer mit einander in Verbindung stehen, vorhanden, aber ebenfalls zum Theil eingefallen. Außerdem sieht man noch viele Steinhausen und eine Menge unterirdischer und gewölbter Räume. Der andere Bergrücken trug früher wahrscheinlich die in der Geschichte der Schirwan-Schahs so wichtige Burg Kala Gulistan, d. h. Burg Blumenheim. Ich sah auf ihm auch nicht mehr die geringsten Spuren, während frühere Reisende ihrer noch gedenken.

Mehr interessirte mich die Vegetation, die besonders auf der Nordseite aus allerhand Gesträuche, aus dem aber auch hie und da manns hohe Kräuter herausragten, bestand. Verschiedene Weißdorn- und Rosen-Arten, die gewöhnliche Mispel, die pfennigblättrige Zwergmispel, Schwarzdorn, Gerbersumach, Perückenstrauch, Christdorn, Kreuzdorn, Weißbuche, Stieleiche und Zelängerjelieber standen hier zum



Theil dicht beisammen. Reichlich war noch die Flor der im Winter wenigstens zum großen Theil vergänglichen Kräuter, und überall erschien der Boden bald mattenähnlich, bald steppenartig bedeckt. In Fülle sammelte ich ein. Vorherrschend waren die Schmetterlingsblüthler und von ihnen besonders Wickeln, Kronwickeln, Platterbsen, Klee-, Bockshorn- und Schneckenklee-Arten, alle von keiner besonderen Größe, aber desto gedrängter bei einander stehend, vertreten; aber neben ihnen kamen noch viele Gräser, als Crypsis- und Negilops-Arten, Liesch- und Waizen-Gräser, das große Flittergras, Trespen, Schwingel und Hafer, aber ebenfalls meist zweigiger Natur, vor. Von Lippenblüthlern sah ich in größeren Mengen nur Salbei- und Quendel-Arten, zu denen sich, mehr am Fuße des Berges stehend, die schöne *Eremostachys laciniata* Bunge gesellte. Aus der großen Familie der Zusammengesetztblüthler erschienen die Papierblumen, *Centaurea Crupina* L., Jurineen, Pippau, Habichtskraut, Skorzoner, Bocksbart, das Kreuzkraut der Felsen, und Mutterkraut am Häufigsten. Von Doldenträgern, die in der Regel aus den übrigen Kräutern hervorrugten, sind Kälberkern, Haftdolde, Koriander, die verschiedengeschlechtige Trinie, und Pastinakarten zu nennen. Von den übrigen Familien fanden sich nur einzelne Geschlechter als Repräsentanten vor, aber in der Regel erschienen die Arten in Menge, so *Bunias orientalis* L., einige Hederich-Arten, Mohn-Arten, Storch- und Reiher Schnabel, Wiesenraute, Lein-Arten, Horn- und Sternkräuter, Anäuelkraut, *Sedum*-Arten, Rapünzchen, kleine Labkräuter, Wollkerzen, Skrophelkräuter u. s. w.

Ehe ich die Beschreibung meiner Reise weiter verfolge, wird es gut sein, noch einige Worte über Kaspien und seine Einwohner zu sagen. Das Gouvernement wird hauptsächlich von Mohammedanern, und zwar weniger von Sunniten, als von Schiiten bewohnt. Die Anzahl der armenischen Christen ist gering und in den Provinzen Scheki, Schirwan und Karabagh sieht man noch die meisten; in Scheki



leben auch Grusier. Juden finden sich in den früheren Chanaten Scheki, Schirwan, Kuba und Derbend vor, und ebenso durchziehen Zigeuner in einer nicht zu bestimmenden Anzahl die ebenen Gegenden.

In der ersten Zeit der russischen Herrschaft bildeten die jetzigen sieben Kreise selbstständige Herrschaften (Chanate), die ihre besonderen Herrscher (Chane, in Schirwan früher Schirwan=Schah) hatten. Aber einer nach dem anderen von ihnen wurde aus seinen Besitzungen vertrieben, und Rußland setzte eben so viele besondere Regierungen, die alle dem Generalgouverneur in Tiflis untergeordnet waren, dafür ein. Seit Baron Hahn's Eintheilung hat man aus allen diesen Herrschaften Kreise gemacht, die ein besonderes Gouvernement, welches den Sitz in Schemachi hat, bilden. Einem Kreisrichter liegt, wie in Grussen, die Jurisdiktion ob, ein Kreishauptmann hingegen ist Chef der Polizei.

Ganz Kaspien besitzt über 500,000 Einwohner und von ihnen kommen

	Moham- medaner.	Arme- nier.	Juden.	Einwoh- ner.
1. auf Schirwan .	123,600	11,800	600	136,000
2. auf Karabagh .	92,000	12,000	—	104,000
3. auf Talysh .	34,170	130	—	34,300
4. auf Baku . .	30,400	600	—	31,000
5. auf Derbend .	26,500	700	300	27,500
6. auf Kuba . .	83,000	1,900	3,100	88,000
7. auf Scheki . .	74,000	17,170	830	92,000
	463,670	44,300	4,830	512,800

Die größte Anzahl dieser Bevölkerung erkennt außer dem Kaiser keinen Herrn über sich, aber die Geistlichen haben einen überwiegenden Einfluß. Doch gibt es auch Leibeigenschaft, wie man aus folgender Tabelle sieht, denn es hat:

	Geistliche.	Begs.	Kronbauern.	Begsbauern.
1. Schirwan . . .	215	224	18,000	2,400
2. Karabagh . . .	246	280	8,400	14,000
3. Talysh . . .	100	100	3,700	2,200
4. Baku . . .	76	35	4,700	—
5. Derbend . . .	77	16	900	4,200
6. Ruba . . .	210	175	10,400	1,700
7. Scheki . . .	100	54	13,000	2,400
Summa	1,024	884	59,100	26,900

Da ich im Besitze verschiedener Sterbelisten bin, die aber leider nicht die erforderliche Genauigkeit zu besitzen scheinen, so habe ich mir aus allen einen mittleren Maßstab herausgezogen. Nach diesem waren von 200 Menschen, die in einem Jahre gestorben sind:

15 männlichen, 13 weiblichen Geschlechts unter 1 Jahre.

6 " 9 " " vom 1. bis 2. "

7 " 6 " " bis zum 5. "

8 " 19 " " " 9. "

4 " 12 " " " 21. "

12 " 10 " " " 29. "

10 " 3 " " " 35. "

20 " 17 " " " 45. "

10 " 4 " " " 52. "

5 " 3 " " " 60. "

3 " 4 " " über 60 "

100 männlichen, 100 weiblichen Geschlechts.

Ein großer Theil der Einwohner führt, wie ich schon an einzelnen Stellen angedeutet, ein herumschweifendes Nomadenleben, und namentlich gilt dieses von denen in Schirwan, während die übrigen, mit Ausnahme der Stadtbewohner, zwar festere Wohnsitze haben, aber doch auch im Sommer mit ihren Heerden in das Gebirge ziehen. Landwirtschaft wird aus dieser Ursache verhältnißmäßig nur



sehr wenig getrieben, und die Anzahl der ächten Landbauer beträgt nicht viel über 80,000. In dem Kreise von Baku hat man sich vorzugsweise mit der Bebauung des Bodens beschäftigt.

Im Jahre 1844 kostete:

1. in Schirwan	der Tschetwert	Waizen	$3\frac{1}{2}$,	Gerste	$2\frac{1}{5}$	S. R. *)
2. in Karabagh	=	=	=	$3\frac{1}{3}$,	=	$2\frac{1}{3}$ =
3. in Talysh	=	=	=	$3\frac{1}{3}$,	=	$2\frac{1}{5}$ =
4. in Baku	=	=	=	$2\frac{1}{2}$,	=	2 =
5. in Derbend	=	=	=	$3\frac{2}{3}$,	=	$1\frac{3}{4}$ =
6. in Kuba	=	=	=	$2\frac{1}{2}$,	=	1 =
7. in Scheki	=	=	=	3,	=	2 =

Nichtsdestoweniger herrscht in den sieben Städten Kaspiens, in denen sich zu gleicher Zeit auch die Kreisregierungen befinden, eine erfreuliche Gewerthätigkeit, die selbst größer ist, als die im ganzen russischen Gouvernement. Auch auf dem Lande findet man eine Betriebsamkeit, die wohl einst zu größeren Resultaten führen dürfte. Aber wiederum ist der Schiite vorherrschend thätig und der Armenier nur beschäftigt, die Produkte und Manufakturwaaren des erstern in den Handel zu bringen.

Die Seidenzucht erfreut sich besonders in Scheki und Kuba einer größern Aufmerksamkeit, und Fabriken verarbeiten vor Allem in Schemachi und Baku die Seide zu allerhand Stoffen, die ihrer Vorzüglichkeit wegen nicht allein nach Tiflis und den russischen Provinzen Transkaukasiens versührt werden, sondern selbst in Rußland Eingang finden. Auch in den Dörfern beschäftigen sich die Bewohner mit der Anfertigung von allerhand Zeugen, und zwar nicht allein aus Seide, sondern auch aus Wolle, Ziegen- und anderen Haaren. Die meisten Familien besitzen Webstühle, auf denen die Frauen mit gewandter Hand am Tage arbeiten. Diese

*) Der Tschetwert enthält fast $3\frac{1}{2}$ berliner Scheffel, der Silberrubel hingegen gilt 32 bis 33 Neugroschen.



bereiten aber nicht allein den Faden aus den Rohstoffen, sondern verstehen auch, diesem allerhand dauerhafte Farben zu geben. Namentlich haben die kaspischen Teppiche einen großen Ruf, stehen jedoch den berühmten persischen an Farbenpracht nach.

Die Bienenzucht ist in ganz Kaspien, besonders in den gebirgigen Gegenden, von Werth. Honig und Wachs hat man in solcher Menge, daß beide bei gehöriger Aufsicht und Unterstützung des Handels einen bedeutenden Ertrag liefern müßten, während er jetzt, da fast Alles nur im Lande verbraucht wird, von keinem Belange ist. Zum großen Theil sind es herrenlose Bienen, die sich Felsenspalten oder hohle Bäume zur Werkstätte erlesen haben, und das rasch zunehmende Material häuft sich oft in solcher Menge, daß die Bienen selbst gezwungen sind, die ihnen selbst keinen Raum mehr gestattenden Speicher zu verlassen und sich einen neuen Wohnort zu suchen. Der Honig bleibt unverdorben viele Jahre in seinem Verschuß, bis er zufällig aufgefunden wird, nimmt aber durch Verflüchtigung seiner wässrigen Theile allmählig eine solche Konsistenz an, daß man ihn unter dem Namen Steinhonig in die Städte bringt.

Vorherrschend treibt der Kaspien Viehzucht, und namentlich gilt dieses von den nomadistrenden Stämmen. Das Rindvieh ist zwar keineswegs ausgezeichnet, aber in der Regel doch dem grussischen vorzuziehen. Die Pferde stehen in Kaspien in einem besseren Rufe als in Grussen, und die karabaghischen werden weit in das Innere von Asien geführt. In großen Heerden (Tabunen) treibt der Besitzer seine Pferde im Winter und im Frühlinge auf die Steppe, im Sommer hingegen lebt er mit ihnen im Gebirge. Wenn alles übrige Vieh darbt und oft Hunger leiden muß, so erhalten die Pferde fortwährend neben der Weide mehr oder weniger Gerste. Dieses Getreide wird (neben der ägyptischen Hirse, die in den südlichen Ländern die Gerste ersetzt) in Asien fast ganz allein als Pferdesutter verwendet, und da



der Asiate schon das Roggenbrod nicht liebt, so hat er noch weniger an dem trockenen Gerstenbrode Gefallen.

Wenn ich schon da, wo ich über Grusien sprach, bemerkte, daß die Einnahmen noch keineswegs die Ausgaben decken, so ist dieses ebenfalls mit Kaspien der Fall. Nach einem mir zu Gebote stehenden Steuerregister entrichten die Kaspien (die Erhaltung der Post jedoch ausgeschlossen) jährlich:

	239,000 S.R. an Geld und	
	123,400 = an Naturerzeugnissen, zusammen also:	
	362,400 S.R.;	hiervon bezahlt

1. Schirwan:	85,000 S.R. an Geld,	22,000 S.R. an Naturerz.			
2. Karabagh:	48,000 = = =	18,000 = = =			
3. Talysch:	10,000 = = =	3,000 = = =			
4. Baku:	7,000 = = =	— = = =			
5. Derbend:	24,000 = = =	2,400 = = =			
6. Kuba:	16,000 = = =	34,000 = = =			
7. Scheki:	49,000 = = =	44,000 = = =			

Dazu kommen nun noch:

1. die Einnahmen aus den Domänen	. . .	13,000 S.R.			
2. = = = der Verpachtung der					
	Seidenzucht	. . .	4,500 =		
3. = = = durch die Fischereien		. . .	120,000 =		
4. = = = = Naphtha		. . .	75,500 =		
5. = = = = das Salz		. . .	25,000 =		

Also 600,000 Silberrubel jährlicher Einnahme zieht die russische Regierung aus der kaspischen Provinz.

Wenden wir uns nun zum Lande. Baron Hahn beabsichtigte, als er das kaspische Gouvernement gründete, weniger natürliche Gränzen, als daß er auf die vorherrschend mohammedanische Bevölkerung Rücksicht nahm. Kaspien, wie es jetzt ist, umfaßt den ganzen Küstenstrich von den kaspischen Engpässen (Derbend) bis südlich an die persische Gränze, westlich hingegen erstreckt es sich bis fast an den Einfluß des Alasan in den Kur und bis an eine Linie, die



nördlich vom Kaukasus und südlich vom Araxes auf die Vereinigung genannter Flüsse fällt. Dadurch, daß das Land innerhalb der äußersten Ausbreitungen des unteren Kaukasus (Karabagh), und der östliche Theil der großen Masan-Ebene (Schehi), mit Kaspien vereinigt wurden, sind die Gränzen Kaspiens sehr unnatürlich geworden. Nimmt man diese beiden westlichen Provinzen und die ursprünglich auch nicht dazu gehörige gebirgige Küste im Süden des Araxes (Talysh) hinweg, so erhält man die Gränzen des Landes, welches seit der Mitte des 6. Jahrhunderts den Namen Schirwan führte. Chosru Anuschirwan errichtete damit im Norden Persiens noch zu Lebzeiten seines Vaters Kobad eine Gränzmark und setzte daselbst einen Statthalter ein, der den Namen Schirwan-Schah erhielt.

Schirwan umfaßt in seiner eigentlichen Ausdehnung die ganze Ebene des vereinigten Kur-Araxes, das Gebirge Beschparmak, d. h. den östlichen Ausläufer des Kaukasus von den sogenannten albanischen Pässen am heutigen Schahdagh an, und endlich die Ebene jenseits desselben bis zum Sfamur und zu dem kaspischen Thore (Derbend), im engeren Sinne hingegen versteht man jetzt nur die zuerst genannte Ebene. Vor Anuschirwan führte der ganze Strich am kaspischen Meere, von Ardebil bis Derbend, den Namen Mughan oder Moghan, ein Name, der jetzt nur noch einer schlangenreichen Steppe südlich vom Kur-Araxes zukommt. Später wurde der südlich vom Kaukasus gelegene Theil auch zu Arran gerechnet und die Armenier nannten die Kur-Araxes-Ebene selbst Phaitak-Aran, d. h. Baum-Aran; das Land jenseits des Gebirges hingegen rechnet man mit den Russen hie und da zu Daghestan. Bei den griechischen und römischen Schriftstellern entspricht das Land der Albanier und Kaspiar so ziemlich dem heutigen Schirwan.

Die Schirwan-Schahs erhielten sich ein Jahrtausend in ihrer Macht; mit der Sefiden-Herrschaft in Persien aber verschwinden sie und mehre Herrscher treten als Chane oder

Sultane neben einander auf. Nur selten vereinigte ein solcher auf kurze Zeit wiederum alle Provinzen unter seinem Scepter. 1805 unterwarf sich der Herrscher von Schirwan, Mustafa-Chan, der aber fast nur auf seine Hauptstadt Schemachi beschränkt war, nominell dem Kaiser Alexander, aber erst 1813 wurde die Provinz förmlich von Persien abgetreten. 1820 floh Mustafa-Chan nach Persien und damit wurde Schirwan (im engeren Sinne) russische Provinz. Mit Ibrahim-Chan von Karabagh erhielt Mustafa-Chan im letzten persisch-russischen Kriege Erlaubniß zur Rückkehr. Er entsagte allen Ansprüchen auf sein früheres Besitzthum, erhielt aber dagegen eine jährliche Pension von 6,000 R. Noch lebt er auf einem seiner Dörfer am Kur und ist demnach nicht, wie ich auf meiner früheren Reise fälschlich benachrichtigt wurde, gestorben. Die Wittve Sarah Bejüm (s. die Beschreibung der vorigen Reise, Bd. II., S. 451) war nicht die Frau des Mustafa-Chan, sondern die des Chanes von Choi in Persien.

Endlich ergreife ich noch die Gelegenheit, hier einige Worte über die Fischereien im vereinigten Kur und Araxes zu sagen. In großem Maßstabe befinden sie sich bei Esalian. Die Regierung hatte sie früher an einen reichen Indier, der den Namen Hindoglu führt, verpachtet, aber dieser vermochte auf keine Weise den hohen Pacht zu zahlen. Dazu kam nun noch, daß die Perser ihm im Jahre 1826 alle Bauten und Geräthschaften zerstörten. Obwohl die Regierung dem Pächter eine nicht unbedeutende Entschädigung zukommen ließ, so war sie doch zuletzt gezwungen, ihn und den ganzen Fischfang sequestriren zu lassen. Die Einnahme beträgt in Allem 300,000 Silberrubel, da aber der dabei unvermeidliche Aufwand 180,000 Silberrubel in Anspruch nimmt, so bleibt der Regierung nur der oben angegebene Netto-Ertrag von 120,000 Silberrubel. In diesem Jahre (1847) soll der Fischfang von Neuem verpachtet werden.

In der Zeit, wo die Fische, vorzüglich aus verschiedenen

Sturio=Arten bestehend, aus dem kaspischen Meere den Kur aufwärts schwimmen, um in den dichten Rohrwäldern der sumpfigen Ufer zu laichen, baut man vor der bezeichneten Stelle eine Art Gitter quer durch den hier 6 — 700 Fuß breiten Fluß, damit die größeren Fische nicht weiter aufwärts schwimmen, die kleineren aber ungehindert ihre Reise fortsetzen können. Man zieht nun in einer Entfernung von 7 Fuß Laue quer über den Fluß und befestigt in den kurzen Zwischenräumen von 5 — 6 Viertel Fuß an ihnen scharfe Haken, die frei in das Wasser herunterhängen.

Sobald sich die Fische ein wenig an den Haken rügen, so schlagen sie um sich, und zwar um so mehr, je empfindlicher die erste Verwundung war. Aber gerade je heftiger sie sich wehren, um so tiefer dringt endlich der Haken ein, so daß der Fisch zuletzt sich umsonst bemüht, der Gefangenschaft zu entfliehen. Er bleibt am Haken hängen, bis die Fischer auf den Rähnen herbeirudern und ihn abnehmen. Der Andrang der Fische wird endlich so groß, daß oft kaum genug Leute vorhanden sind, um die gefangenen Fische abzunehmen, ja bisweilen nehmen die Fischer Stangen mit eisernen Haken und schlagen diese in die gleich einer Flöße dichtgedrängten Fische, um sie in den Kahn zu ziehen.

Aus diesen Fischen bereitet man vorzugsweise den Kaviar und die Hausenblase. Zu diesem Zwecke schneidet man die Weibchen am Bauche auf, nimmt den Rogen heraus, wirft diesen in ein Gefäß Wasser und reinigt ihn darin von dem anhängenden Fette und sonstigen unnöthigen Anhängseln. Dann thut man ihn in Salzwasser und läßt ihn so lange darin liegen, bis der Rogen von diesem durchzogen ist. Nun schöpft man ihn ab und preßt ihn in die dazu bereitstehenden Gefäße ein, um ihn endlich als Kaviar zu versenden. Die Masse des Rogens in einem Fische ist verschieden, beträgt aber nicht selten über 30 Pfund.

Von Weibchen und Männchen wird die Hausenblase oder

der Fischleim auf folgende Weise gewonnen. Man reißt die Bänder, welche die Eingeweide in ihrer Lage erhalten, los, reinigt sie vom Fette und trocknet sie, indem man sie auf einem Brette aufspannt, um sie dann als Fischleim, das Pud (35 leipziger Pfund) zu 3 Silberrubel, in den Handel zu bringen. Auf eine andere Weise wird hier kein Fischleim verfertigt, und ich bezweifle, ob von Ssalian aus viel zu uns in den Handel kommt. Er hat in dieser Blätterform nur einen sehr schwachen gelblichen Anstrich und löst sich in warmem Wasser schnell und fast ohne allen Rückstand auf.

Außerdem trocknet man auch den Rückenstrang und führt ihn unter dem Namen Besiga nach Rußland, wo er, den italienischen Makaroni's gleich, mit Butter gebraten, gern gegessen wird. Der übrige Fisch wird getrocknet, gesalzen oder geräuchert in den Handel gebracht. Oft, wie im Jahre 1844, werden so viel Fische gefangen, daß es an Händen fehlt, um sie zum Transport zuzubereiten, und zu Tausenden wirft man sie, nachdem man ihnen den Kogen und den Fischleim genommen, wiederum in den Fluß.

Sechstes Kapitel.

Baku und seine Feuer.

Am 10. Juni gegen Abend setzte ich meine Reise nach Baku und seinen berühmten Feuern fort, ging also östlich in das Thal des unbedeutenden, aber trotzdem breiten Flusses Pirisaghat hinab. Die Vegetation der Matten und der Steppen schien sich hier die Hand gereicht zu haben, denn von beiden sah ich Pflanzen mit schönen Blumen. Man erzählte mir, daß sich besonders im Frühjahr eine prächtige Zwiebelstor hier entfaltet, und vor Allem sollen dann Narzissen in ungeheurer Menge den Boden bedecken. Jetzt war von diesen keine Spur mehr vorhanden, aber die Milchsterne der Pyrenäen traten mir mit ihren hohen Blüthentrauben vielleicht eben so häufig entgegen. Jenseits des Flusses hat sich die deutsche Kolonie angesiedelt, von der ich schon oben gesprochen, befindet sich aber in einem traurigen Zustande. Einige Häuser standen zwar fertig da, trugen aber, wie die Menschen, welche sie bewohnten, schon den Keim eines baldigen Verfalles in sich. Andere waren, noch gar nicht vollendet, schon zur Ruine geworden, denn ihre Besitzer hatten die ungesunde Gegend wiederum verlassen oder wurden die Beute des Todes. Die meisten Kolonisten wohnten noch in denselben überdeckten Wagen, auf denen



sie aus ihrer Heimath hergekommen waren; ihre bleichen Kinder boten in ihrer zerrissenen Kleidung einen jammervollen Anblick dar. Wohin ich auch sah, trat mir das Elend in seiner unverhüllten Gestalt entgegen, und kein Weizenfeld oder sonst ein Anbau vaterländischer Kulturpflanzen deutete die Gegenwart betriebsamer Deutschen an. Die Steppenkräuter standen mit ihren Tausenden verschiedenfarbiger Blüten allenthalben noch in unversehrtter Pracht, denn auch das Vieh, welches die Kolonisten mit sich geführt, war zum großen Theil gefallen.

Von den 36 Familien, die im Jahre 1843 hier neue Wohnsitze erhielten, war nur noch die Hälfte vorhanden, denn das mörderische Klima, welches während der heißen Monate in dieser Niederung herrscht, hatte unter den neuen Ankömmlingen furchtbar gewüthet. Oft waren alle Glieder eines Hauses gestorben, und andere Familien, die weniger gelitten, hatten sich nach allen Gegenden zerstreut. Viele Kolonisten fand ich in Schemachi in Diensten, aber man klagte allgemein, besonders über die Mädchen, daß sie, ihren sonstigen Landsmänninnen keineswegs ähnlich, gar nicht arbeiten wollten, und sich mehr in planlosem Herumlaufen als in rascher Thätigkeit gefielen.

Die meisten der Kolonisten stammten aus den blühenden Dörfern an der Moloschna nördlich von der Krim und hatten, unzufrieden mit ihrer dortigen Lage, ihr gewisses Auskommen einer ungewissen Zukunft preisgegeben. Man hatte freilich den armen Leuten, da die Regierung, um Schemachi zu heben, eine Kolonie deutscher Landbebauer in der Nähe dieser Gouvernementsstadt wünschte, Wunderdinge von der Fruchtbarkeit der transkaukasischen Gauen erzählt, und die Thoren meinten deshalb in der That, daß dort die Natur alle Sorten von Früchten und Getreide von selbst und ohne alles Zuthun der Menschen hervorrufe. Feigen, Granaten und Weintrauben wachsen allerdings wild, verlangen aber doch eine gewisse Kultur, wenn sie benutzt werden sollen.

und der Mensch lebt auch nicht bloß von ihnen, sondern hat noch andere Bedürfnisse.

Zu dieser Enttäuschung gesellte sich noch die aus ihrer Heimath mitgebrachte Arbeitsfurcht, die, in Verbindung mit den kein Ende nehmenden Krankheiten, den Kolonisten zu einer ernststen Ansiedelung allen Muth nahm. Das Unglück hatte die Armen zu sehr gebeugt, um sich aus ihm herauszufinden. Die höheren Beamten in Schamachi, gleichviel ob deutschen oder russischen Stammes, unterstützten besonders die Kranken auf jegliche Weise, aber die allgemeine Entmuthigung hatte auch eine allgemeine Demoralisation hervorgerufen. Dazu kam nun noch die an und für sich gewitterschwüle Zeit, in der Schamil die Besatzung einer russischen Feste nach der andern über die Klinge springen ließ und die mohammedanischen Unterthanen jeden Augenblick den kaukasischen Helden erwarteten, um das ihnen so verhasste Joch der Russen abzuschütteln. Die Tataren jubelten laut über jedes Unglück, das die Russen traf, und riethen selbst den deutschen Kolonisten von jeder Bebauung des Bodens ab, denn Schamil würde bald hier sein, um allen Russen und denjenigen Deutschen, die mit ihnen gehalten, die Köpfe abzuschneiden.

Als ich in der Station Arab übernachtete, hatte draußen auf freiem Felde eine Mutter mit drei noch unerzogenen Kindern ihr Lager aufgeschlagen, um wenigstens in der Nähe von Kosaken vor nächtlichen Ueberfällen sicher zu sein. Sie kam aus dieser Kolonie und wollte wieder zurück an die heimathlichen Ufer der Moloschna, wo ihr Vater noch lebte und zwei Jahre früher mit Thränen im Auge ihr das letzte Geleite gegeben hatte. Ihr Mann und bald darauf ihr ältester, kaum erwachsener Sohn waren gestorben. Ein Stück Vieh ging nach dem anderen zu Grunde, und was übrig blieb, stahlen die umwohnenden Tataren in einer Zeit, wo sie selbst mit dem Tode rang. Eine Freundin, der ebenfalls Mann und Kind gestorben war, die sich aber noch



im Besitze eines Wagens und zweier Pferde befand, brachte die Unglückliche nach Tiflis, denn auch sie hoffte dort ein besseres Unterkommen zu finden. Ohne alles Geld, und nur mit wenig Brod und Käse versehen, hatten sie die weite Reise angetreten und waren demnach nicht einmal im Stande, das Fährgeld über den Kur zu zahlen. In Helenendorf hofften sie neue Unterstützung zu finden, um dann ihren Weg weiter fortzusetzen.

Behmüthigen Herzens fuhr ich nach kurzem Aufenthalte weiter. Der Virgaghat fließt in einem ziemlich breiten Thale, welches die wellenförmige Hochebene mit dem flachen Steppenlande des unteren Kur verbindet. Westlich von ihm verlaufen sich die äußersten Ausbreitungen des Kaukasus, und diese bilden, da sie eine unbedeutende Höhe besitzen, eigentlich nur ein wellenförmiges Plateau. Tertiäre Gesteine, als grünlich = grauer Mergelschiefer, fast allein aus Muscheln bestehender Kalk und feiner, aber sehr thonreicher Molassen = Sandstein sind es, die hier vorkommen. Nur der erstere wird an einzelnen Stellen von Gypslagern durchzogen und zeigt auf seiner Oberfläche nicht selten Pyriten, besitzt wohl auch hier und da einen Anflug von Schwefel. Ohne Zweifel schließt er in den tieferen Schichten auch Naphtha ein, denn abgesehen davon, daß er bisweilen einen stark bituminösen Geruch besitzt, ereignen sich in der ganzen Gegend nicht selten explodirende Eruptionen mit Feuererscheinungen und Ausgüssen von Schlamm und von mit Naphtha versehenen Salzwassers. Doch da ich später von einer solchen Eruption weitläufiger sprechen werde, so will ich jetzt nur auf deren Beschreibung hinweisen.

Während an anderen Stellen des kaukasischen Isthmus die Mergel = Formation sich keineswegs einer üppigen Fruchtbarkeit erfreut, so sind doch nichtsdestoweniger die letzten Ausbreitungen des Kaukasus im Osten, so wie die im Westen, insofern ihr Boden nicht zu sehr mit Salz getränkt ist, mit einer grünen Decke versehen, die einigermaßen denen



der fruchtbaren Steppen des Hochlandes ähnelt, aber doch wiederum ihre Eigenthümlichkeiten hat. Im Allgemeinen hält die Vegetation sich der gleich, wie ich sie in der Umgegend von Schemachi näher bezeichnet habe, denn fast dieselben Pflanzen kommen auch hier vor.

Die Entfernung bis zur Station Marasch beträgt fünf Meilen und der Weg führt auf der wellenförmigen Höhe, bald im lieblichen Thalgrunde, bald an Rändern sich dahinziehend, bis er, im Allgemeinen steigend, in einem von unbedeutenden Höhen umschlossenen Hochkessel endigt. Die Station selbst liegt inmitten der Ruinen einer alten Burg, deren viereckige Mauern und Thore noch ziemlich erhalten sind. Von dem Uebrigen wurde es mir nicht möglich herauszufinden, was in früherer Zeit die einzelnen Räume bedeutet haben. Der Theil, welcher jetzt von den hier stationirten Kosaken eingenommen wird und mit dem übrigen Hofe durch ein Thor in Verbindung steht, ist am Meisten erhalten. An den Mauern sieht man Spuren von Bildern, von denen es mir jedoch manchmal vorkam, als seien sie späteren Ursprungs. Gar nicht übel waren Dromedare und persische Führer, die wohl eine Karawane darstellen sollten, gezeichnet. Vor dem Eingange am Thore sieht man auch eine Inschrift in arabischen Buchstaben, aber neueren Ursprungs, denn sie ist noch vollkommen erhalten, während man zweien anderen, die unleserlich und zum großen Theil verwischt sind, das höhere Alter deutlich ansieht.

Außerhalb dieses burgartigen Raumes sieht man auch zahlreiche Trümmer, die alle auf die Existenz einer Stadt, die hier gestanden und durch Nadir-Schah ihre letzte Zerstörung erfahren hat, hindeuten. Mehre zeugen noch von dem früheren Glanze. Auch fand ich unterirdische Räume, ganz denen gleich, wie ich sie auf der Burg bei Schemachi angegeben habe, nur lagen sie nicht so tief unter der Oberfläche der Erde, waren auch nicht so geräumig.

Nicht weit von Marasch eröffnet sich ostwärts ein schlucht-

ähnlicher Grund, der auf der einen Seite durch fast senkrecht herabfallende Felsen eines weicheren Molassen-Sandsteins geschlossen wird. In diesen Sandstein hat man vor alter Zeit Wohnungen eingehauen, aber der Glaube der Eingebornen hält sie für ein Gotteshaus und nennt sie eine Medsched. Wahrscheinlich war es aber eine Art Lustschloß der einst in Marasy herrschenden Fürsten. Es liegt genau in der Mitte einer vielleicht 80 Fuß hohen Felsenwand und besteht nur aus zwei übereinander liegenden kleinen Gemächern, welche durch eine Treppe mit ziemlich hohen Stufen mit einander in Verbindung stehen. Hinter den Gemächern hat man noch andere unbedeutende Räume in den Felsen gehauen. Nicht weit davon sieht man auf derselben Seite der Schlucht auch andere zimmerartige Löcher im Felsen, und wahrscheinlich dienten diese ebenfalls früher den Menschen zur Wohnung.

Von Marasy aus nach der nächsten neun Stunden entfernten Station, die früher den Namen Glubokaja Balka, (d. i. tiefe Höhle) hatte, jetzt aber gewöhnlich nach der darüberführenden Brücke Nahî-Köpri genannt wird, führt der Weg fast nur auf dem Rücken eines sich ostwärts hinziehenden Höhenzuges. Gegen das Ende desselben nimmt die Vegetation allmählig ab, denn der Boden erscheint von nun an mit viel Salz versetzt; die bunten Mergel treten auch mehr als früher zu Tage, Koch- und Bittersalz nach außen absetzend. Es stellte sich allmählig eine Flora heraus, wie man sie nur an den Meeresgestaden findet. Eine zusammenhängende Pflanzendecke sieht man nirgends mehr und auch die Mannigfaltigkeit der Arten nimmt ab, diese selbst aber erscheinen mehr gesellig. Von ihnen macht nur die ährentragende Statice mit ihren lilafarbigem Blütenähren einen freudigen Eindruck, aber ihre buchtigen Blätter besitzen ebenfalls nicht mehr die schöne grüne Farbe, wie sie die Kräuter der Matten und Wiesen darbieten. Selbst die Harmale, mit blauweißlichen Blüten reichlich



besezt, hat ein bleiches Grün, während die niedrigen *Ver-*
mutharten meergrün erscheinen. Meldenblüthler herrschen
 vor, aber nicht immer sind bei ihnen die Blätter in eine
 Fläche ausgedehnt, sondern von einer fleischigen Konsistenz
 haben sie auch ein stielrundes Ansehen und eine braunröth-
 liche oder grüngelbliche Farbe. Auch die Mutterpflanze
 unseres *Spinates* in kurzen, keineswegs unseren üppigen
 Gartenpflanzen entsprechenden Exemplaren, die *Pistillpflanze*
 mit stacheligen Früchten dicht besezt, wuchs hier, wie in der
 ganzen großen Ebene des *Kur*, in großer Menge. Ohne
 Zweifel ist der Osten des kaukasischen Isthmus das Vater-
 land unseres allgemein beliebten *Spinates*, der bis jetzt, so
 viel mir bekannt, noch nirgends als ursprünglich wildwachsend
 angegeben worden ist. Der *Raspier* kennt ihn aber keines-
 wegs als Gemüse; in dieser Form möchte die Pflanze auch,
 ihrer härtlichen Blätter wegen, selbst einem orientalischen,
 an harte Pflanzenkost gewöhnten Magen schwerlich ange-
 nehm sein.

Auch diese ärmliche Flor war reich an kleinen *Bocks-*
horn- und *Schneckenflee-*Arten, neben denen ich von den
Schmetterlingsblüthlern nur eine *Wicke* und einen *Traganth*
 mit im Stern gestellten Früchten sah. Von den *Polypetalen*
 sammelte ich einen *Schwarzkümmel*, *Helianthemum niloti-*
cum Pers., einen *Senf*, eine *Malcolmia*, die feigenblättrige
Stodrose, den gewöhnlichen *Reiherschnabel*, *Torilis nodosa*
Gaertn., und *Bupleurum Gerardi Jacq.* Auch die *monope-*
talen Familien waren nur durch einzelne Repräsentanten:
 als Arten aus den Geschlechtern *Onosma*, *Rochelia*, *Veronica*
 (und zwar nur dem Untergeschlecht *Cochlidiospermum*
 angehörig), *Orobanche*, *Galium* und *Vaillantia* vertreten.
 Zahlreich erblickte ich die ährentragenden Gräser aus den
 Geschlechtern *Lolium*, *Hordeum*, *Triticum* und *Aegilops*,
 und selbst rispentragende nahmen außer den *Agrostis-*Arten,
 wie *Bromus distachyos L.*, *Br. commutatus Schrad.* und
Br. confertus M.B. die Gestalt einer Aehre an. Die ganze



Holzvegetation beschränkte sich auf *Tamarix tetrandra* Pall. und *Lycium ruthenicum* Murr.

Diese Ufer-Vegetation nahm zu und erschien selbst noch eintöniger, als wir wiederum abreisten und der sechs Stunden entfernten Station Arbat zufuhren. Die Gegend wurde mit jeder Minute trauriger. Wir befanden uns auf den letzten Ausbreitungen des Kaukasus, die hier kaum noch den Namen eines Höhenzuges verdienen, und fast nur aus salzreichem, aber unfruchtbarem Mergel, weniger aus muschelreichem, tertiärem Kalk bestehen. Ein unbedeutender Bach, der Dschingis-Tschai (Dschengi-Tschai russ.) genannt wird, floss mir zur Linken und sein jenseitiges Ufer bildet die südliche Gränze des aus den östlichen Ausläufern des Kaukasus bestehenden Gebirgslandes, welches deshalb den Namen Daghistan führt, und in welchem zum Theil die helle Kriegesflamme lodert.

Die Station Arbat liegt schon jenseits des Flusses und hat ein altes Karawansarai eingenommen, das sich durch seine obere Etage wesentlich von den steinernen Gebäuden dieser Art in Asien unterscheidet. Man findet in ganz Schirwan und den übrigen kaspischen Provinzen nicht selten solche Gebäude und es sagt uns die Geschichte, daß dieselben vorzugsweise aus der Sefiden-Herrschaft in Persien stammen. Diese Karawansarai's sind der Art, daß sie auch gegen einen etwaigen Angriff leicht vertheidigt werden können. Das terrassenförmige Dach war mit natürlichem Asphalt bedeckt; auf ihm erfreute ich mich einer weiten Umsicht und sah am späten Abend die Sonne sich hinter den allmählig an Höhe gewinnenden Bergen des Kaukasus verbergen, am frühen Morgen hingegen mit erneueter Purpurgluth aus den nahen Fluthen der Kaspisee wiederum auftauchen.

Eine traurige, fast aller Vegetation entblößte Wüste zog sich nordwärts dahin, wohin die Straße nach Ruba und Derbend führt, und nur vertrocknete Pflänzchen der Mauergerste und eben so winzige Aegilops- und Triticum-Arten



fand ich auf den weiten Strecken. Mehr interessirte mich die Beschaffenheit des wellenförmigen, mit unbedeutenden Kluppen versehenen Bodens. Tertiärer Kalk, von einer durch gut erhaltene Muscheln seltenen Schönheit, Molasse, gewöhnlich in Form eines feinen Sandsteins, und Mergel kommen auch hier gewöhnlich vor. Von diesen dreien war der letztere, häufig zu einer meist braunrothen oder graugrünlischen Erde verwittert, vorherrschend, aber seine schieferigen Schichten waren oft senkrecht in die Höhe gerichtet und hie und da durch dünne, kaum $\frac{1}{2}$ —1 Fuß mächtige Molassenlager unterbrochen; seltener wechselte ein blendend weißer Fasergyps in gleichen senkrechten und keineswegs mächtigen Schichten mit ihm ab. Auch Braunkohle, und zwar wiederum am Häufigsten in Form eines schwarzen, sehr zusammengedrückten Lignits, kommt mehr oder minder mächtig zwischen den Mergelschichten vor, eine Erscheinung, die demnach auf dem ganzen kaukasischen Isthmus sich zu wiederholen scheint, wo dieser tertiäre Mergelschiefer austritt. Endlich zeigte man mir denselben fetten, aber stets mergeligen Thon, von dem ich schon oben (Seite 172) gesprochen habe und der ebenfalls, wie in Jelisawetpol und auf Taman, anstatt der Seife benutzt wird.

Wir übernachteten in dem Karawansarai und fuhren, von zahlreichem Ungeziefer vertrieben, schon sehr früh am anderen Morgen (12. Juni) dem noch vier Meilen entfernten Baku zu. Ueber den Dschingis-Tschai zurückgegangen, kamen wir in eine schöne, nicht durch die geringste Erhöhung unterbrochene Ebene, die im Frühjahr, bevor die heiße Juni-Sonne ihren zerstörenden Einfluß geltend gemacht hat, mit allerhand niedrigen Steppenkräutern und vor Allem wohl mit lilienartigen Pflanzen reich besetzt sein mag. Hiermit befanden wir uns in der Provinz Baku. Die hier wohnhaften Tataren rühmen diese Fläche ebenfalls und nirgends in der ganzen großen Ebene des Ostens soll der Ertrag des Getreides so vielfältig als gerade hier sein.



Obgleich noch nicht die erste Hälfte des Juni verfloßen war, so beschäftigten sich doch schon die Einwohner mit der Aernthe. Man baut hier nur Grannenwaizen, dessen Aehren zwar klein sind und nicht viel Körner enthalten, aber an einer und derselben Pflanze desto häufiger erscheinen. Die Halme waren nur ein Paar Fuß hoch, so daß der Waizen hinsichtlich seiner Höhe unserer gewöhnlichen Gerste gleich.

Das Frühreifen des Getreides ist in diesen Gegenden, wo es weder Quellen noch Bäche gibt, eine Nothwendigkeit, denn sonst würden alle Pflanzen mit der Zeit, wo fast gar kein Regen mehr vom Himmel fällt und sich des Bodens eine kaum glaubliche Trockenheit bemächtigt, in wenig Tagen zu Grunde gehen müssen. Auch die Menschen würden in der wasserlosen Provinz von Baku, die sich als Halbinsel Apscheron in das kaspische Meer weit hineinzieht, nicht existiren können, wenn sie nicht selbst für den nöthigen Vorrath an Wasser in dieser Jahreszeit Sorge getragen hätten.

Zu diesem Zwecke werden auf freiem Felde großartige Cisternen angelegt, durch die man das vom Himmel fallende Regenwasser sammelt. Brunnen zu graben lohnt in der Regel deshalb nicht, weil das Wasser, welches gefunden wird, oft mit salzigen Gemengtheilen versehen ist. Die Cisternen, von denen eine sehr schöne sich auf dem Wege nach Baku befindet, sind auf folgende Weise eingerichtet. Man gräbt je nach dem Bedürfnisse schüsselartige Vertiefungen in den Boden, schlägt diesen selbst sehr fest und macht ihn nach einer Seite abschüssig. Eine unbedeutende Mauer Friedigt die Vertiefung ein. An der abschüssigen Stelle sind Löcher angebracht, und diese führen in das Innere eines großen, ausgemauerten, kellerartigen Raumes, in dem sich das Wasser sammelt. Eine Treppe geht von Außen in das Innere derselben, und obgleich eine Thüre sie verschließen könnte, so findet man diese doch zu jeder Zeit offen, so daß Jedermann, auch der Fremde, sich daselbst ungehindert eines kühlenden Trunkes erfreuen kann.



Noch einmal treten unbedeutende Höhen eines tertiären Kalkes auf und verlieren sich als das äußerste Ende des 200 Meilen langen Kaukasus dicht am Ufer des Meeres. Ueber sie hinweg erreichten wir bald das Ufer, auf dem Baku sich ausbreitete. Die Stadt bot in ihrer ächt morgenländischen Form, die kein abendländisches Gebäude bis jetzt unterbrochen hat, einen schönen Anblick dar, aber leider waren die grünlichen Fluthen, die dem Auge unabsehbar nach Osten sich dahinzogen, nicht so von Schiffen und Rähnen belebt, als man der Lage nach hätte vermuthen sollen. Einige kleine, einmastige Fahrzeuge hatten Anker geworfen, und wenige Rachen durchfurchten die Oberfläche des nur vom sanften Zephyre leicht bewegten Meeres.

Baku besitzt eine nicht unbedeutende, mit breiten Straßen versehene Vorstadt, die zum großen Theil dem Handel bestimmt zu sein scheint und fast nur einen zusammenhängenden Markt bildet. In einem Karawansarai derselben wollte ich meine Wohnung aufschlagen, und fuhr zu diesem Zwecke in den großen viereckigen Hof, der durch die ringsherumgehenden Gebäude eingeschlossen war. Bei uns liebt man eine Aussicht nach der Straße, und der Gasthof, dessen Zimmer ohne Ausnahme nur nach dem Hofe gingen, würde sich keines großen Besuches erfreuen. Im Oriente ist dieses anders, denn da würden unsere besten Gasthöfe einen Verstoß gegen die Etikette bilden. Der Orientale ist zwar im Allgemeinen noch neugieriger als der Occidentale, und will von Allem wissen, was in der Welt vorgeht, aber diese Neugierde beschränkt sich nur auf das öffentliche und keineswegs auf das häusliche Leben. Das letztere wird selbst auch bei einem Junggesellen im Oriente heimlich gehalten. Wenn das Verschließen der Frauen und Töchter den Grund in einer tiefer stehenden Moral hat, die das weibliche Geschlecht nur als Gegenstand der Wollust für den Mann betrachtet, so erklärt sich das Geheimhalten der übrigen häuslichen Verhältnisse, und besonders der Vermögensumstände, aus



dem unsicheren Besitze des Eigenthums. Der Orientale prahlt nicht mit seinen Reichthümern, denn er weiß, daß er dadurch nur die Habsucht der Beamten und Höhergestellten rege macht.

Auf allen vier Seiten des Hofraumes zog sich eine gegen 3—4 Fuß erhöhte und 7—8 Fuß breite Gallerie herum, durch die alle Zimmer mit einander in Verbindung standen. Die Zimmer waren klein, besaßen außer dem Eingange keine andere Oeffnung, durch die Licht hätte einfallen können, und boten, eine erhöhte Schlafstätte etwa ausgenommen, kein Möbel dar. Dem Orientalen dienen freilich die Teppiche als Möbel, und diese führt er auch auf Reisen mit sich, um sich ihrer allenthalben da, wo er ruhen will, zum Sitzen und Liegen zu bedienen. Innerhalb eines solchen Karawansarai's bekümmert sich kein Gast um den anderen, so sehr dieses auch außerhalb desselben geschieht. Man bekommt von einem Diener das große Anhängeschloß mit dem Schlüssel, und auch dieser hat um den Fremdling von nun an weiter keine Sorge. Ein oder mehrere Kebedschis (Barböcke) haben in der Nähe ihre Küche und bieten, da der Orientale, besonders auf Reisen, nur ißt, wenn er Hunger hat, und an eine bestimmte Eßzeit nicht gewöhnt ist, zu jeder Stunde Fleisch- und andere Speisen in beliebiger Auswahl und (wenn sie noch ächt asiatisch sind) zu außerordentlich billigen Preisen dar.

Mein Aufenthalt im Karawansarai war nur kurz, denn der Kreishauptmann forderte mich nicht umsonst auf, in seinem, obgleich sehr beschränkten, Hause meine Wohnung aufzuschlagen. Ich war anfangs Willens, nur zwei Tage in Batu zu bleiben, denn die Furcht vor dem Klima und besonders vor der mit jedem Tage steigenden Hitze trieb mich zur Eile in das Gebirge, aber die seltene Gastfreundschaft und die nicht genug anzuerkennende Bereitwilligkeit des Kreishauptmanns, mir in allen meinen Untersuchungen mit Rath und That beizustehen, hielten mich über acht Tage daselbst auf. Nir-



gends, selbst Schemachi nicht ausgenommen, wurde mir so viel Annehmliches geboten, als in Baku, und Herrn Paloschkoffsky verdanke ich außerdem wesentliche Aufschlüsse über alles Wichtige der Stadt und des ganzen Kreises.

Die von Masjudi zuerst in der Mitte des zehnten Jahrhunderts genannte, wahrscheinlich aber doch ältere Stadt liegt an der Südküste der Halbinsel Apscheron in der Mitte einer vorzüglich den Ost-, aber auch den Südwinden preisgegebenen Bucht. Des letzteren Umstandes halber leiten die Perser den Namen von „Bad“ (Wind) und „Kuh“ (Berg) ab. Unbedeutende Hügel des schon mehrmals erwähnten und bisweilen von Mergel unterbrochenen Kalkes begränzen hier das Meer, an deren Fuße und auf dem bis zum Wasser sich hinziehenden Flachlande sich die Stadt, von nicht bedeutendem Umfange und von zwei Ringmauern umgeben, ausgebreitet hat. Außerhalb der letzteren, sich nordostwärts auf der Fläche hinziehend, liegt die bereits erwähnte Vorstadt mit ihren breiten Straßen, die aber hier keineswegs auf einen sehr neuen Ursprung hindeuten.

Mit Einschluß der Vorstadt sind 1,543 Häuser, und unter diesen 23 kleinere Moscheen, eine armenische und eine russische Kirche, eine Schule, ein Zollhaus und eine Quarantaine vorhanden, werden aber nur von 9,000 Persern, wenigen Tataren und Armeniern bewohnt. Die Stadt und Festung ist zwar eng und winkelig erbaut und der unebene Boden trägt außerdem noch zur Unregelmäßigkeit der Straßen bei, aber, selbst Trebifond nicht ausgenommen, kenne ich im ganzen Oriente keine Stadt, die sich einer solchen Ordnung und Reinlichkeit erfreute, als Baku. Sind die Häuser auch keineswegs Paläste und entsprechen sie auch nicht denen, wie wir sie in größeren Städten bei uns verlangen, so bieten sie doch einen freundlichen Anblick dar und haben fast ohne Ausnahme außer dem Erdgeschosse noch ein Stockwerk. Schöne Terrassen bilden die Dächer, und da diese mit natürlichem Asphalt (Kir) bedeckt sind, so bieten sie auch



den Zimmern hinlänglichen Schutz gegen die hier häufig vorkommenden Plakregen, bei denen selbst Schloßen eine nicht ungewöhnliche Erscheinung sind.

Die Straßen sah ich ohne Ausnahme gepflastert und das Pflaster erschien in einem besseren Zustande, als ich es sonst in den Städten des Orientes gesehen. Man war hier auch keineswegs gezwungen, des Abends mit Laternen auszugehen, denn mit Naphtha gefüllte Lampen, in der Form den alten etruskischen ähnlich, brannten, sobald Dunkelheit einbrach, in den Straßen. Leider besteht aber der Basar, wie in der Regel immer im Oriente, aus sehr engen und nicht geraden Verkaufsstraßen. Mir schien es, als wenn in ihnen mehr dargeboten würde, als in Schemachi und anderen Orten Transkaukasiens, und namentlich sah ich außerordentlich viele englische Kattune und sonstige aus dem Occidente eingeführte Stoffe um einen Preis feilgeboten, der mich wahrhaft in Erstaunen setzte. Wenn man bedenkt, daß England seine Baumwolle erst weither bezieht, sie in einem Lande, wo alle Lebensmittel theuer sind, zu Zeugen verarbeitet und sie nun wiederum nach Ostindien schafft, um sie von da landeinwärts durch ganz Asien zu verbreiten, so kann man nicht begreifen, wie diese Waare, außerdem daß sie oft noch vorzüglicher ist, um die Hälfte wohlfeiler als die einheimischen oder gar russischen Fabrikate verkauft werden kann. Meiner Meinung nach waren die englischen Kattune in Baku nur wenig theurer als bei uns.

Man muß freilich bedenken, daß diese englischen Stoffe zwar einem sehr hohen Zolle unterworfen sind, ebendeshalb aber in großer Menge eingeschmuggelt werden. Die Frechheit, mit der dieses von Seiten der persischen Gränzbewohner geschieht, geht ins Unglaubliche, und ich habe wohl nicht nöthig, darüber neue Beweise beizubringen, da ich schon an anderen Stellen darüber gesprochen habe und ein Reisender die Sache in der Bei-



lage zur Augsburger allgemeinen Zeitung (im November 1846) weitläufig behandelt hat.

Ich habe hier ein Verzeichniß der gewöhnlichsten Verkaufsgegenstände aus dem Pflanzen- und Mineralreiche, und zwar zum Theil in den beiden hier herrschenden Sprachen, der tatarischen und persischen, angefertigt und theile es demnach mit. In der Regel hat sich eine Benennung für beide Sprachen geltend gemacht.

Deutsch:	Tatarisch:	Persisch:
Alhanna *)	China	China.
Alaun	Kwaszi	Satschi = Seßid (weißer Stein).
Blauer Vitriol	Göktasch (blauer Stein)	Sengf = Kawut.
Grüner Vitriol	Karasek	Satschi = Ssija (schwarzer Stein).
Naphtha	Nest	Nest.
Schwefel	Künjürt (Kükürt)	Sertetschüweh.
Gilbwurz	Emperr	Emperr.
Ingwer	Sentschessill	Sentschessill.
Galläpfel	Masü	Masü.
Rothes } Sandel-	Bagam	Bagam.
Weißes } Holz	Sentel	Sentel.
Pfeffer	Piperr	Stiott.
Kaffee	Kaweh	Kaweh.
Zucker	Kand	Kand.
Manna	Schekür	Schekür.
Kandiszucker	Nabad	Nabad.
Sternanis	Badian	Badian.
Fenchel	Bifh	Rasianneh.
Muskatnuß	Dschewis	Dschewis.

*) Alhanna oder Alhenna färbt nur roth, aber mit Zusatz eines andern pflanzlichen Pulvers, Kengf, gebraucht man sie zum Schwarzfärben.

Deutsch:	Tatarisch:	Persisch:
Gewürznelken	Michait	Michait.
Ein mit Kalk vermischtes, gegen Ausschlag gebrachtes Pulver	Sirnakh	Sirnakh.
Feuerschwamm aus Holz, in Venkoran verfertigt	Kau	Kau.
Wallnuß	Gofß	Kiterkenn.
Haselnuß	Funduk	Funduk.
Gelbe Pflaumen	Gaw=Alu	Gaw=Alu.
Zwetschen	Kara=Alu	Kara=Alu.
Aprikosen	Kaisi	Kaisi.
Weintrauben	Kischmisch	Kischmisch.
Pistazien	Busteh	Busteh.
Datteln	Churma	Churma.
Mandeln	Badam	Badam.
Sumachbeeren	Sfumach	Sfumach.
Dill	Schuit	Schuit.
Koriander	Keschnisch	Keschnisch.
Gurken	Chijar.	Chijar.

Dicht am Meere befindet sich ein zwar nicht sehr hoher, aber um desto umfangreicher Thurm, den man ohne Zweifel als eine Art Citadelle betrachten kann. Wahrscheinlich ist er es, von dem es in der Geschichte heißt, daß, nachdem die ganze Stadt in die Hände der Mongolen gefallen, nur noch die Festung widerstanden habe. Er beherrscht den Hafen und mag es früher noch mehr gethan haben, als die Fluthen des Meeres einen Theil seiner Mauern umspülten. Er ist demnach auch ein lebendiges Zeugniß, daß die Wassermengen des kaspischen Meeres abnehmen. Diese Abnahme geschieht wenigstens auf der Westseite so schnell, daß eine Menge Orte der Küste, die früher dicht am Meere lagen, sich jetzt in größerer oder geringerer Entfernung von dem-

selben befinden. Reisende aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts erzählen uns, daß das Wasser die Mauern der Stadt bespült habe, und jetzt liegt ein nicht unbedeutender Uferrand dazwischen. Dieselben Reisenden lassen sich aber auch berichten, daß das Wasser früher nicht so weit landeinwärts gegangen, und deshalb bis dahin zugenommen habe.

Der Thurm führt wiederum den Namen der Mädchenveste, Kiskala, und hat eine rundliche Form. Seine Mauern besitzen einen Querdurchmesser, den ich kaum auf $2\frac{1}{2}$ Mal umspannen konnte und ihre Dicke mag daher nicht weniger als gegen 14 Fuß betragen. Der Raum, den sie einschließen, ist nicht unbedeutend, und nach meiner jetzigen Schätzung — leider habe ich es vergessen, ihn bei meiner Anwesenheit zu messen — mag er einen Durchmesser von 20—25 Fuß besitzen. Die Treppe ist an der Seite angebracht und gegen die Sitte des Orientes breit und bequem, so daß selbst Frauen sie mit Leichtigkeit ersteigen können. Bis auf die Terrasse zählte ich 116 Stufen. Nach Osten besitzt der Thurm eine Art breiter Brustwehr, die aber innere Räume einschließt und vereinst zum Gefängniß gedient haben mag.

Von der Terrasse des Thurmes erfreut man sich einer wunderschönen Aussicht, und so weit das Auge nur schauen kann, blickt es auf dem Spiegel der damals wenig bewegten See dahin. Für das ganze Jahr beträgt die Totalsumme der Schiffe, welche einlaufen, nicht mehr als 220—230. Die Einfuhr wurde mir jährlich zu 230,000 Pud (circa 77,000 Centner), die Ausfuhr hingegen zu 180,000 Pud (62,000 Centner) angegeben. Die Einfuhr aus Rußland hat einen Werth von 380,000, aus Persien hingegen von 400,000 Silberrubeln, während die Ausfuhr nach dem erstern nur 44,000 (?), nach dem letztern hingegen 230,000 Silberrubel betragen soll. Sollten diese aus officiellen Berichten geschöpften Angaben richtig sein, so ließe sich das Mißverhältniß in der Ein- und Ausfuhr nur dadurch erklären, daß rohe Stoffe vorzugsweise aus-, verarbeitete hingegen

(besonders aus Rußland) eingeführt werden. Aus Rußland werden Metall-, vor Allem Eisenwaaren, Zucker und Thee gebracht, während Reis, Baumwolle, Galläpfel, Albanna, Teppiche u. s. w. dahin abgehen. Persien liefert ein eigenthümliches Wollzeug, Met genannt, Seidenstoffe, englische Kattune, Teppiche, Galläpfel u. s. w., während es vorzüglich Naphtha, Eisen- und Stahl-Waaren, Thee u. s. w. erhält.

Von der Höhe des Thurmes zeigte man mir, eine Viertelstunde entfernt, aber noch im Bereiche des Hafens, ein weitläufiges Gebäude mitten im Wasser, und vermittelst eines guten Glases erschaute ich thurmähnliche Formen und eine Terrasse, die das Dach des genannten Gebäudes darstellte. Es erreichte keineswegs die Oberfläche des Wassers, soll aber bisweilen über diese heraustraten. Meine Begleiter erzählten mir, daß hier vor alter Zeit ein Karawansarai gestanden habe, und glaubten deshalb, daß die Wassermengen zugenommen hätten, wahrscheinlicher ist es mir jedoch, daß der Boden eingesunken ist. Der ganze Uferrand enthält, wie ich später noch weitläufiger besprechen werde, in seinem Inneren viel Naphtha. Nachdem aus dem Boden, auf dem das Karawansarai stand, Jahrhunderte lang Naphtha hervorgequollen war, entstand allmählig eine Höhlung, die um so größer wurde, je mehr herausfloß. Der Boden brach endlich zusammen und das Karawansarai sank in die Tiefe hinab, um nun vom Wasser umspült zu werden.

Ueber die Erbauung des Thurmes erfuhr ich nichts, aber wiederum erzählte man mir eine auf den Namen bezügliche Sage seiner Entstehung. Sie wird auch von anderen Reisenden, aber in etwas veränderter Form, erzählt, weshalb ich sie nur kurz anführen will. Eine Vater wollte seine Tochter zu einer Verbindung zwingen, die ihrer Neigung zuwider war. Endlich erklärte die letztere sich dazu bereit, wenn ihr ein Thurm an dem Ufer des Meeres erbaut würde, auf dessen Terrasse sie des Abends lustwandeln könnte. Mit

der Zeit hoffte sie auch Auswege zu finden, um sich der lästigen Verpflichtung zu entziehen. Der Thurm erstand aber mit Hilfe ihres Bräutigams rascher als sie geglaubt hatte, und da der Vater mit ganzer Strenge auf Erfüllung des Versprechens drang, so stürzte die Tochter sich von der Höhe desselben in das die Mauern umspülende Meer.

Das Wichtigste und Interessanteste in Baku ist der verfallene Palast der früheren Herrscher, von dem ich leider den Grundriß nicht mehr zur Hand habe. Der Palast befindet sich auf der Höhe und hat einen sehr bedeutenden Umfang. Außer dem Parterre und dem Souterrain waren früher noch zwei Etagen vorhanden. Von der obersten sieht man aber nur noch einzelne Spuren, besonders Fensterbrüstungen, während die unterste und das Parterre zwar nur die nackten Mauern zeigen, aber sonst noch ziemlich erhalten sind. In einem Theile des letzteren befindet sich das Pulvermagazin, und deshalb blieben mir die besseren dazu gehörigen Räume verschlossen.

Von dem Versuche, die Souterrains zu besuchen, hielten mich meine Begleiter ab, da eine verderbliche Luft darin herrsche. Die zahlreichen (gegen 40) Zimmer hatten im Parterre und im ersten Stock sämtlich eine länglich-viereckige Form, keines von ihnen besaß aber über 10 Fuß Breite und 15 Fuß Länge. Die unteren waren gewölbt, während die oberen, mit Ausnahme weniger, die in eine Kuppel ausliefen, flache Decken besaßen.

In einer Art kleinen und viereckigen Vorhofs befindet sich der zwar nicht große, aber durch seine Bauart ausgezeichnete Gerichts-Saal, der Scherjat, und steht nur nach hinten mit der Mauer in Verbindung. Ein Säulengang umschließt den Saal, und während 6 Säulen sich am westlichen Eingange befinden, sind auf der Nord- und Ostseite je 7 vorhanden. Der eigentliche Gerichts-Saal ist rund und läuft nach oben in eine Kuppel aus. Auf der Seite, wo das Gebäude mit der Mauer zusammenhängt, ziehen sich

9 Säulen in einem Bogen herum. Der Querdurchmesser des Zimmers beträgt 11 Fuß.

Ringsum saßen die Richter, wahrscheinlich auf Teppichen, und sprachen einst das zwar strenge, aber gerechte Urtheil. Der Angeklagte stand in der Mitte und vernahm die inhaltvollen Worte, die ihn entweder der Freiheit wiedergaben, oder eine Fallthüre öffnete sich unter seinen Füßen, um ihn in ein unterirdisches Verließ hinabzulassen. Die Thür war zwar verschwunden, aber die Oeffnung noch vorhanden, und schauernd blickte ich in die Tiefe hinab, wo dichte Finsterniß mich nichts mehr unterscheiden ließ.

Westlich von dem Gebäude befinden sich, durch eine schmale Straße getrennt, zwei Moscheen, deren Inneres mir aber leider verschlossen blieb. Schon der Hofraum wurde mir nur durch das Machtwort des mich begleitenden Beamten von der hier stehenden Schildwache geöffnet, obgleich nichts weiter als Kanonenkugeln und Knüppel sich in ihm vorfanden. Die eine Moschee besitzt ein zwar kleines, aber nettes Minareh.

Von ausgezeichneter Arbeit waren hier, und fast nicht weniger im Schlosse, die Portale. Ich sah die schönsten Skulpturen in erhabener Arbeit und die Arabesken besaßen eine eigenthümliche, mir ganz neue Form. Nach Süden, also der Meerseite zu, und ohngefähr noch 20 Schritte von dem Schlosse entfernt, fand ich ein einzelnstehendes Thor; von dem Gebäude, zu dem es in früherer Zeit gehört haben mag, sah ich aber nirgends eine Spur.

Das Schloß wurde weder von Abbas I., noch von Abbas II., wie andere Reisende berichten, sondern noch früher von dem Schirwanschah Chalil in der Mitte des 16. Jahrhunderts erbaut, und diente seinen Nachfolgern häufig zur Residenz. Baku besaß nur in den späteren Zeiten bisweilen seine eigenen Herrscher, denn bis zum Untergange der ächten Schirwanschahs gegen das Ende des 16. Jahrhunderts gehörte es zu Schirwan. Auch später, als dieses Reich in



eine Menge kleinerer Herrschaften zerfiel, war die Stadt doch in der Regel den Herren von Schemachi unterthan. Im Anfange dieses Jahrhunderts wird ein Kadschar *) Namens Hussein Kuli Chan als Herrscher von Baku genannt. Als die Russen nach der Eroberung von Gendtscha auch in Schirwan festeren Fuß gefaßt hatten, versuchte Hussein Kuli Chan mehre Fürsten des östlichen Kaukasus zu einem Bündnisse gegen Rußland zu vereinigen, aber rasch zog der erste russische Statthalter Grusiens, der grussische Fürst Zizianoff, vor Baku, um den feindlichgesinnten Chan zu unterwerfen oder zu vertreiben. Hussein Kuli Chan vertheidigte seine Stadt aufs Hartnäckigste, sah aber endlich die Unmöglichkeit eines weiteren Widerstandes ein und bat den Fürsten Zizianoff um eine Unterredung. Obgleich gewarnt, nahm der letztere sie doch an und verhartete selbst noch auf seinem Willen, als ein Armenier ihm die verrätherischen Absichten des Chans offenbart hatte. „Er wird es nicht wagen!“ antwortete der tapfere General, und wenige Stunden darauf fiel er durch den Verrath Hussein Kuli Chans. Es geschah dieses im Jahre 1806 und wurde die Veranlassung, daß Baku seitdem dem russischen Reiche einverleibt ist. Uebrigens befand sich die Stadt schon früher mehrmals in den Händen der Russen und selbst Peter der Große hat es eine kurze Zeit besessen.

Die verwickelte Geschichte der verschiedenen und aus dem zerfallenen Reiche Schirwan hervorgegangenen Herrschaften, welche besonders für die neueste Zeit schwierig ist, hat ein Verwandter des Hussein Kuli Chan geschrieben. Es ist dieses derselbe Abbas Kuli Agha, der in der neuesten Zeit durch seine Reise nach Konstantinopel und durch die ihm bei dem Sultane gewordene Audienz auch die Aufmerksamkeit einiger

*) Kadschar nennt sich ein am Urmia-See wohnender Turkstamm, aus dem auch die jetzt in Persien herrschende Königsfamilie ihren Ursprung ableitet.

Zeitungs-Korrespondenten erregt hat. Da ich während meines Aufenthaltes in Kuba selbst seine Bekanntschaft gemacht habe, so werde ich später noch mehr von ihm berichten. Er hat seine in persischer Sprache geschriebene und gewiß verdienstvolle Arbeit der Akademie der Wissenschaften in Petersburg eingeschendet, damit sie dort ins Russische übersetzt werde, und dann in beiden Sprachen zugleich erscheine. Bereits sind aber zwei Jahre verflossen, daß mir Abbas Kuli Agba diese Mittheilung machte, und doch scheinen von Seiten dieses gelehrten Instituts noch gar keine Schritte zur Publikation dieser interessanten Geschichte geschehen zu sein.

Die Stadt Baku bildet mit der ganzen Halbinsel, auf deren Südrande sie liegt, und mit demselben Territorium, wie es Hussein Kuli Chan besaß, einen besonderen Kreis, der nach der Hauptstadt den Namen erhalten hat. Nach mir zugekommenen Nachrichten soll er nicht mehr als 136,000 Dekätinen (gegen 580,000 preussische Morgen) Flächenraum enthalten. Auf diesen wohnen 31,000 Menschen, und zwar 17,000 männlichen und 14,000 weiblichen Geschlechts. Die Hauptbeschäftigung der Einwohner ist Ackerbau, und neben vielem Weizen und weniger Gerste wird dem Safranbau viel Aufmerksamkeit gewidmet. Aber auch die Viehzucht scheint nicht gering zu sein, denn nach offiziellen Nachrichten finden sich in dem ganzen Kreise nicht weniger als 3,000 Pferde, 2,000 Esel, 7,000 Stück Rindvieh, 45,000 Schafe und Ziegen und 800 Kameele vor.

Die Bewohner der Halbinsel Apscheron oder des Kreises von Baku beschäftigen sich auch viel mit dem Waarentransporte, und auf dem Wege von Baku nach Schemachi und Tiflis begegneten mir nicht selten lange Züge der hier einheimischen Wagen. Diese sind ganz eigenthümlicher Art und unterscheiden sich hinsichtlich der Form wesentlich von denen, wie sie sonst auf dem ganzen kaukasischen Isthmus gebräuchlich sind. Beide Arten sind plump und bestehen nur aus Holz, bei dessen Zusammensetzung kein Eisen



und selbst nicht ein einziger Nagel verwendet wird. Sie haben beide nur zwei Räder, die sich mit der Achse unter dem Wagengestelle herumdrehen. Die gewöhnlichen kaukasischen Wagen sind hinten breiter als vorn, in Baku hingegen ist das Gestelle zu einem länglichen Viereck geformt und erscheint zwar höher, ist aber sonst kleiner. Die Räder, die im übrigen Kaukasien einen Durchmesser von $3\frac{1}{2}$ —4 Fuß haben, besitzen bei den Wagen von Baku die nicht unbedeutende Höhe von 5 und 6 Fuß. Der gewöhnliche kaukasische Wagen wird von einem oder mehreren Joch Ochsen oder Büffeln gezogen, hier hingegen wird nur ein Stück Zugvieh, in der Regel ein Pferd, vorgespannt.

Bevor ich meine Exkursionen auf der Halbinsel Apsheron (Abscharon) beginne, fühle ich mich noch gedrungen, eine durch mehre ältere Reisende verbreitete Annahme, daß Baku und seine Umgegend ungesund sei, zu widerlegen. Namentlich behauptet dieses Kämpfer in seinen sonst interessanten *Amoenitates exoticae* II., Rel. 2, Pag. 271 und viele der folgenden Reisenden haben es ihm nacherzählt. Mit bestimmten Worten behauptet Kämpfer, daß die Bewohner Baku's bleich, trübselig, schlaff und faul seien, ja er nennt sie *cacochymici*, macht sie also zu Leuten, die sich durch schlechte Säfte auszeichnen. Von alle dem ist kein Wort wahr und umgekehrt erfreuen sich, wie auch Eichwald und andere Reisende der Neuzeit bestätigen, die Einwohner Baku's und der ganzen Halbinsel Apsheron eines frischen und gesunden Ansehens. In ganz Kaspien habe ich nicht so viele hübsche Mädchen und Frauen gesehen als in Baku, und Russen, die eine längere Zeit sich in den verschiedenen Kreisen Kaspiens aufgehalten, haben meine Wahrnehmung bestätigt.

Die Bakuer gleichen im Allgemeinen den Persern und namentlich gilt dieses von den Männern, aber sie sind kleiner und ohne deßhalb untersezt zu sein, haben sie im Gegentheil eine schlanke Statur. Das Gesicht ist zwar länglich, aber keineswegs so lang, als das des Persers, und

das keineswegs wie bei dem tifliser Grusier stehende Auge hat, wie bei dem Perser, ein mildes Ansehen. Im Uebrigen besißt das Gesicht ausgeglichene Züge und zeigt allenthalben etwas Regelmäßiges und nichts Markirtes. Wenn die Mädchen sich des Abends auf den Terrassen ihrer Dächer zu gemeinschaftlicher Fröhlichkeit versammelt hatten, was häufiger und furchtloser als in Tiflis geschah, so bot sich dem Abendländer ein Schauspiel dar, welches an die Märchen der tausend und einen Nacht erinnerte. Mädchen und Frauen verhüllen sich zwar in bunte Tücher, aber keineswegs so ängstlich als in den grussischen Provinzen, und wie dort der Göttin der ausschweifenden Liebe Altäre erbaut sind, so erfreut diese sich auch hier einer allgemeinen Verehrung. Trotzdem steht die Sittlichkeit in ganz Kaspien auf einer höheren Stufe als in Grusien, und die weiblichen Glieder einer Familie bewachen ihren guten Ruf und erlauben sich keine Ausschweifungen.

Während in den grussischen Provinzen der Liebe huldigende Tänzerinnen, sogenannte Bajaderen, seltner oder eigentlich in der Weise gar nicht vorhanden sind, so sieht man sie in Kaspien, namentlich in Schemachi und Baku, häufiger. Seit der russischen Besitznahme des Landes hat ihre Anzahl zwar ab-, die Entsittlichung des Volkes dagegen zugenommen. Diese Bajaderen genießen selbst eine gewisse Achtung, die wohl noch aus dem früheren Buddhismus, den die Indier aus ihrem Vaterlande hierher brachten, ihren Ursprung haben mag, aber auch bei den moslemitischen Persern sich erhalten hat. Bajaderen sind ursprünglich Dienerinnen des Gottes, und die Priester bedienen sich ihrer, um die Tempel zu bereichern. Die Bajaderen treiben in Indien zur Ehre und zum Vortheile ihres Gottes mit ihren Reizen Wucher, und deßhalb ist ihr Lebenswandel durchaus nicht so gebrandmarkt, als bei uns der der eigentlichen Freudenmädchen. Sie haben auch ein Recht auf öffentlichen Schutz und werden selbst bei feierlichen Gelegenheiten eingeladen, das Fest durch Gesang und Tanz verherr-



lichen zu helfen. Vornehme und durch strenge Sittlichkeit ausgezeichnete Beamten-Familien in Schemachi ließen sie ebenfalls zu ihren Festen kommen, und in Gegenwart der Frauen und Töchter trugen die Bajaderen mit ihren graziösen Tänzen hauptsächlich zur Unterhaltung bei. Diese Tänze, die freilich sonst darauf berechnet sind, die Sinnlichkeit der Männer zu erhöhen, hier aber mit Anstand vorgetragen wurden, verletzten auf keine Weise das Zartgefühl der anwesenden Damen.

In ganz Persien und in den früher persischen Provinzen Rußlands bezahlen die Bajaderen eine bestimmte Abgabe an den Staat und haben auch deshalb schon ein Recht auf besonderen Schutz. In der neuesten Zeit gibt es aber auch in Schemachi und Baku ächte Freudenmädchen und außerdem sind auch hier, wie in Tiflis, Kupplerinnen bei der Hand, die zur Verführung von Frauen und Mädchen behilflich sind. Nach dem Koran ist der Mann verpflichtet, seiner Frau im Verhältnisse zu seinem Vermögen Luxus-Gegenstände zu kaufen, und wenn dieses nicht geschieht, bekommt sie ein Recht zur Klage. Die Verschwendung der Russen hat aber, wie in Grusien, auch in Kaspien unter den Frauen einen größeren Luxus hervorgerufen, und die Fälle sind in Schemachi und namentlich in Baku gar nicht selten, wo junge Frauen sich Erlaubnißscheine holen, um, da ihre Männer ihnen nicht hinlänglich schöne Kleider und sonstigen Schmuck kaufen, sich die Kosten zu denselben mit ihren Reizen zu verdienen.

Da, soviel mir bekannt, die Nationaltracht der Bewohner Baku's und der ganzen kaspischen Provinz noch nirgends angegeben ist, so will ich hier versuchen, sie mit Anführung der Namen in dem hier gewöhnlich gesprochenen tatarischen Dialekte einer näheren Beschreibung zu unterwerfen. Ueber die Kleidung der Bewohner des grusischen Gouvernements habe ich absichtlich in diesem Bande nichts gesagt, da ich es schon in meinem früheren Reise-Werke (Band II., S. 287) gethan.

Ich beginne mit der weiblichen Kleidung. Da Seiden-



zucht in allen Ländern der West- und Südküste des kaspischen Meeres eine Hauptbeschäftigung der Einwohner ist, so sind die seidenen Zeuge hier auch wohlfeil und dienen am häufigsten, besonders bei dem weiblichen Geschlechte, zur Kleidung. Dasselbe gilt zunächst von dem Hemde (Kjök, türkisch Gjumlek). Dieses hat meist eine rothe oder gelbe Farbe, ist klein und geht nur ein Wenig über die Hüften herab, bedeckt aber noch den obersten Theil der Beinkleider. Es ist vorn offen, wird jedoch am Halse und in der Taille durch ein Schlößchen zusammengehalten. Dieses Schlößchen ist meist von Gold, mit Rubinen, Granaten u. s. w. reich besetzt; es hat in der Regel die Form einer Rose und führt deshalb auch den Namen Gül, d. i. Rose. Zwischen beiden Schließern bleibt eine lange Spalte, durch die ein schmaler Theil der Brust sichtbar wird. Der Busen, der bei den Grusierinnen gar nicht oder wenigstens nur zum geringen Theil bedeckt wird, bleibt auf diese Weise verhüllt.

Die Beinkleider bestehen ebenfalls aus einem einfarbigen, seidenen Stoffe und sind zwar den unsrigen gleich angefertigt, zeichnen sich aber durch eine enorme Weite aus. Nach unten sind sie mit Goldtressen oder mit allerhand Fransen besetzt und ein Bund befestigt sie über der Hüfte. Bei dem gemeinen Volke heißen die Beinkleider Tuman, bei den Vornehmen Disklik oder wohl auch persisch Sfirfanna.

Strümpfe tragen die Frauen nicht, wohl aber Socken (Tschorab), die in der Regel aus einer Art Ziegenhaar, seltner aus Wolle, bei den Reicheren aber auch aus Seide bereitet werden.

Anstatt der Schuhe haben die Frauen und Mädchen Pantoffeln (Baschmagh) von rother und blauer Farbe und mit aufwärts gerichteter Spitze. Der Absatz reicht hier ebensowenig wie bei den Bewohnerinnen Grusiens bis zur Ferse, sondern diese ragt nach hinten darüber hinaus.

Ueber dem Hemde kommt das dem Anteri der Türken



entsprechende Untergewand, welches Algaluch (bei den Gruslern Argaluch) genannt wird. Es ist vorn offen, kann aber durch aus seidenen Schnuren gefertigte Knoten und Schlingen geschlossen werden, und reicht bis zur Hälfte der Schenkel. Die Aermel liegen ziemlich eng an und laufen auf dem Rücken der Hand in Manschetten aus. Der Algaluch besteht aus einem seidenen und mit Gold- und Silberfäden durchwebten Stoffe und ist wattirt. Silberne oder goldene Tressen ziehen sich an den Rändern herum.

Ueber dieses wird ein zweites, fast eben so gestaltetes Gewand (Hadschchanni) angezogen. Der Stoff, aus dem dieses angefertigt wird, besteht aus Wolle, aber anstatt der Tressen sind die Ränder oft mit Pelz besetzt. Die Aermel liegen ebenfalls eng an, gehen aber nur bis zur Hälfte des Oberarms. Bisweilen sind sie auch geschlitzt, aber dann werden sie nach hinten auf den Rücken geschlagen und mit ihren Enden zusammengenäht.

Nun kommt häufig noch ein drittes Gewand (Mintana), welches ebenfalls aus Wolle, aus Sammet oder aus dem oben erwähnten Termalama gefertigt ist und mit dem vorigen gleiche Länge besitzt. Die Aermel haben hier die gewöhnliche Länge, sind aber stets geschlitzt.

Im Winter tragen die Frauen eine Art Pelz, der in der Regel dieselbe Form, wie der Mintana, aber Aermel wie der Hadschchanni besitzt. Man nennt ihn Kjuliladscha.

Der Kopf wird entweder mit einem Shawl turbanartig umbunden oder ist unbedeckt. Die Zöpfe (Horelemüsch) hängen nach hinten herab. Die Mädchen flechten das Haar auch an den Schläfen, die Frauen hingegen tragen einen glatten Scheitel (Faralemüsch). Ein Band, mit Dukaten und allerhand anderen glänzenden und deßhalb wo möglich neuen Münzen behangen, wird um die Stirne gebunden und man nennt diesen Schmuck Dschergelgul. Dafür hat man aber auch einen goldenen oder silbernen Reif, Ssilgilla. Bei den kleineren Mädchen in Der-

bend befanden sich die Haare in einem herunterhängenden Sacke; ich sah aber auch Mädchen und Knaben mit einem kleinen und gestrickten Mütchen (Arachtschin).

Als Schmuck hat die Kaspirin: Ohrenringe (Senfsirg'ha), ein Halsband von Gold (Boghas=Altü), eine über die Brust herabhängende Kette (Jaghalukh), eine andere eng anliegende Kette (Beirek), welche um die Ohren und um das Kinn herumgeht, Armspangen (Kulbach) und Ringe (Züsük).

Wenn eine Frau ausgehen will, so bedient sie sich, wie die Türkin, dreier Tücher zum Einhüllen. Ein kleineres Tuch (Tugurt) wird dreizipfelig und um die Stirne gelegt nach hinten befestigt, ein anderes hingegen (Zesdschewa) von oben nach unten, also vom Scheitel nach dem Kinne zu gebunden. Nun kommt das große Tuch, von Seide und meist in schottischer Manier gemustert, und hüllt den oberen Theil des Körpers ein. Man nennt dieses Tuch hier Dscharschoff, während es in Vorderasien den Namen Zarkaff hat.

Ich gehe zur Kleidung der Männer über. Diese tragen ebenfalls kurze Hemden, aber mit einem auf der Seite befindlichen Schlitz. Darüber kommt eine eng anliegende Jacke (Toschlük), die ebenfalls auf der Seite offen ist, jedoch nur noch selten getragen wird. Gewöhnlich ziehen die Kaspir den schon bei den Frauen genannten und eben so geformten Algaluch sogleich über das Hemd an, worauf die *Abä*, ein Gewand, das vollkommen dem *Hadschchanni* der Frauen entspricht, folgt. Die ärmeren Leute haben in der Regel den Luxus eines zweiten Untergewandes nicht, und ziehen über den Algaluch sogleich den langen Oberrock (*Dschucha*) an. Dieser reicht bis zum Knie und besitzt geschlitzte Ärmel, die gewöhnlich, wie bei dem Oberrock der Perser, sehr lang sind. Der reiche Einwohner der Provinz hat zwei Oberrocke, einen für den Sommer und einen für den Winter, von denen der letztere noch besonders wat-

tirt, selbst mit Pelz gefüttert ist und bis auf die Schuhspitzen herabreicht; er heißt Burmatsch = Dschucha. Regnet es, so wirft der Kaspir den dicken, aus Haaren zusammengesülzten Mantel, der sonst gewöhnlich Burke, hier aber Japindschi heißt, um. Mehr im Süden findet man aber auch denselben weiten Mantel aus schwarzem oder weißem Ziegenhaar angefertigt, wie ihn die Türken und Kurden besitzen.

Außer den ächten, weiten Beinkleidern (Scharwar) tragen die Kaspir noch Unterhosen (Tuman). Strümpfe und Pantoffeln haben die Männer wie die Frauen und nennen sie auch mit denselben Namen; beim Reiten bedient man sich kurzer Stiefeln von rohem Leder (Tschekmeh).

Auf dem Kopfe tragen die Einwohner Baku's und der ganzen Provinz dieselben netten und gestickten Mützen, Arachtschin, wie ich sie schon bei den Kindern angegeben habe, und die der Untermütze (Kawuf) der Türken entsprechen. Darüber kommt die eigentliche Kopfbedeckung in Form einer dicken, kegelförmigen und abgestutzten Pelzmütze von röthlich = grauer oder grau = gelblicher Farbe (Börk). Man hat besondere Schafe, deren Felle hierzu verwendet werden.

Die Kaspir der Stadt führen gewöhnlich keine Waffen, wohl aber die nomadirenden Tataren und die Dorfbewohner. Sie bestehen, mit Ausnahme der Lanzen, aus denselben Stücken, wie man sie auch bei den Kurden und sonst im Oriente findet, nämlich: aus Flinte (Twenk, Tüfenk türk.), Pistole (Tabendschek), Pulverhorn (Schakh), Patronentasche (Bataghr), Säbel (Kalündsch, Kilibsch türk.) und aus dem großen Dolche (Chandschar).

Am 13. Juni machte ich eine weitere Exkursion nach den interessanten Naphthaquellen und zu den ewigen Feuern der Halbinsel Apsheron, aber das, was ich gesehen, nahm meine Aufmerksamkeit zu sehr in Anspruch, um nicht wiederholt die Umgebungen Baku's nach allen Richtungen zu durch-

forschen. Der Himmel begünstigte meine Untersuchungen, denn sein tiefblaues, durch kein Wölkchen getrübbtes Gewölbe breitete sich in seltener Pracht über mir aus, aber zugleich brannte die Sonne heiß und kein Lüftchen bewegte die durch Hitze zitternde Luft. Doch über die großartige Erscheinung vergaß ich die Gefahren, welche dem Nordländer, der sich einer verderbenschwangeren Juni-Sonne aussetzt, drohen. Ich gedachte nicht mehr derselben Zeit im Jahre 1837, wo eine gleiche Ursache mich Monate lang auf das Krankenlager warf, und setzte mich von Neuem — so beherrschte mich der innere Drang nach Belehrung — eine Woche lang einer Wärme im Schatten von 26 — 29° N. unerschrocken und um die Folgen unbekümmert aus. Noch weit höher stieg das Thermometer, von den brennenden Strahlen der Sonne unmittelbar getroffen.

Mein liebenwürdiger Wirth war oft um seinen Gast besorgt und trug redlich dazu bei, mir die Untersuchungen so leicht als möglich zu machen. Leute mit Wein und allerhand Speisen wurden mir, nicht selten gegen meinen Willen, nachgesendet, und wenn ich selbst nicht daran dachte, mich durch Speise und Trank zu neuer That zu stärken, so erinnerten mich meine Begleiter um desto häufiger daran. Diese erhielten deshalb an meinem für sie planlosen Herumirren nach einigen Tagen ein besonderes Interesse, denn nicht immer wurde ihnen so guter Wein geboten, und machten mich in der That auf Manches, was mir ohne sie entgangen wäre, aufmerksam; aber die anderen Leute hielten den Deutschen, der Essen und Trinken über Steine und unscheinbare Pflanzen vergaß, für einen unbegreiflichen, einem Wahne anheimgefallenen Menschen.

Die Halbinsel Apsheron ist das äußerste Ende des großen kaukasischen Gebirges nach Osten und besteht aus tertiären Gebilden, die nur durch innere Explosionen, vielleicht auch durch größere Revolutionen, gewiß aber nicht durch unterirdische Hebungen einer größeren Gewalt in

ihrer ursprünglichen Lage verändert sind. Ringsherum zieht sich ein Gürtel von unbedeutenden Höhen, die bald aus muschelreichem, tertiärem Kalk, bald aus Mergelschiefer oder aus einem feinen Molassen-Sandsteine bestehen. Die beiden letzten Gebirgsarten erscheinen oft mit einem Schwefelüberzuge, und Schwefelkiese, besonders Pyriten, sind gar keine seltene Erscheinung auf der Oberfläche der 2—4 Zoll dicken Mergelschichten. Zwischen den letzteren kommt Braunkohle in unbedeutenden Stücken und in ihrer Urfarbe, oder als schwarzer Lignit erscheinend, aber nicht in großen Lagern, sondern vereinzelt vor. An anderen Stellen sah ich auch Erdkohle, zum Theil aus Wurzelfasern, Stengelüberresten von meist sauren Gräsern u. s. w. bestehend, und sie bedeckten einen feinen Sandstein.

In hohem Grade wichtig für die Halbinsel Apscheron sind diese tertiären Gebilde, besonders der feine Sandstein, dadurch, daß die im ganzen kaukasischen Isthmus mehr oder weniger in denselben verbreitete Erscheinung von Salz- und Naphtha-Quellen hier in so großer Anzahl wie sonst nirgends hervorbrechen. Die Salzquellen enthalten hier aber fast nur Kochsalz und bilden größere Seen, die im Sommer, wenn das Wasser verdunstet ist, das schönste Chlor-natrium zurücklassen. Salz und Naphtha gehen übrigens Hand in Hand und kommen auf Apscheron nicht isolirt vor, weshalb beide wohl in irgend einem Zusammenhange stehen möchten. Es ist hier nicht der Ort, auf weitere Untersuchungen einzugehen, da ich für dieses Werk die rein geographischen Resultate im Auge habe, und die rein naturhistorischen an einem anderen Orte abhandeln werde. Ich will hier auch nicht wiederholen, was Andere und besonders Eichwald auf seiner Reise auf dem kaspischen Meere und im Kaukasus im siebenten Kapitel des ersten Bandes weitläufig beschrieben haben, sondern nur einfach die Hauptsachen zusammenstellen, und sie in Form einer Rundreise nach den interessantesten Punkten der Halbinsel der Reihe nach auf-



führen. Daß ich doch noch im Stande bin, manches Neue dem schon Erzählten hinzuzufügen, wird die Folge lehren. Noch mehr will ich in der Beschreibung der Wunder, die sich nun vor meinen Augen eröffneten, die übertriebenen Berichte, wie sie hie und da in Reisebeschreibungen und selbst in geographischen Handbüchern vorkommen, durch eine einfache Aufzählung der Thatfachen widerlegen.

In Begleitung eines jungen Polen, Gundzill, dem die Aufsicht über die Naphthabrunnen anvertraut war und der sich wahrhaft bemühte, mich zu orientiren, fuhren wir am frühen Morgen des besagten Tages durch die breite Hauptstraße der Vorstadt zuerst in östlicher und dann in nord-nord-östlicher Richtung dem drei Stunden entfernten Dorfe Balochani zu, wo sich die berühmtesten Naphthaquellen befinden. Bald waren wir über den die Halbinsel Apscheron einschließenden Hügelgürtel hinweg und fuhren auf einer wellenförmigen, durch unbedeutende Kalkhöhen unterbrochenen Ebene dahin. Ein Maler würde in dieser monotonen Gegend wenig Nahrung für seine Kunst gefunden haben, besonders wenn er, wie ich, im heißen Sommer hierher gekommen wäre, und anstatt schöner Blumen und eines grünen Rasenteppichs nur eine graugelbliche, durch keine Schattirung unterbrochene Oberfläche gesehen hätte. Hier und da zogen sich noch Weizenfelder dahin, und nur wenn der Wind über die überreifen, goldgelben Aehren wehte und diese, auf- und abwogend, die leichtbewegten Wasser des nahen Meeres nachzubilden schienen, wurde das langweilige Einerlei doch einigermaßen verändert.

Doch ich will nicht ungerecht sein, auch die Halbinsel Apscheron hat ihre Abwechslungen, denn bald eröffnete sich eine blendend weiße Fläche vor meinen Augen und zog sich in einer Niederung dahin. Es war ein ausgetrockneter Salzsee, der nach dem nahen Dorfe Balochani den Namen erhalten hat. Das Salz darin wird nicht besonders geschätzt, da es noch allerhand andere Bestandtheile und namentlich



Eisenerd in Menge enthält. Außer diesem 1½ Stunden langen und 12—16 Minuten breiten See besitz die Halbinsel noch zehn andere von einiger Bedeutung, aber das Salz ist nicht in allen gleich gut und wird, zumal es in so ungeheurer Menge vorhanden, nur aus einigen, wo es ziemlich rein erscheint, gesammelt. Die bekanntesten und besten Salzseen befinden sich in der Nähe der Dörfer Naḥasir und Schich (Bibihewet). Der Ertrag aus dem jährlichen Verkaufe des Salzes wurde mir zu 25,000 Silberrubel angegeben. Vor Eichwalds Zeit soll die Krone 45,000 S.R. bezogen haben; wenn Eichwald aber jährlich 160,000 Pud (zu 35 leipziger Pfund) sammeln und diese zu 1 $\frac{2}{3}$ —1 $\frac{7}{8}$ Silberrubel verkaufen läßt, so kommt, da auch nach ihm der Aufwand dabei nur unbedeutend ist, eine weit größere Summe heraus. Zu seiner Zeit hatte die Krone die Revenüen des Salzes und der Naphtha für 96,000 Silberrubel verpachtet.

Mitten durch diesen Salzsee führte uns der Weg nach dem nahen Dorfe Balochani und zu den Gebäuden der zur Naphtha-Gewinnung nöthigen Arbeiter. Das ganze Terrain ringsum besteht aus einem feinkörnigen Sandsteine und aus einem mit Sand gemengten Lehme, die beide mehr oder weniger mit Naphtha getränkt sind, so daß allenthalben ein theerartiger Geruch bemerkbar ist. Wie es mir schien, bildete die vorzugsweise an Naphtha so reiche Umgebung des Dorfes Balochani eine Art Terrasse, aus der sich einige unbedeutende Kuppen erhoben, und die, mit Ausnahme der westlichen Seite, von meist mit Salzwasser ausgefüllten Niederungen umgeben war. Mehr gegen Norden, den höchsten Punkt einnehmend, liegt das freundliche Dorf Balochani mit 150 terrassenartig gebauten Häusern, und macht mit seiner burgartigen Ruine, über die ich nichts erfahren habe, einen für die sonst todte und eintönige Gegend angenehmen Eindruck. Die Einwohner sind, wie die der ganzen Halbinsel, Schiiten, scheinen aber zum Theil auch das Handwerk

der sunnitischen Tataren der Ebene zu treiben und Karawanen zu plündern, denn kurz vor meiner Ankunft war auf dem Wege nach Kuba von einigen Balochanern ein Ueberfall gemacht worden.

Die Balochaner beschäftigen sich hauptsächlich mit der Gewinnung der Naphtha, bauen aber außerdem noch Safran an. Der bakuer Safran wird im Oriente zu den besten Sorten gezählt und geht hauptsächlich nach Persien, wo er theuer verkauft wird. Die Pflanze, von der er auf der Halbinsel gewonnen wird, unterscheidet sich nach den aus Baku eingesandten und im vorigen Herbst im berliner botanischen Garten blühenden Zwiebeln gar nicht von unserem gewöhnlichen *Crocus sativus* L. Eichwald gibt in seiner Reise (Band I., S. 244) den Ertrag viel zu hoch an. Um jährlich 3,000 Pud (105,000 leipziger Pfund) zu gewinnen, wäre mehr Land nöthig, als die kleine Halbinsel Apscheron enthält. Man bedenke, daß die Narben, die eben den Safran des Handels bilden, von 2,000 Blüthen noch nicht ein Loth wiegen, und daß man von einem Morgen Landes nicht mehr als 6 bis 7 Pfund jährlich erhält. Um 3,000 Pud Safran zu erhalten, müßte man demnach wenigstens 17,000 Morgen guten Ackerlandes bebauen.

Das eigentliche Terrain für die Naphtha-Brunnen befindet sich südlich vom Dorfe. Man hat deren jetzt nicht weniger als 85, aber nicht alle besitzen dieselbe Tiefe. Der größte Brunnen, Galefi mit Namen, wurde mir zu 13 Toisen angegeben, während die übrigen oberflächlicher liegen, ja selbst nur 12 Fuß tief erscheinen. Die Brunnen sind von Menschenhand gegraben und entsprechen unseren Plump- oder Zieh-Brunnen. Wer sich über sie näher belehren will, der findet bei Eichwald in dem oben angezeigten Werke eine sehr genaue Beschreibung. Sie liefern zusammen täglich 600 Pud (21,000 leipziger Pfund), der Galefi allein 90 Pud. Bei dem letzteren hört man trotz der größeren Tiefe am Deutlichsten das Rauschen und Tosen der hervor-

quellenden Naphtha, was mir gerade so erschien, als wenn man einen unterirdischen Bach vernimmt.

Ueber die Naphtha werde ich an einer anderen Stelle noch mehr berichten, hier genügen schon die allgemeinen Bemerkungen. Sie gleicht hinsichtlich der Konsistenz dem feinsten, gereinigten Rüböle und hat (von beigemengten thonigen Bestandtheilen) eine schmutzig-olivengrüne Farbe, die aber bei einer größeren Masse schwarz erscheint; man gibt ihr daher den Namen Kara-Nest, d. h. schwarze Naphtha. Das Pud wird zu 35 Kopelen (Silber, gegen 12 Neugroschen) verkauft, so daß das Pfund ungefähr auf vier unserer Neupfennige zu stehen kommt.

Nachdem ich zehn solche Brunnen besehen hatte, führte mich mein freundlicher Führer einer kegelförmigen Kuppe zu und hier fand ich auf der nur wenig abgestuften Spitze eine kleine, kraterförmige Oeffnung, aus der beständig reich mit Thonerde getränkte Naphtha langsam hervorquoll. Dicht daneben war eine Quelle, aus welcher Salzwasser mit allerhand Schlamm, aber in größerer Menge, herabfloß.

Hinter dieser Kuppe befindet sich ein lehmartiger und sandiger verwitterter Mergel, der in Form von Nestern natürlichen Asphalt enthält. Die Nester besitzen in der Regel einen Durchmesser von 16—24 Fuß. Der Asphalt ist hier so mit Naphtha getränkt, daß diese bei dem geringsten Drucke in Tropfen erscheint. Die Tataren nennen ihn Kir und benutzen ihn sowohl zum Brennen, als zum Bedecken ihrer terrassenartigen Häuser.

Nordöstlich sieht man mehrere Einsenkungen und durch sie war ich im Stande, den thonreichen, feinen und nur lose mit einander verbundenen Sandstein, der hier allenthalben mehr oder weniger mit Naphtha getränkt ist, näher zu besehen und zu ferneren Untersuchungen Stücken einzusammeln. Ich fand in ihm verkohlte Holzstengel, verkohlte dreieckige Halme, Wurzel-Fasern u. s. w. An einzelnen Stellen wurde er von einer schwärzlichen Erdkohle, die noch

weit reicher an dergleichen Ingredienzen war, bedeckt oder es lag umgekehrt eine, aber keineswegs mächtige Lage mergeligen, Sandsteins auf der Erdkohle.

Die Vegetation war auf diesem Naphtha-Terrain in hohem Grade traurig, und außer dem kleinen, sehr ästigen Tausendgüldenkraute (*Erythraea pulchella Fr.*) sah ich kein Blümchen, welches das Auge erfreuen konnte. Selbst die Artemisien erschienen hier kleiner und in geringerer Menge als gewöhnlich. Gräser, wie *Triticum orientale M.B.* und einige andere der verwandten Arten, *Hordeum murinum L.*, *Lepturus incurvatus Trin.*, *Cynodon Dactylon Pers.* und eine der *Poa annua L.* entsprechende, wahrscheinlich neue Art waren vorherrschend. Der schilfähnliche *Elymus sabulosus M.B.* kam nur an feuchten Stellen vor, wo Salzwasser der Erde entquoll. Von Monokotylen sah ich einige von unseren Simsen (*Juncus*-Arten) und *Allium rubellum M.B.*, von Apetalen nur den stinkenden Gänsefuß und zwei Knöterich-Arten, von Monopetalen *Hedypnois polymorpha DeC.*, *Calendula arvensis L.*, *Plantago arenaria W. et K.*, *Pl. Coronopus L.* und *Asperula humifusa Bess.*, von Polypetalen endlich: *Trifolium scabrum L.*, *Tr. arvense L.*, einen *Traganth*, einige Schneckenflee-Arten, *Myricaria germanica Desv.*, *Reaumuria vermiculata L.*, *Arenaria maritima L.* und *Sisymbrium Irio L.*

Von Balochani ist das berühmte ewige Feuer nur zwei Stunden entfernt, und so schlugen wir noch den Nachmittag desselben Tages den Weg dahin ein. Mein liebenswürdiger Wirth führte mich aber zuerst nach dem Dorfe Amar-Adschan (Emir-Hadschan bei Eichw.), in dem die ausgezeichnetsten Teppiche verfertigt werden. Diese Teppiche, welche gewöhnlich unter dem Namen der Adschem, d. h. der persischen, nach der Türkei und besonders nach Konstantinopel ausgeführt werden, sind die vorzüglichsten und besten, welche man in Asien kennt, und unterscheiden sich durch Farbenpracht und Dauer von den türkischen, besonders von denen, die



in Smyrna angefertigt werden. Ich habe einen solchen von 46 Pfund Schwere, $6\frac{1}{2}$ Ellen Länge und $3\frac{1}{4}$ Ellen Breite fast ein Jahr lang auf meiner Reise benutzt und ihn, da ich ihn des Nachts zu meinem Lager und am Tage als Sitz benutzte, keineswegs geschont, und doch hielt ihn Jedermann, als ich in die Heimath zurückgekehrt war, noch für neu und unbenutzt.

Ein zweiter Teppich hat noch mehr Proben von seiner Vorzüglichkeit abgelegt. Da ich auf meiner Reise einmal für den Transport meiner Pflanzen keine Bretter bekommen konnte, kaufte ich einen solchen Teppich, von dem ich wußte, daß er gegen Regen und Feuchtigkeit hinlänglich zu schützen im Stande wäre, und wickelte die getrockneten Pflanzen in ihn. Im Sommer 1844 wurde dieses Paket nebst anderen getrockneten Pflanzen, Zwiebeln u. s. w. in Tiflis in eine Kiste gepackt und nach Konstantinopel gesendet. Leider versäumte man dort, die Kiste noch in demselben Jahre abzusenden und that dieses erst im nächsten Frühjahr, wo sie nebst anderem Gepäcke, die Wasserreise um Europa herum machend, nach Hamburg kam. Als sie in Berlin angekommen war, sandte der Spediteur alle Kisten an ihre Adressen, nur diese und zwei andere blieben liegen, weil keine bezeichnende Signatur darauf befindlich war. Erst vor kurzer Zeit, anderthalb Jahre nach ihrer Ankunft, gelang es mir auf ihre Spur zu kommen und ich fand sie neben anderen Waaren in einem Schuppen, wo sie die ganze lange Zeit hindurch der feuchten Luft einer schlechten Jahreszeit preisgegeben waren. Als ich die eine Kiste eröffnete, waren die Pflanzen außerhalb des Teppichs verfault, während die innerhalb desselben sich auf das Beste erhalten hatten. Der Teppich selbst wurde gereinigt und hat, obgleich er eine so lange Zeit von Fäulniß und Moder umgeben war, damit wiederum sein frisches Ansehen erhalten.

Die Teppiche werden zur Hälfte gewebt und zur Hälfte gestickt, und den Frauen liegt ihre Bereitung ob. Diese bedienen

sich dazu einer Art schiefstehenden Webstuhles, auf den ein Aufzug gemacht wird. Wenn der Quersfaden (der Einschlag) mit einem sogenannten Schiffchen zwischen den Aufzug hindurch geschoben ist, so werden mit bunter Wolle auf der vorderen Reihe der Aufzugsfäden bestimmte Verschlingungen, die ohngefähr den Kreuzchen bei unseren Stickereien entsprechen, gemacht. Nun tritt die hintere Fädenreihe des Aufzuges nach vorn, die vordere hingegen nach hinten; wiederum wird ein Einschlag gemacht und darauf auf gleiche Weise gestickt. Demnach wird eigentlich ein Faden gewebt und einer gestickt. Das Sticken selbst geschieht, wie schon gesagt, durch eine Art Verschlingung des Sticksfadens. Bei jeder Verschlingung faßt man nämlich zwei Fäden des Aufzuges und zieht den linken über den rechten, um zuerst ihn und dann auch den rechten mit dem Sticksfaden zu umwickeln. Der linke nimmt vermöge seiner Elastizität wiederum seine Stelle ein, der Sticksfaden wird aber dadurch um desto fester umschlungen und kann nun, ohne wiederum aufzugehen, abgerissen werden. Beide Enden der Verschlingung ragen ohngefähr $\frac{1}{2}$ — $\frac{3}{4}$ Zoll senkrecht in die Höhe. Nach einer Zeit wird ein eiserner Kamm genommen und, indem dessen Zinken durch die Aufzugsfäden greifen, damit das Gewebte sowohl, als das Gestickte festgeschlagen. Nun ergreift man die Scheere und schneidet die Enden egal ab, doch so, daß sie immer noch $\frac{1}{3}$ — $\frac{1}{2}$ Zoll lang bleiben.

Die Sticksfäden bilden im Teppiche das Muster, welches zwar auf beiden Seiten, doch hauptsächlich auf der rechten Seite (d. h. derjenigen, wo die Enden in die Höhe stehen) sichtbar ist. In der Regel werden nur Arabesken gestickt, aber vielfach verschlungen und in allen Farben abwechselnd. Die Sticksfäden hängen, zu Knäueln aufgewickelt, an einem Querbalken des Webstuhles, und zwar nach den Farben, wie man diese gerade braucht. Das Muster machen die Frauen ohne Zeichnung und tragen es nach eigenem Gutdünken auf.

Die Stickerie geht bei den bessern und schwerern Teppichen sehr langsam von Statten, denn zwei Frauen vollbrachten an dem oben beschriebenen täglich nicht mehr als ohngefähr $\frac{1}{2}$ — $\frac{3}{4}$ Zoll der Breite zu Stande; es darf deshalb nicht auffallen, daß sie, da auch die häuslichen Geschäfte ihre Arbeit beansprachen, länger als ein Jahr bedurften, um ihn zu vollenden. Der Werth des Teppichs liegt in der Farbenpracht und in der Schwere, denn je mehr die Stickerie mit dem Einschlage durch den Kamm zusammengeschlagen ist, um so mehr verlangt der Teppich Wolle und bedarf zur Vollenbung einer längeren Zeit. Trotzdem sind die Teppiche, wenn man sie an Ort und Stelle kauft und sie nicht erst einem Armenier in die Hände fallen, außerordentlich wohlfeil, denn sie werden um einen Preis verkauft, der ohngefähr nur dem Werthe der Wolle bei uns entspricht.

Man wird vielleicht fragen, wie dieses möglich ist, da man doch nicht verlangen kann, daß Jemand Jahre lang umsonst arbeite. Es erklärt sich, wenn man weiß, daß die Bewohnerin Persiens und der jetzt russischen und früher persischen Provinzen im Westen des kaspischen Meeres alle Ingredienzen eines Teppichs selbst zubereitet und verarbeitet. Sie spinnt die rohe Wolle zu Fäden, färbt sie mit Stoffen, die sie selbst sucht oder um einen geringen Preis einkauft, und arbeitet an dem Teppiche in Stunden, in denen sie sonst doch nichts thun würde. In einem Lande, wo das Geld, besonders auf den Dörfern, noch zu den Seltenheiten gehört und die Rohstoffe nur einen geringen, oft gar keinen Werth haben, ist der Ertrag des kleinsten und unbedeutendsten Teppichs für einen Haushalt immer von Bedeutung. Das Geld wird, da fast alle Bedürfnisse des Lebens selbst herbeigeschafft oder durch Tausch erhalten werden, auf Luxusgegenstände, Waffen, zur Erweiterung der Landwirthschaft und der Viehzucht u. s. w. verwendet, oder an einem geheimen Orte ängstlich verwahrt.

Meine Anwesenheit führte eine Menge Menschen aus



dem Dorfe zusammen, und so hatte ich zur Bestätigung meiner oben ausgesprochenen Behauptung hinlänglich Gelegenheit, die Schönheit des männlichen und weiblichen Geschlechts zu bewundern. Viele von den 12—14jährigen Mädchen, die unverschleiert herbeigekommen waren, besaßen zwar den dunkeln Teint, wie man ihn vorherrschend bei den Persern vorfindet, zeichneten sich aber durch blaue Augen aus.

Nach einem längeren Aufenthalte fuhren wir endlich den ewigen Feuern zu und sahen, obgleich die Sonne noch hoch am Himmel stand, doch schon bald die hellen Flammen der Erde entsteigen. In dem dem Feuerkultus gewidmeten Tempel loderte aus großen Essen ebenfalls Feuer gen Himmel empor. Selbst am Tage ergriff mich die großartige Erscheinung mit ganzer Macht, aber unendlich mächtiger war der Eindruck, als Herr Paloschkoffsky den mir befreundeten General von Röhrberg aus Tiflis und mich des Abends, als schwarze Finsterniß die Erde bedeckte und Milliarden funkelnder Sterne vergebens sie zu verschrecken suchten, nach Ateschga, d. i. dem Orte der ewigen Feuer, im bequemen Wagen begleitete.

Schon als wir auf die Höhe des Hügelzuges kamen, sahen wir in nordöstlicher Richtung einen hellen Schein, der, je mehr wir uns dem geheiligten Orte näherten, um so deutlicher wurde. Bald unterschieden wir die Flammen, die Schlangenzungen gleich mit ihren Spitzen neue Nahrung zu suchen schienen, obwohl sie aus dem Inneren der Erde selbst gespeist wurden. Es ward uns aber unheimlich zu Muthe, als wir das Feuer auf dem dürrn Boden der Steppe erblickten und später uns allenthalben von den durch den Wind nur leise bewegten Flammen selbst umgeben sahen. Ewiger Tag herrschte um uns. Kein grauer Rauch entstieg dem flackernden Feuer, denn dieses loderte rein wie geläutertes Gold, dessen Farbe es auch angenommen hatte, einem reinen Aether zu. Der dunkel-azurblaue Himmel hatte sich darüber gewölbt und seine Sterne blickten mild herab, als wollten



sie dieses Mal nicht mit dem irdischen Feuer in die Schranken treten.

Die Stelle, wo sich die ewigen Feuer befinden, liegt ohngefähr eine Viertelmeile vom Dorfe Sfarachani und hat ziemlich 100 Schritte im Durchmesser. Allenthalben, wo die Erde nicht festgetreten oder festgeschlagen ist, dringt aus den Ritzen und Löchern derselben ein brennbares Gas heraus, welches angezündet so lange fortbrennt, als es nicht ein Zufall auslöscht. Dieses Gas ist wahrscheinlich dasselbe ölbildende Gas (Kohlenoxydgas), welches auch zu unserer Gasbeleuchtung und vielleicht auf dieselbe Weise (nämlich durch Destillation) aus der Naphtha, erhalten wird. Eichwald hält es für Wasserstoffgas, was aber einen ganz anderen Schein gibt.

Die Naphtha, welche hier in der Nähe aus 16 Brunnen gewonnen wird, unterscheidet sich wesentlich von der früher erwähnten, da sie sehr rein ist und eine hellgelbe Farbe besitzt. Die schwarze Naphtha gibt destillirt eine Flüssigkeit, die zwar vollkommen weiß ist, sich aber in den übrigen Eigenschaften nicht von der, wie sie bei den ewigen Feuern gefunden wird und den Namen der weißen Naphtha führt, unterscheidet. Aber vier Pfund schwarzer Naphtha geben erst ein Pfund der weißen. Die Quantität der letzteren ist sehr gering, denn in einem Monate liefern die 16 Brunnen nur 60 Pud (2,100 Pfund), von denen das einzelne von der Regierung zu zwei Silberrubel verkauft wird.

Das Feuer mag schon so lange gebrannt haben, als das ölbildende Gas in der Tiefe der Erde sich gebildet hat und durch Ritzen und Löcher der Oberfläche nach oben gedrungen ist. Schon seit langer Zeit wurde es zu allerhand technischen Zwecken benutzt. Ueber den Anfang dieses Feuers sagt uns die Geschichte gar nichts, es wird aber wahrscheinlich, daß es vor dem Beginne unserer Zeitrechnung noch gar nicht brannte. Keiner der griechischen und römischen Schriftsteller gedenkt ihrer, und selbst Strabo, der sonst den kaukasischen Isthmus, an dessen Gränze er geboren



war, ziemlich genau kennt, und über die Araxes- und Kur-Niederungen, in denen beide Flüsse noch getrennt dem Meere zusossen, ziemlich genau berichtet, gedenkt dieser in hohem Grade wichtigen Erscheinung mit keiner Sylbe. Daß Ptolemäus unter seinen „sabäischen Altären“ am Kur unsere ewigen Feuer verstanden hat, möchte ich bestimmt verneinen.

Die erste Kunde von Baku und seinen Wundern erhalten wir durch arabische Schriftsteller und Masjudi ist es, der des Feuers zuerst gedenkt. Ich möchte seiner Beschreibung nach fast den Schluß ziehen, daß sie damals noch gar nicht in der Weise existirten, als wir sie kennen, sondern daß um die Mitte des zehnten Jahrhunderts, in der Masjudi lebte, oder nur wenig früher, eine furchtbare Eruption, wie sie auch jetzt noch, aber weit schwächer, vorkommt, stattfand. Mit ihr mag die Feuer-Erscheinung, aber nicht gleichmäßig, wie jetzt, sondern von Zeit zu Zeit sich durch neue Explosionen Luft machend und dann wieder nachlassend, begonnen haben. Naphtha wurde damals ebenfalls schon gewonnen. Ob die Halbinsel Apscheron bereits so, wie sie jetzt aussieht, zu jener Zeit bestanden habe, möchte ich auch bezweifeln, denn Masjudi spricht von einer Menge Inseln, die in der Nähe des Feuerpfuhls, wo eine der Quellen des Feuers ohne Aufhören hoch hinaufbrenne, vorhanden wären; von ihnen besitze eine einen Krater, aus dem man von Zeit zu Zeit ein furchtbares Geräusch vernehme. Hierauf steige eine Feuer säule, die an Höhe den höchsten Bergen entspreche, zum Himmel empor und werde an die hundert Parasangen weit gesehen. Der Krater gleiche dem Berkan (Aetna) in Sicilien.

Mit der Herstellung des reinen Ormuzd-Dienstes durch die Saffaniden wurde auch die Aufmerksamkeit dieser dem reinen Feuerkultus so sehr ergebenen Herrscher auf einen Ort gewendet, an dem Feuer von selbst und zwar in einer sonst nirgends gesehenen Reinheit auf der Erde brannten. Kobad und noch mehr sein berühmterer Sohn Nuschirwan

hatten unbedingt eine Vorliebe für die Westküste des kaspischen Meeres, wo viele Fürsten gleichsam als Markgrafen eingesetzt wurden. Eine Menge Städte, die zum Teil noch stehen, wie Derbend, Baku und Schemachi, verdankten dem letzteren ihren Ursprung, und in ihnen hielt er sich vorzugsweise gern auf.

Als die fanatischen Araber das persische Reich über den Haufen warfen, flohen viele der sassanidischen Fürsten nach dem Norden. In Schirwan und Daghestan erhielten sie sich viele Jahrhunderte hindurch, und selbst zu Bakui's Zeit waren noch in Baku Nachkommen der Behram Gur, v. i. der Königs-Familie. Die letzte gräßliche Vernichtung der Anhänger des Feuerkultus geschah aber durch Timur, der sich rühmte, alle Ungläubigen von Gilan und Adsarbeidschan bis Baku und Derbend vernichtet zu haben.

Mit Timur scheinen die persischen Feueranbeter, wenigstens in diesen Gegenden, ein Ende genommen zu haben, wenn sie sich auch vereinzelt noch hier und da eine lange Zeit erhielten. Ein neuer, aber gewiß ganz verschiedener Feuerkultus entstand durch Indier, die sich allmählig in diesen Gegenden niederließen und, wie es scheint, von den weniger fanatischen Schiiten, die mit der Besteigung des persischen Thrones durch die Sefiden unabhängig von den Sunniten auftraten, ohne weitere Verfolgung geduldet wurden. Die Zahl derer, die allmählig einwanderten, kann gar nicht gering gewesen sein, denn wir erfahren von Reisenden, daß in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts 200 Indier, die als die reichsten Kaufleute geschildert werden, allein in Schemachi lebten.

Mit der Thronbesteigung Nadir-Schah's, der vom gemeinen Räuber bis zur königlichen Tiara sich erhob, scheint auch für diese indischen Feueranbeter ein Wendepunkt eingetreten zu sein, denn seine Verwüstungen sowohl, als die über ein halbes Jahrhundert nach seinem Tode fortdauernde Anarchie, bestimmte die meisten der Indier, ihr neues Vater-

land wiederum zu verlassen. Viele siedelten sich in Astrachan an, wo ihre Nachkommen noch in großem Wohlstande leben.

Von nun wanderten nur noch Einzelne, die dem Feuerkultus ergeben waren, auf der Westküste des kaspischen Meeres ein, und diese wenigen beschränkten sich auf den Ort der ewigen Feuer, in deren Nähe man ein Kloster erbaut hatte. Es waren aber meist nur Männer, die das Gelübde gethan, hier eine Zeit lang in Gebeten und Lobpreisungen der Gottheit zu leben, um dann als Heilige in ihre Heimath zurückzukehren. Mit jedem Jahrzehent ist aber auch ihre Anzahl geringer geworden, obgleich die russische Regierung ihren gottesdienstlichen Berrichtungen keinerlei Hindernisse in den Weg legt, sondern im Gegentheile sie ihres kräftigen Schutzes theilhaftig werden läßt. Während meiner Anwesenheit waren nur noch fünf vorhanden und diese stammten sämmtlich aus Multan, wohin sie, zum Theil wenigstens, gern zurückgegangen wären, wenn sie hinlänglich Reisegeld gehabt hätten.

Leider sprachen diese fünf Indier außer ihrer Hindusprache nur noch persisch, und die wenigen tatarischen Brocken, die sie sich angeeignet hatten, reichten nicht hin, um uns gegenseitig verständlich zu machen. Diese Indier erfreuten sich im Allgemeinen einer schlanken und hohen Statur und hatten, dieser entsprechend, ein längliches Gesicht. In dieser Hinsicht glichen sie allerdings den Persern, aber der Ausdruck ihrer Physiognomie unterschied sie wesentlich von diesem Nachbarvolke. Auch hatten sie keineswegs einen so dunkeln Teint, als die Perser, welche ich sonst auf der Reise gesehen, und selbst die Kysylbasch-Tataren waren dunkler gefärbt. Die Haut war weich, aber keineswegs nur im Geringsten sammtartig, wie bei den malaischen Völkern Indiens. Die Augen erschienen länglich und schmal und wie die Stirne, so war auch die gerade herabsteigende Nase nicht groß, während der Mund selbst für klein gelten konnte. Kinn und



Backenknochen ragten nur wenig hervor und der Hinterkopf war nicht besonders markirt. Der schlanke Hals stieg zwischen keineswegs breiten Schultern empor.

So viele Reisende auch nach Baku gekommen sind, so hat sich doch keiner mit der eigentlichen Religion der dortigen Indier beschäftigt, obgleich dies nicht ohne Werth sein dürfte. Leider war ich für derlei Untersuchungen gar nicht vorbereitet und verstand auch keine der Sprachen, durch die ich mir wenigstens Materialien zu weiteren Resultaten hätte verschaffen können. Aber doch will ich das Wenige, was ich erfahren, hier mittheilen, da selbst die weitläufige Beschreibung Eichwalds nicht im Stande ist, ein treues Bild zu geben. Vielleicht gelingt es einem anderen Gelehrten, der nach Baku kommt, weitere Aufschlüsse darüber mitzutheilen.

Ich möchte fast behaupten, daß die hier lebenden Indier gar keine Feueranbeter sind, sondern ächte Buddhaiisten. Die fünf hier anwesenden Männer gehören zwei verschiedenen Sekten, Sandasi und Bairagi, an, und von ihnen sollen nach den hiesigen Bewohnern die einen vorzugsweise die Erde und die anderen das Feuer anbeten. Aus dieser Ursache werden sie auch hierherum Haki und Ateschi, was die persische Uebersetzung der obigen Namen sein soll, genannt. Bei beiden spielt aber das Feuer (Dschuala), oder Großfeuer (Mahadschuala) eine wichtige Rolle, da in ihm sich die Gottheit personifiziren soll.

Die heiligen Geräthschaften waren bei beiden Sekten keineswegs in der Fülle vorhanden, wie man sie in indischen Tempeln findet, bestanden aber wie dort aus einer Menge messingener Figuren, die, den Nippfiguren unserer Damen ähnlich, auf einem besonderen Tische aufgestellt waren. Dieser stand bei dem Haki-Priester der Thüre gegenüber und als sich dieser den Heiligthümern näherte, ergriff er eine Glocke, um damit zu schellen. Mit großer Bereitwilligkeit zeigte er mir das aus wenigen Blättern bestehende Religions-

buch und einen der Götzen nach dem anderen, erlaube mir aber nicht, einen derselben anzugreifen.

Der Priester der Feuersekte hatte eine größere Zelle zur Stätte der Gottesverehrung eingerichtet, und in ihm war auf der westlichen Seite ein Theil durch eine Barriere abgesperrt. Dorthin begab er sich mit einem Glaubensgenossen und brannte zuerst in einer Ecke das heilige Feuer an. Darauf ergriff er die große Trompetenmuschel, goß Wasser in deren weite Oeffnung, zum Theil um es an der abgestuhten Spitze wiederum herauslaufen zu lassen, zum Theil aber auch um es zu trinken. Während dieses geschah, murmelte er Gebete vor sich hin. Nun stellte er sich vor ein Gefims, auf dem allerhand Götzen und sonstige Geräthschaften standen, und setzte die abgestuhte Spitze der Muschel vor den Mund, um die abscheulichsten und gellendsten Töne hervorzurufen.

Damit begann die eigentliche Messe, von der ich freilich weiter nichts berichten kann, als daß sie gegen 20 Minuten andauerte, einen entsetzlichen Lärm machte und selbst endlich den geduldigsten Zuhörer langweilte. Während der Priester ohne Unterbrechen Gebete hermurmelte, aus denen ich bisweilen die Namen der indischen Gottheit, Krischna und Wischnu, vernahm, und mitunter wieder in die Muschel blies, stand sein Gehilfe in einer Ecke und sagte beim Zusammenschlagen kleiner, silberner Becken mit einer monotonen Stimme ebenfalls Gebete her. In kleinen Zwischenräumen ging der Priester mit einer Räucherpfanne in der einen und mit einer Glocke in der anderen Hand um den Altartisch, auf dem viele messingene Figuren standen, herum und legte dann beide wiederum an ihren bestimmten Platz, um nun mit seinem Gehilfen die Hände zusammen zu falten. Der Priester vereinigte die Hände auf die Weise, daß ein Finger auf den andern zu liegen kam, während der Gehilfe hingegen nur die Daumen über einander kreuzte. Die Ceremonie endigte damit, daß der Oberpriester eine kleine

Schale mit Kandiszucker ergriff und sie den Zuschauern präsentirte. Dieses galt auch als eine kleine Mahnung an den Beutel des Fremden, und wir gaben um so freudiger eine kleine Gabe, als diese armen Leute nur kümmerlich ihr Leben dahinstriften.

In kaum glaublicher Armuth bringen die fünf hier anwesenden Indier ihr Leben zu und schon ihr Aeußeres ist keineswegs einnehmend, da meist nur Lumpen an ihrem Körper hängen. Von einer Nationaltracht sah ich nichts, denn die Kleidungsstücke, in die sie gekleidet waren, hatten sie erst von mitleidigen Menschen erhalten. Eben so einfach ist ihr Haushalt, und in der kleinen Zelle ihrer Wohnung bemerkte ich nur einen dünnen Teppich, auf dem sie die Nacht schlafend zubringen. Brod und Wasser soll die einzige Nahrung, die sie sich erlauben dürfen, sein. Der Gehilfe des Priesters scheint jedoch an diesem rigorösen Leben keineswegs einen großen Gefallen zu finden, denn ich sah ihn in der Vorstadt Baku's bei einem Kebabdschi stehen, als er eben ein Stück Hammelfleisch sich recht gut schmecken ließ.

Unter den fünf Indiern befand sich auch ein Fakir, der sich zur Aufgabe gestellt hatte, in einer zusammenhockenden Stellung inneren religiösen Betrachtungen zu leben, und bereits 16 Jahre in dieser unnatürlichen Stellung verharrt sein soll. Er machte einen unangenehmen Eindruck auf mich und meine Begleiter, denn einem Thiere ähnlicher als einem Menschen, hockte er in der Mitte der kleinen Zelle und starrte gedankenlos vor sich hin. Wie er von Gott erschaffen, sahen wir ihn ohne alle Kleidung mit langen, durch einander gewirrten Haaren; Hände und Beine, da sie nur äußerst selten in Gebrauch genommen wurden, schienen nur aus Knochen zu bestehen, so sehr war das Fleisch abgemagert. Trotz dieses gränzenlosen Elendes besaß dieser Fakir aber doch einen Stolz, der mit seinem Zustande im Widerspruche stand. Als General Röhrberg ihn durch den



Priester Amintas ersuchte, doch einmal aufzustehen, warf er uns verächtliche Blicke zu und drehte sich, den Rücken uns zuwendend, herum. Die Habsucht der übrigen Indier kennend, legte ihm Nöhrberg einen Silberrubel hin; der Fakir hob ihn auf, besah ihn am Lichte und, als er ihn als Geldstück erkannte, warf er ihn wiederum verächtlich von sich.

Wie die meisten Klöster des Orientes, die den Ueberfällen räuberischer Horden ausgesetzt sind, so bildet auch Ateschga oder Ateschja, wie ich vernahm, d. i. Feuerort, in Form eines viereckigen Gebäudes eine Befestigung, welche einen großen Hofraum einschließt und von den terrassenartigen Dächern aus vertheidigt werden kann. Die Ringmauer dient nämlich den im Hofe erbauten Wohnungen oder Zellen zugleich als Hinterwand. Den Eingang bildet nach Norden ein Thor, auf dem sich eine Bastei zum größeren Schutze vorfindet. Eine Treppe führt von unten auf die Höhe derselben, und man erfreut sich daselbst, besonders des Abends, eines wunderlieblichen Anblickes auf die Feuer, die allenthalben, scheinbar ohne alle Nahrung, ihre vielzackigen Zungen dem Himmel entgegenenden. Auch in der Ferne erschaute ich einige Feuer. Auf der thurmähnlichen und viereckigen Bastei befinden sich vier Essen, aber leider sind die dahingleitenden Gasröhren zerbrochen, und die anwesenden Indier fühlen keineswegs das Bedürfniß, sie wiederum herzustellen.

In dem Hofe steht ein viereckiger Thurm, welcher von vier Säulen getragen wird. Inmitten des von den Icktern eingeschlossenen Raumes ist eine kesselartige, 3—4 Fuß im Durchmesser haltende Vertiefung, und in ihr wird, so erzählte uns der freundliche Panelak, d. i. Priester, das ewige Feuer, die personifizierte Gottheit, so lange Menschen es wissen, von dieser selbst genährt. Von der oben erwähnten Stelle aus, wo ölbildendes Gas dem Boden entsteigt, wird eine Röhre bis zur kesselartigen Vertiefung geleitet und dadurch das Feuer gespeist. Röhren führen dasselbe brennbare Gas auch dem Thurme aufwärts nach vier auf den Ecken desselben



befindlichen Essen, aber nur zwei, die sich schräg gegenüber befinden, lodern mit ihren gelblich-weißen Flammen noch hoch empor, während die beiden anderen durch irgend einen Zufall einmal verlöscht sind. Auf meine Frage, warum man sie nicht wieder anbrenne, wurde mir erwidert, daß man keine Leiter hätte. Man sieht hieraus, daß die Indier von ihrem mitgebrachten Enthusiasmus abgekühlt sein mögen, daß sie selbst diese Mühe scheuen.

In der Mitte ragte ein Dreizack heraus, den man mir Thirskul nannte. Man erzählte — wenn ich recht verstanden — daß der Teufel sich einstens die Herrschaft über die Menschen angemacht und als furchtbarer Wütherich regiert habe. Heiße Gebete entsandten aber die Erdbewohner zum ewigen Gotte und fanden Erhörung, denn ein Engel stieg vom Himmel herab und steckte zum Zeichen, daß Gott wiederum die Herrschaft übernommen, diesen Dreizack in die Erde.

Zwei und zwanzig Zellen zählte ich ringsherum. Mit wenigen Ausnahmen waren sie sämtlich sehr klein und entsprachen demnach denen unserer Klöster. Ueber dem Eingange befanden sich Inschriften mit persischen Buchstaben. Außer einem Teppiche besaßen die Zellen, wie ich schon gesagt habe, gar nichts, und durch Röhren, die in sie hineingeleitet wurden und beim Nichtgebrauche geschlossen waren, konnten ihre Bewohner sich durch Anbrennen des Gases willkürlich Licht und Wärme verschaffen. Obwohl dieses Gas zu den irrespirablen Sorten gehört und Jedem, der von außen kommt und sich nicht daran gewöhnt hat, sehr bemerkbar ist, so schien es doch auf die Zellenbewohner keinen Einfluß ausgeübt zu haben.

Amintas führte uns zuletzt zu dem Feuerbrunnen, der zwischen dem Gottesacker und dem eben erwähnten Feuerheerde sich befindet. Man hat nämlich in einer mir unbekanntem Zeit einen Brunnen von gegen 50 Fuß Tiefe gegraben, und in ihm sammeln sich größere Mengen des



brennbaren Gases an, die nach oben entweichen. Ein großartigeres Schauspiel, als mir hier geboten, habe ich noch nirgends gesehen. Ueber die Oeffnung des Brunnens wurde ein Teppich gedeckt, um die Entweichung des Gases zu verhindern. Nach 5—8 Minuten ergriff einer der Priester ein Bündel Reisig, in das ein brennendes Stück Papier gesteckt wurde, und warf es, nachdem der Teppich schnell hinweggezogen war, in den Brunnen hinab. Zuvor hatte man uns gewarnt, nicht zu nah zu bleiben, und die beiden Indier ergriffen ebenfalls, nachdem sie dieses gethan, aufeiligste die Flucht. Ohngefähr 20—30 Sekunden nach dem Einwerfen des brennenden Reisigs vernahmen wir einen furchtbaren Donner, wobei die Erde erbebt, und plötzlich stieg eine Feuer säule, die einem umgekehrten Kegels glich, aus der Tiefe hervor, sich hoch in die Lüfte erhebend. Staunend und das erste Mal, als ich es sah, nicht ohne Furcht, blickten wir der feurigen Masse nach, die allmählig lichter wurde und zuletzt ganz verschwand. Die Gestalt eines umgekehrten Kegels bildet sich darum, weil das brennbare Gas, sowie es aus dem Brunnen hervortritt, sich allmählig in die Breite ausdehnt.

Erst nachdem sich dieses Schauspiel einige Mal vor unseren Augen entfaltet hatte, wurden wir ruhiger und vermochten erst dann ihm die nöthige Aufmerksamkeit zuzuwenden. Es hat sich bisweilen ereignet, daß Zuschauer, nicht gehörig gewarnt oder vorwitzig, der aufsteigenden Feuermasse zu nahe standen und von ihr auf solche Weise erfaßt wurden, daß sie in einem Nu am ganzen Körper brannten und lange Zeit die Folgen ihres unvorsichtigen Benehmens fühlen mußten. Je dunkler die Nacht ist, in der das Schauspiel dargeboten wird, um desto großartiger tritt es entgegen.

Von hier aus besuchten wir noch einmal den eigentlichen Feuerheerd. Es waren aus dem nahen Dorfe Sfarachani Familien da, die sich einen natürlichen Backofen verfertigt hatten, um darin ihre Fladen gar zu machen. Andere kochten



sich in einem kupfernen Kessel Speisen, und wieder Andere bereiteten sich warmes Wasser, um sich, gegen die sonstige Sitte des Orientes, damit zu waschen. So loderten allenthalben, benützt und unbenützt, eine Menge Feuer um uns, und nur wo der Boden festgeschlagen war, erfreute man sich einer hinlänglichen Sicherheit. Um uns von der Anwesenheit des brennbaren Gases auch an den harten Stellen zu überzeugen, nahm ich eine Hacke und machte damit eine Stelle lockerer. Als ich mit einem Späne, den ich an einem anderen Feuer angebrannt hatte, wiederum in ihre Nähe kam, stand einer unserer Begleiter mit einem Male mitten in den Flammen und erschrocken sprang er auf die Seite. Ein Zipfel seines Rockes brannte aber bereits.

Mehre der älteren Reisenden erwähnen in hiesiger Gegend noch ein anderes Feuer, welches, obgleich ebenfalls ganze Strecken einnehmend, doch nicht andere Gegenstände anzuzünden vermöchte. Ich habe es nicht gesehen und zuverlässige Einwohner Baku's wußten ebenfalls nichts davon. Wenn ich demnach auch ihre Existenz keineswegs ableugnen will, so haben diese Feuer doch auf keinen Fall mit den Naphtha-Erscheinungen etwas zu thun, sondern sind ohne Zweifel den Irrlichtern unserer Sümpfe und Moräste gleichzusetzen. Das Vorkommen von Irrlichtern ist um so wahrscheinlicher, als die Küsten des kaspischen Meeres nördlich und südlich von Baku zum Theil sehr sumpfiger Natur sind. Außerdem verlangen die nicht unbedeutenden Reis-Anpflanzungen, welche sich überall in den Niederungen vorfinden, ebenfalls viel Wasser, und zwar stehendes. Jene Reisenden erzählen aber auch, daß diese nicht entzündenden Feuer bisweilen selbst die höheren Berge bedeckt haben, eine Erscheinung, über die ich nicht zu urtheilen vermag, insofern nicht die Entfernung getäuscht haben sollte.

An einem anderen Tage begleitete mich mein freundlicher Führer zu anderen Naphthabrunnen, die sich auf der westlichen Seite der Stadt und 1½ Stunden von ihr ent-



fernt befinden. Sie werden gewöhnlich nach dem nahen Dorfe Schich genannt. Der Weg führt am Meere hin. Nach einer kleinen halben Stunde erscheinen daselbst zer-rissene oder wenigstens verworfene Felsentwände und setzen sich am Ufer weiter fort. An einer Stelle umschließen sie aber auf drei Seiten ein Bassin, welches nach dem Meere zu offen ist; mächtiges Trümmergestein lag in diesem herum. Auf jeden Fall war hier vor langer Zeit der Boden einmal zusammengesunken. In diesem Bassin nun, welches später auch zum Theil von den Fluthen des Meeres eingenommen sein mochte, entquillt schwarze Naphtha dem Boden und wird gesammelt. Zu diesem Zwecke hat man 25 Brunnen ge-graben. Mit Ausnahme der beiden, die sich schon im Meere befinden, liefern sie jedoch nur wenig Naphtha, denn wäh-rend der größere von diesen täglich 20, der kleinere hin-gegen 10 Pud liefert, erhält man aus allen übrigen zusam-men nur 6—7 Pud (zu 35 leipziger Pfund). Die beiden Brunnen im Meere gehören einem Einwohner von Baku, der sie gemeinschaftlich mit der Krone ausbeutet, auf die anderen hat die letztere allein Anspruch.

Wir besuchten von hier aus das nahe Dorf Schich, hinter dem der schon oben genannte kleine Salzsee sich be-findet, um dort eine berühmte Moschee, zu der zu allen Zeiten eine Menge Wallfahrer ziehen, in Augenschein zu nehmen. Es liegt hier Bibihewet, die Tochter eines Imams (d. h. Nachkommen Ali's), welche ihrem Vater aus Mesched entlaufen und hier gestorben sein soll, begraben. Nach ihr führt das Dorf den Namen Bibihewet, gewöhnlich wird es aber seit der russischen Besitznahme Schich genannt, denn viele Schich's (Scheid's), worunter man hier Priester ver-sieht, wallfahren aus fernen Ländern hierher.

Es wurde leider gerade an dem Tage unserer Ankunft ein Fest, welches die Erinnerung an den Tod Ali's und der heiligen Familie aufrecht erhalten sollte, in der Moschee ge-feiert, und die frommen Moslimen erlaubten uns deshalb



nicht, das Gotteshaus zu betreten, zumal auch in besonders abgesperrten Räumen eine Menge Frauen gegenwärtig waren. Deutlich vernahmen wir aber das Schluchzen und Wehklagen der frommen Leute, die mit lauter Stimme den Mörder der heiligen Familie verfluchten und über das namenlose Elend der Unschuldigen jammerten. Selbst als sie die Moschee verließen, glänzten noch Thränen in ihren Augen und man sah auch außerdem ihnen ihre Theilnahme an, die sie durch eine Menge äußerlicher Zeichen kund gegeben hatten. Um die Moschee zog sich ein Gottesacker herum, der sich eines besseren Zustandes, als man ihn gewöhnlich im Oriente sieht, erfreute. Einigen Gräbern war auch mehr Aufmerksamkeit gewidmet worden und an einem stand ein wunderschöner Delbaum in voller Blüthe.

Siebentes Kapitel.

K u b a u n d D e r b e n d .

1844 Den 20. Juni verließ ich endlich, durch die liebenswürdige Fürsorge des Kreisauptmanns mit Mundvorrath auf eine Woche versehen, Baku und eilte dem daghestanischen Kriegsschauplatz immer näher. Es waren gute Nachrichten eingetroffen und so hoffte ich noch den Plan, längs des Sfamur aufwärts bis an dessen Quellen zu gehen und dort die interessante Verzweigung des kaukasischen Gebirges von einem der wichtigsten Centralpunkte aus kennen zu lernen, in Ausführung zu bringen. Der Oberbefehlshaber, General von Reidhardt, hatte mich deshalb mit einem besonderen Erlaubnißscheine versehen, diese sonst den Fremden verschlossenen Gegenden zu besuchen, und ein besonderes Schreiben an den damals dem russischen Kaiser noch ergebenden Fürsten von Eliskui (Elissen), Daniel-Sultan, sollte mir in diesem noch gar nicht erforschten Distrikte Zutritt und hinlängliche Sicherheit gewähren. Die Untersuchung dieser Gegenden hatte ich mir als das Ziel meiner Reise gesetzt; wäre diese glücklich vollbracht, so wollte ich nach Tiflis zurückkehren und mich zur endlichen Heimkehr nach dem deutschen Vaterlande vorbereiten.

Mein nächstes Ziel war Kuba, die frühere Residenz eines Chanes, dessen Gebiet auf jener Seite der Halbinsel Apscheron

begann. Zu diesem Zwecke fuhr ich quer über die Halbinsel in nord-nord-westlicher Richtung nach der sieben Stunden entfernten Station Sungait. Die Sonne schien heiß, aber ein kühler Wind milderte die brennenden Strahlen. Dieselben Verhältnisse, wie ich sie auf dem Wege nach den Naphthabrunnen und den Feuern schon geschildert habe, herrschen auch hier vor. Allenthalben sah ich, selbst noch in größerer Anzahl, Salzseen und zwischen ihnen Naphthabrunnen, jedoch nirgends in der Ausdehnung und Mächtigkeit, wie ich sie früher beschrieb.

Wir hatten allmählig die letzten Höhen der Molasse und des tertiären Kaltes, die hier noch allein das Gebirge des Kaukasus zusammensehen, überschritten und senkten uns in eine überall gleiche Ebene, die sich jenseits der Halbinsel und zwischen dem Meere und einem diesem parallellaufenden Höhenzuge hinzieht, hinab. Diese Ebene, welche sich bald schmaler, bald breiter längs des Meeres nordwärts hinzieht, stellt ebenfalls eine dürre und unfruchtbare Steppe dar, die hauptsächlich und oft weite Strecken einnehmend von graufilzigem Vermuth bedeckt ist. Aber auch die anderen Kräuter, welche hier wuchsen, hatten dasselbe graufilzige Ansehen und nirgends wurde ich eine Pflanze mit freudig-grünen Blättern versehen gewahr. Von Gräsern herrschten neben den jährigen *Agilops*- und *Gersten*-Arten andere mit kriechenden, unter- und überirdischen Stengeln, als *Cynodon Dactylon Pers.*, *Andropogon Ischaemum L.* und verschiedene diesen Steppen eigenthümliche Quecken vor, und außerdem sah ich noch *Aeluropus laevis Tr.* und einige Trespen. Außer zwei rosafarbenen Laucharten fand ich keine Monokotylen. Von Apetalen waren eine große Menge Meldenblüthler vorhanden, besonders *Salsoleen*, *Kochien*, *Halogeton spinosissimus C. A. Mey.*, ächte Melden, *Schoberia maritima C. A. Mey. u. s. w.*; weniger und nur ausnahmsweise bemerkte ich einige Euphorbien, die an der Küste des schwarzen Meeres weit häufiger als die Meldenblüthler vorkamen.



Monopetalen kommen an solchen Stellen immer häufiger vor, so auch hier *Plantago Coronopus L.*, *Pl. maritima L.*, *Statice Gmelini Willd.*, *Convolvulus arvensis L.*, *C. persicus L.*, Königskerzen, *Tournefortia Arguzia R. Br.*, *Echium italicum L.*, *Lithospermum apulum L.*, *Origanum virens Lk.*, *Phlomis spica venti L.* und *Asperula humifusa Bess.*, und eine Menge Zusammengesetztblüthler, wie *Pippau*, *Barthausien*, *Podospermum*, *Chondrilla juncea L.*, kleinblüthige *Centaureen*, einige Disteln, die Aker = Ringelblume, *Ragensepötschen*, einige Schafgarben und Hundskamillen. Von den Polypetalen sah ich am Häufigsten Kreuzblüthler: *Alyssum minimum Willd.*, *Malcolmia africana R. Br.*, *Chorispora iberica DeC.* und *Sisymbrium persicum Bernh.*, und Schmetterlingsblüthler, vor Allem *Kameelheu*, *Schneckenflee*, *Bockshorn*, *Süßholz* und kleine *Tragantarten*. Außerdem wuchsen auf der ganzen Strecke: *Zygophyllum Fabago L.* und *Eichwaldii Led.*, *Peganum Harmala L.*, *Hippomarathrum amplifolium C. A. Mey.*, *Frankenia mollis M.B.* und *Reaumuria hypericoides Willd.*

Die gleichen Verhältnisse setzten sich bis zur nächsten, ebenso entfernt liegenden Station *Käläsi (Kyläsi)* fort und zum ersten Male begegneten mir hier in großen Truppen die leichtfüßige Steppengazelle dieser Gegenden. Der dem Meere parallel laufende Höhenzug unterscheidet sich wesentlich von dem, der mit breiten wellenförmigen Rücken auf der Halbinsel *Apscheron* sich ausbreitet, da er unbedingt älter ist. Sein Gestein ist ein dichter, opaker und keineswegs muschelig brechender Kalk, in dem nur selten Versteinerungen — ich fand gar keine — sich vorfinden mögen. In ihren äußeren Erscheinungen gleichen die Höhen denselben Kalkbergen, die sich auf beiden Seiten des *Kaukasus* dem *Thonschiefer* anlagern, besonders den äußersten Schichten desselben. Der Rücken dieses Gebirges erscheint nicht abgerundet, sondern nackte Felsen treten allenthalben zu Tage; an einzelnen Stellen sind sogar durch unterirdische Gewalten ungeheure

Blöcke in die Höhe gerichtet und stehen schon seit Jahrtausenden drohend da.

Wo sich fruchtbare Erde dem Gesteine angefügt hat, wuchern auch Felsen liebende Kräuter und selbst Sträucher. Dadurch gewährt der ganze Höhenzug einen freundlicheren Anblick, als die später entstandenen, bis in die Halbinsel Apsheron sich fortsetzenden und mehr kuppensförmigen Gebilde, und gleicht auch in seiner äußeren Erscheinung mehr einem Gebirge. Leider erfuhr ich keinen Namen, mit dem das Volk diesen Höhenzug benennt, denn so oft ich frug, wurde ich mit „Daghlar,“ was im Tatarischen Berge bedeutet, berichtet.

Die schmale Ufer-Ebene bei Käléki unterscheidet sich wesentlich von dem harten, thonfalkigen und festen Boden der früheren, denn es beginnen hier eine Art Dünen, wie ich sie sonst nirgends am kaspischen Meere gesehen. Diese Dünen sind zwar nicht so häufigen Veränderungen unterworfen, als in anderen Ufergegenden, aber sie sind, da sie aus einem blendend weißen Muschelsande bestehen, besonders wenn die heiße Juni- und Julisonne darauf scheint oder Wind den Kalkstaub durch die Lüfte führt, den Augen in hohem Grade schädlich. Mögliche Erblindung gehört hier keineswegs zu den Seltenheiten.

Interessant ist es aber, daß gerade hier einige Sträucher vorkommen und sich trotz des wechselnden Bodens erhalten. So sah ich in einzelnen Exemplaren den russischen, Steppen eigenthümlichen Bocksdorn, zwerghige Granat-, Quitten-, Espen- und selbst Feigen-Sträucher, die alle wohl auf dem nahen Höhenzuge zahlreicher wachsen und dort noch häufiger als hier vom quirligen Spargel durchzogen sein mögen. Auch das unsere Berge zierende Federgras war von dort herabgestiegen und fand einen ihm günstigen Boden, denn es kam in ziemlicher Menge vor.

Bei Käléki zieht sich eine Bucht in das Land und von nun an läuft das Gebirge dem Meere sehr nahe dahin.

Damit tritt eine bessere Vegetation ein, da die Pflanzen des Gebirges zum großen Theil auch die Ebene einnehmen; namentlich wird freundliches Gesträuch sichtbar. Die Felsenpartien häufen sich noch mehr und nehmen die sonderbarsten Formen an. Vor Allem ragen die senkrecht in die Höhe gerichteten Felsenmassen von Chydirsinde aus den übrigen Gebirgsmassen hervor und Thürmen gleich sieht man sie schon Meilen weit.

Sechs Stunden beträgt die Entfernung von Käléki bis Chydirsinde, wo zwischen dem Gebirge und dem Meere eine kaum 1,000 Schritte breite Fläche befindlich ist. Man hatte mir schon früher erzählt, daß sich eine zweite kaukasische Mauer von hier aus landeinwärts ziehe, aber vergebens suchte ich auf der Ebene selbst nur Spuren irgend eines Mauerwerkes. Ein keineswegs altes Karawansarai, ohne Zweifel erst im vorigen Jahrhunderte erbaut, war zur Poststation eingerichtet. Zu allen Zeiten zog sich eine belebte Handelsstraße längs der Westküste des kaspischen Meeres dahin und alle Herren dieser Gegenden, von Ruschirwan bis auf den Herrscher von Kuba, Feth-Ali-Chan, die den Handel unterstützten, legten hier Karawansarai's an. Auch die vorigen Poststationen Käléki, Sungait und Arbat waren früher zu denselben Zwecken erbaut worden.

Die Bewohner hiesiger Gegend erzählten mir, daß auf der Höhe des Gebirgsrückens, besonders auf seiner westlichen Seite, sich Mauern hinzögen. Um mich davon zu überzeugen, stieg ich noch gegen Abend aufwärts. Matten wechselten mit steilen Felsenwänden ab, und je höher ich kam, um so häufiger trat mir Steingetrimmer entgegen, bis dieses endlich auf dem Rücken in größter Menge und zu den seltsamsten Formen zusammengestellt vorkam.

Auf dem Gipfel angekommen, fand ich allerdings Spuren von Gemäuer, und deutlich vermochte ich sie auf der anderen Seite des Berges längs einer Matte zu verfolgen. Allem Anscheine nach bildete es aber nur eine Umsriedigung,



innerhalb welcher ich aber vergebens die Spur eines anderen Gebäudes suchte. Weiter abwärts sah ich keine Ruinen, aber man erzählte mir, daß diese Mauer sich früher weiter fortgesetzt habe und man von ihr im weiteren Gebirge an einzelnen Stellen noch Spuren fände.

Wenn man die Lage von Chydirsinde betrachtet und sie mit der von Derbend vergleicht, so findet man zwischen beiden eine große Uebereinstimmung, und wahrscheinlich ist es, zumal auch die Erzählungen der Eingebornen darauf hindeuten, daß hier ebenfalls eine Mauer den Engpaß zwischen dem Meere und dem Gebirge sperrte. Da das letztere weit steiler als bei Derbend ist und nur mit Mühe erstiegen werden kann, so bietet auch dieser Paß weit mehr natürliche Punkte zur Vertheidigung dar.

So viele Reisende auch diese Gegenden besucht haben, so gedenkt doch kein einziger *) in dieser Hinsicht dieses interessanten militärischen Punktes und so weit mir ältere Werke, selbst orientalischer Schriftsteller, bekannt sind, sagen auch diese nichts, was auf Chydirsinde Bezug haben könnte. Ritter hat in der ersten Auflage seiner Erdkunde (im zweiten Theil, Seite 869) alles, was über diese Gegenden bekannt war, zusammengestellt und daraus ersieht man allerdings, daß ältere Schriftsteller, aber ohne nähere Bezeichnung, eines Passes gedenken, an dem das Kastell oder die Pforte Schirwan liegt. Gewöhnlich wird aber Schirwan mit Schemachi identifizirt und selbst Schriftsteller des Orients bestätigen es.

Ruschirwan erbaute, wie bekannt, außer Schirwan noch Derbend, Schahberan und Baku, Städte, die sämmtlich am Meere liegen, und deßhalb ist es vielleicht wahrscheinlich, daß auch Schirwan am Meere angelegt wurde. Daß Ruschirwan, der die Westküste des kaspischen Meeres allen anderen Provinzen seines Reiches vorzog und gern daselbst verweilte,

*) Vergleiche weiter unten Seite 283.



diesen Engpaß gekannt hat, unterliegt wohl keinem Zweifel, da er gewiß wenigstens eben so wichtig als Derbend ist. Ein doppelter Gebirgszug, wie ich später noch weitläufiger auseinander setzen werde, setzt sich hier, den eigentlichen Kaukasus bildend, landeinwärts fort und bildet die natürliche Gränze zwischen dem Norden und Süden des kaspischen Isthmus. Wer demnach im Besitze des Passes von Chydirsinde ist, dem steht auch die weite schirwanische Ebene nicht minder, als die Handelsstraße durch Daghestan längs der Küste des kaspischen Meeres offen. Daß Ruschirwans Schahberan hier gelegen haben sollte, ist den älteren Schriftstellern nach nicht wahrscheinlich, denn es wird in der Ebene angegeben. Zu Iftachri's Zeit (im 10. Jahrhunderte) war Schahberan wiederum ein unbedeutender Ort geworden.

Bei vielen Reisenden der früheren Jahrhunderte wird der sonderbar geklüftete Berg bei Chydirsinde Beschparmak, d. h. Fünffinger, genannt, ein Name, der wohl den verschiedenen, gerade in die Höhe gerichteten Felsen seinen Ursprung verdankt. In der neuesten Zeit belegen aber die Russen mit anderen Reisenden einen Berg mehr landeinwärts mit diesem Namen, während man im vorigen Jahrhunderte wohl auch den dem Meere parallellaufenden Höhenzug und selbst den ganzen östlichen Theil des Kaukasus vom Schahdagh an Beschparmak nannte.

Dasselbe romantische Gebirge setzt sich von Chydirsinde an, nur wenig zurücktretend, noch über zwei Meilen fort, aber nun beginnt zwischen ihm und dem Meere eine große Ebene, welche den Namen der Ebene von Kuba oder vielmehr Kubä führt. Am anderen Morgen (21. Juni) fuhr ich derselben zu und gelangte schon zeitig zur Station Kysylburun, d. h. Noth-Nase. Der Boden wird von nun an fruchtbar und die üppige und reiche Vegetation fällt um so mehr auf, als sich das Auge bereits an die öden und dürren Steppen der Halbinsel Apscheron gewöhnt hatte.

Mit der Ebene beginnen aber auch wiederum dieselben



reisenden Flüsse, deren ich schon oben gedacht habe, und ich war mehr als einmal gezwungen, mich von Neuem der kräftigen Büffelthiere zu bedienen, um sicher auf die andere Seite eines Flusses zu gelangen. Der Weg nach der Festung Kuba führt von nun an mehr landeinwärts. Nach zwei Meilen kam ich in eine bebauter Gegend, in der das große, von schittischen Tataren bewohnte Dorf Diwetschi oder Dewitschi liegt. In seiner Nähe befindet sich auch die Station. Die schönsten Weizenfelder breiteten sich hier weit hin aus, und die einzelnen Pflanzen besaßen nicht mehr den zwergigen Wuchs, wie ich ihn selbst noch wenige Tage vorher auf der Halbinsel Apscheron gesehen hatte, sondern die Halme hatten im Durchschnitte eine Höhe von vier Fuß.

Die große Ebene von Kuba entfaltete sich, je weiter ich fuhr, immer mehr vor meinen Blicken, und die beiden mächtigen Schenkel des Kaukasus, zwischen denen sie sich in Form eines Dreieckes, dessen Basis das schwarze Meer bildet, ostwärts zieht, traten mit zum Theil von Schnee bedeckten Häuptern von Stunde zu Stunde deutlicher hervor. Ueber alle ragte aber der mächtige Königsberg, der Schahdagh, mit seinem breiten Rücken. Die Richtung, die bis jetzt eine nordwestliche gewesen war, wurde nun eine rein westliche. Sechs Stunden lag die nächste Station, welche an dem Flusse Welwel (Bälbülä, Bilbil) liegt und darnach den Namen erhalten, entfernt, und noch ehe die Sonne den höchsten Punkt am Himmel erreicht hatte, war ich daselbst angelangt.

Die Sonne brannte heiß; die weitläufigen Räume der Poststation waren aber so schmutzig, daß ich vorzog, von einer Mauer gegen die unmittelbaren Strahlen geschützt, einige Stunden mich der Ruhe zu erfreuen. Eine Rotte junger Rekruten, von einem deutschen Lieutenant angeführt, war ebenfalls angekommen, um Mittag zu halten. Es waren ohne Ausnahme Menschen, deren Anblick keineswegs einen freundlichen Anblick darbot, denn mit ihren bleichen



Gefichtern und ihrer aller männlichen Kraft mangelnden Haltung nahmen sie nur Mitleid in Anspruch. 180 Mann hatten vor vier Wochen Lisslis verlassen, aber das ungesunde Klima, Mangel an guten Lebensmitteln und namentlich an Wasser, und eine glühende, ungewohnte Sonnenhitze wütheten schon in ihren Reihen, bevor sie den Feind gesehen; während viele von ihnen nach und nach in Spitälern untergebracht waren, gingen die anderen Maschinen gleich und das Unvermeidliche ertragend, ruhig weiter, um alle Tage an Zahl geringer zu werden.

Still suchten sich die Soldaten schattige Derter, und während der größte Theil sich auf der Erde hinstreckte, um in den Armen des Schlafes der Mühen und Entbehrungen zu vergessen, bereiteten andere das dürstige Mahl. Der Kessel hing bald über dem lodernden Feuer, und während mehre Rekruten in großen Eimern das Wasser aus dem nahen Flusse holten, schnitten andere das schwarze Brod, Zwiebeln und etwas Speck in den Kessel, um eine Suppe zu bereiten. Obwohl hungrig, beeilte sich doch Niemand, sich der dampfenden Speise zu erfreuen, denn die magere Kost vermochte die von Tag zu Tage mehr schwindenden Kräfte nur wenig zu beleben, und wer nicht einen kräftigen Körper und eine eiserne Natur mitgebracht hatte, der unterlag schon zeitig den Entbehrungen und Strapazen.

Die Stille so vieler Menschen war mir unheimlich und ich sprach dem freundlichen Offiziere, dem ich gern von meinen reichlichen Borräthen mittheilte, meine Gefühle unumwunden aus. Der Deutsche war zum patriotischen Russen geworden, und so befahl er dem Ordonnanzsoldaten, den Rekruten seinen Wunsch auszusprechen, daß ein Schlachtlied gesungen werden möchte. Den Armen, die aus Polen stammten und zum Theil aus Juden bestanden, war es gar nicht so zu Muth, aber die Subordination, diese Auflösung des eigenen Selbst, war den Armen schon so zur zweiten Natur geworden, daß alsbald ein Lied aus voller Brust



ertönte. Der Gesang machte mich wehmüthig, denn die Rekruten, die im Stillen schon mit dem Himmel ihre Rechnung abgeschlossen hatten, sangen von Schlachten und von Siegen, aber auch von Lorbeerkränzen, mit denen geschmückt sie der theuren Heimath wiedergegeben werden sollten. Traurige Täuschung eines Polen, der einmal nach dem Kaukasus kommt!

Die Station und das dabei liegende Dorf waren von Strauchwerk, in dem Christdorn, Granatsträucher, Strauch-eichen und Silberbäume vorherrschten, umgeben, und zu Hecken geformt zog es sich längs des genannten Flusses hin. Die heiße Sonne hatte im Gebirge des Schahdagh noch vielen Schnee geschmolzen, und so wälzten sich für diese Zeit ungewohnte Wassermassen dahin, eine Menge Geröll und Trümmergestein im breiten Bette mit sich fort-führend. Es kostete meinem Postknechte (Jämschtschik) nicht geringe Mühe, auf die andere Seite zu kommen, da beson-ders das gegenüberliegende Ufer vom Wasser unterwühlt war.

Wie sehr die Russen die Namen verändern, davon gibt der Kaukasus der Beispiele in Menge. Der gemeine Mann modelt sich die fremden Wörter mundrecht um und der In-genieur, dem die Aufnahme obliegt, bekümmert sich in der Regel nicht weiter um die ächte Aussprache, sondern schreibt den Namen dem gemeinen Russen nach. Der Fluß, durch den wir fuhren, hat einen Namen, den die Engländer viel-leicht besser mit ihrem Alphabet bezeichnen könnten und mir wie Welwel klang, frühere Reisende haben ihn jedoch Bäl-bülä und Bilbil geschrieben; die Soldaten nennen ihn aber Weljaminka und erinnern sich dabei des tapferen Generals Weljaminoff, der im Jahre 1834 zuerst durch Tscherkessen nach dem Ufer des schwarzen Meeres vordrang und 1839 in Stauropol gestorben ist.

Von der Station am Welwel rechnet man noch bis zur Festung Kuba zwanzig Werst, also fast drei geographi-sche Meilen. Das Land wird von nun an hügeliger und

allenthalben bieten sich deshalb freundliche Partien dar. Die Kräuterslor erinnert bereits schon an die Waldregion, die allmählig beginnt und auf den Höhen rechts selbst schon eine nicht geringe Ausdehnung erhält, während links Steppenwiesen und Getreidfelder mit Laubholz-Partien abwechseln. Mit der allmählichen Zunahme einer durch fruchtbaren Boden hervorgerufenen üppigen Vegetation steht aber die Aermlichkeit der menschlichen Wohnungen im Widerspruch, denn die freundlichen, terrassenartigen Häuser, wie sie auf der Halbinsel Ispcheron gewöhnlich vorkommen, verschwinden um so mehr, je näher man der Hauptstadt der großen Ebene kommt; elende Erdwohnungen, den Sackly's der Grusier entsprechend, treten an ihre Stelle.

Eine gute Stunde vor Kuba kommt man an einen Fluß, der seinen Namen Kara-Tschai, d. h. schwarzer oder (eigentlich in dieser Zusammensetzung) langsam dahin fließender Fluß, nicht mit Recht erhalten hat. Sein Wasser ist hell und rein und soll auch keineswegs so fieberbringend als die meisten anderen Flüsse der Ebene sein. Ueber ihm lagen auf einer freundlichen Höhe die unscheinlichen Wohnungen des Stabes eines in diesen Gegenden vertheilten Kosaken-Regimentes und entsprachen ebenfalls ihren reizenden Umgebungen nicht.

Endlich kam ich in Kuba an. Die Stadt liegt auf der Südseite eines Flusses, der jetzt nach ihr den Namen Kuba-Tschai erhalten hat, und stellt zwar eine Festung dar, ist aber wohl nicht im Stande, einer europäischen Belagerung lange zu widerstehen. Die Mauern waren zum großen Theil aus Lehm erbaut und hatten kaum die Höhe von 6—8 Fuß. Schanzkörbe und Pallisaden trugen zur größeren Vertheidigung nur wenig bei. In bestimmten Entfernungen besaß die Mauer zur Aufnahme der Kanonen Zinnen, aber die hier stationirten Artilleristen, die freilich aus zum Theil ausgedienten Soldaten bestanden, hatten den Gebrauch dieser Mordinstrumente ganz und gar verlernt, denn von all



den Probeschüssen, die auf Befehl des mit der Inspektion beauftragten General Röhrberg geschahen, traf nicht ein einziger. Es ist dieses eine Beobachtung, die ich auch an anderen Orten gemacht habe, und ich bin überzeugt, daß Schamil und seine Müriden mehr durch die Furcht vor den Kanonen, als durch diese selbst zurückgehalten werden, solche unbedeutende Festungen zu nehmen. Der Ueberfall von 1838, wo gegen 3,000 Lesgier zwei Tage lang die Stadt einschlossen, ohne sie zu erobern, mag als Beispiel meiner Behauptung dienen.

Ruba hat gegen 800 Häuser, aber nur 4,200 Einwohner, die mit Ausnahme einiger wenigen Armentier sämmtlich Mohammedaner und zwar Sunniten sind. Die wenigen Schiiten, gleichviel ob sie persischen oder tatarischen Ursprunges sind, heißen hier ebenfalls, wie im ganzen Transkaukasien, Kysylbaschi. Da Ruba neu ist und die Stadt ihre jetzige Einrichtung erst den Russen verdankt, so wird es auch nicht auffallen, daß man hier vorherrschend gerade Straßen findet. Die Häuser sind zum großen Theil unansehnlicher als in Baku, haben aber in der Regel ein Stockwerk und nach der Straßenseite zu eine überbaute Gallerie, auf der wenigstens der männliche Theil der Bevölkerung des Abends rauchend und des Nachts schlafend zubringt.

Der Basar ist keineswegs in Ruba so reichhaltig als in Baku und Schemachi, aber vor Allem erhält man hier eine reichliche Auswahl persischer Teppiche, sogenannter Adschems, die sich von den weit schlechteren und zum Theil zusammengesetzten Sorten des kaukasischen Gebirges und Grusiens wesentlich unterscheiden. Die daghestanischen oder vielmehr kubaischen Adschems stehen aber denen, welche auf der Halbinsel Apscheron verfertigt werden, und noch mehr den ächten Sorten der Provinzen Adserbeidschan und Iran, also des eigentlichen Persiens, weit nach, da besonders die Farben sich nicht einer gleichen Dauer wie dort erfreuen.

Am Besten und der Provinz Kuba eigenthümlich sind die Teppiche mit weißem Grunde.

Außer drei Moscheen besitzt Kuba nichts Eigenthümliches, aber diese sind auf jeden Fall einer näheren Beschreibung werth, da sie sich wesentlich von allen denen, die ich bis jetzt gesehen, unterscheiden. Sie sind klein und haben ebensowenig ein hübsches Aeußere. Vier Mauern, zu einem regelmäßigen Viereck zusammengestellt und von kaum 12 Fuß Höhe, schließen den heiligen Raum ein, aber anstatt eines flachen Daches oder einer backofenförmigen Kuppel erhebt sich ein pyramidenförmiges, vierseitiges Dach von 40 Fuß Höhe auf ihnen. Die Spitze dieser Dachpyramide ist offen und auf 4, ohngefähr 3—4 Fuß hohen Stangen steht wiederum ein kleines Dach, gerade groß genug, um den Gebet-Ausrufer (Muessin), der von hier aus zur bestimmten Stunde die Gläubigen an die Mahnungen des Propheten erinnert, gegen etwaigen Regen zu schützen.

Es war schon seit mehren Tagen die Kunde nach Kuba gekommen, daß der Fürst Argutinsky (eigentlich Argutowschwill), ein russischer Armentier, eine Abtheilung Lesghier auf das Haupt geschlagen habe, und eine große Anzahl von ihnen wurden als Gefangene nach Kuba gebracht. Diese Lesghier gehörten zu dem Stamme der Kurrä, die nach einem von Feth Ali Chan zu ihrem Fürsten ernannten awarischen Häuptlinge den Namen Surghoi erhalten hatten, und das Treffen war im zerrissenen Juragebirge, der Wasserscheide zwischen dem Koisju und dem schwarzen Meere, unweit der Dörfer Külälä und Chasrek vorgefallen. Fürst Argutinsky, Chef der daghestanischen Linie, ist ohne Zweifel der tüchtigste und brauchbarste General im Kriege gegen Schamil, über den ich alsbald in einem besonderen Kapitel weitläufiger sprechen werde, wenn es auch nicht zu leugnen ist, daß er hinsichtlich seiner militärischen Kenntnisse und sonstigen Ausbildung weit hinter den übrigen russischen und deutschen Generälen steht. Er ist im eigentlichen Sinne des Wortes ein guter Haudegen, ohne Furcht, und sieht

muthig, selbst tollkühn jeder Gefahr entgegen. Als Eingeborner ist er auf das Genaueste mit den Sitten und mit der Sprache der Kaufasser vertraut und kennt die Eigenthümlichkeiten des Landes genau. Seit langen Jahren — er mag 55 Jahr alt sein — im Dienste dieses Guerillakrieges, hat er sich auf solche Weise an ihn gewöhnt, daß weder Strapazen, noch Entbehrungen ihn von irgend einem Plane abhalten. Als frommer Christ betet er inbrünstig vor dem Beginne eines Treffens und geht dann todverachtend und mit dem islamitischen Glauben an ein unabänderliches Fatum dem Feinde entgegen. Gleich dem wilden Sohne des Gebirges liebt auch er Ueberraschungen und handelt im Allgemeinen rasch. Ueberfälle macht er häufig, und oft, wenn der Feind sich noch berathete, kletterte er plötzlich mit seinen Soldaten von den Höhen herab, Furcht und Schrecken um sich verbreitend. Oft läßt er des Abends beim Mondenscheine die Trommel rühren, und mit einem Theile seiner Getreuen steigt er an Felswänden herum und an Abgründen vorbei, um irgendwo unerwartet zu erscheinen. Auf diese Weise hatte er auch den Stamm Surghoi überrumpelt, und ebenso erschien er später, im August, plötzlich im Gaue der Kuschen, wo Schamil sich lange Zeit mit seinen 20 — 30,000 Mann gegen eine weit überlegene Anzahl von Russen vertheidigte und nur erst der Verrätherei zu weichen gezwungen war.

Die Männer aus dem Kurrä-Stamme der Surghoi besaßen eine gedrängte, fast untersezte Statur und nur eine mittlere Größe. Es waren Greise von 60 und vielleicht selbst 70 Jahren unter ihnen, aber auch Knaben von nur 12 bis 14, bei denen der Flaum am Kinne noch gar nicht sichtbar war, hatten zur Vertheidigung ihrer unfruchtbaren Thäler die Flinte und den Säbel ergriffen. Alle besaßen ein troziges und wildes Ansehen und waren selbst in der Gefangenschaft noch im Stande, friedliebende Menschen in Schrecken zu jagen. In Lumpen zum großen Theil



gehüllt, hatten diese Männer, die man eher für Räuber als für Vaterlandsvertheidiger halten konnte, gewagt, sich der ungeheuren Macht des nordischen Kolosses entgegenzustellen. „Sollten wir uns nicht schämen,“ sagte ein feines Offizierchen, welches in diesen Zeiten der Noth vorgezogen hatte, den Säbel mit der Feder zu vertauschen, seine Subalternen aber gerade so barsch als früher seine Soldaten behandelte, „mit diesen elenden Lumpen, die von unseren Bettlern beschämt werden, uns in ungleichen Kampf einzulassen? Was setzen diese Leute und was setzen wir auf das Spiel? Wird uns am Ende, wenn wir auch das Gebirge erobert haben, Ehre und Belohnung zu Theil? Der Kaiser hat diese zerlumpten Gestalten gewiß nicht gesehen, denn sonst würde er nicht darauf bestehen, mit ihnen einen ehrlichen Krieg zu führen!“ Freilich hat man schon häufig versucht, mit den Kaukasiern in Frieden zu leben, aber sie sind es, die nicht wollen, und den zweiköpfigen Adler mit dem Ritter Georg und dem Lindwurm auf der Brust trotzig zum Kampfe aufordern.

Man zeigte mir auch einen Häuptling, einen sogenannten Schich (Scheid), aus der Nähe von Derbend. Angeschuldigt, mit Schamil im Einverständnisse zu stehen, wurde er in seinem Hause plötzlich von russischen Soldaten überfallen und mit eisernen Ketten beladen, um nun vielleicht für immer im Gefängnisse zu schmachten. Der Häuptling war ein kräftiger, noch junger Mann, der aber ebenfalls eine gedrungene Statur besaß, und deshalb vielleicht tatarischen Ursprunges sein dürfte. Vom Grame gebeugt, saß er auf einem kalten Steine, da er die schweren Fesseln kaum zu ertragen vermochte, aber doch verrieth jede seiner Bewegungen einen Anstand, wie ihn fast durchgängig der Sohn des Gebirges besitzt. Sein Auge erschien nicht so wild, wie das der anderen gefangenen Lesghier, aber sein Blick war scharf und stechend.

Ich machte auch in Kuba die Bekanntschaft eines andern

Wieder

Häuptlings, der der Sitte seines Volkes entgegen sich der Wissenschaft ergeben hatte und im Rufe großer Gelehrsamkeit stand. Es war Abbas Kuli Agha, ein Neffe — wenn ich nicht irre — des letzten Chans von Baku, Hussein Kuli, und derselbe Häuptling, der auch durch Korrespondenzberichte der allgemeinen ausburger und der deutschen leipziger Zeitung aus Konstantinopel (im Monat November 1846) bekannt worden ist. Der Korrespondent der letztern Zeitung ist aber in großem Irrthume, wenn er bei Gelegenheit der Anwesenheit Abbas Kuli Agha's in Konstantinopel und seiner Vorstellung beim Sultane ihn einen Tscherkessen nennt, und ihn sogar in Zusammenhang mit Schamil bringt, da er zu den getreuen Unterthanen des russischen Kaisers gehört.

Abbas Kuli Agha war mir besonders deshalb interessant, weil seine Vorfahren dem Turkstamme der Stadsharen angehörig waren und er deshalb einen und denselben Ursprung mit dem jetzigen Herrscher von Persien hat. Beide — ich habe jedoch den letzteren nur im Porträt gesehen — besitzen aber von ihrem National-Typus nur noch sehr wenig, der letztere vielleicht gar nichts mehr, denn auf den ersten Blick erkennt man die ächt persische Physiognomie bei allen Gliedern der persischen Königsfamilie. Nicht so bei Abbas Kuli Agha, der den früher beschriebenen Tataren der schirwanschen Steppen ähnlicher ist und selbst noch eine gedrängtere Statur besitzt. Diese Abweichung vom türkischen Nationalhabitus darf übrigens gar nicht auffallen, da die Häuptlinge der Turkstämme, sobald sie in Kriegsdienste des Schahes treten, mit ihren Landsleuten in der Regel fast gar keine Berührungen mehr haben und sich lieber mit den schöneren Frauen persischen Ursprunges vermählen. Auf diese Weise vermischt sich der türkische Typus von Generation zu Generation mehr, und nach Verlauf einiger Jahrhunderte, in denen nie wieder ächttürkisches Blut eingimpft wurde, haben solche Häuptlinge, ebenso wie die Sultane der Türkei, aufgehört Türken zu sein.

Abbas Kuli Agha, dem ich eine Menge Berichtigungen verdanke, beschäftigt sich viel mit der Geschichte seines Vaterlandes und hat in persischer Sprache ein besonderes Werk darüber geschrieben. Um dieses auch zur Kunde des Occidentales zu bringen, sandte er vor einigen Jahren das Manuscript zum Druck und zur Uebersetzung ins Russische an die petersburger Akademie der Wissenschaften. Dort liegt es nun und sieht seiner Erlösung entgegen. Möchte doch die Akademie nicht ferner mit der Bekanntmachung eines so gewichtigen Werkes säumen, welches die der obwaltenden Schwierigkeiten halber mangelhafte Geschichte der Schirwanschahs von Dorn in ihren Memoiren in vielen Stücken aufklären dürfte. Leider hat Abbas Kuli Agha bis jetzt noch nicht sein Versprechen gehalten, mir ebenfalls ein Exemplar dieses Manuscriptes zukommen zu lassen, denn in Deutschland dürfte man gewiß nicht lange auf dessen Bekanntmachung warten.

Neben der Geschichte seines Vaterlandes interessirt sich Abbas Kuli Agha in hohem Grade für die Astronomie, und der russischen Sprache mächtig, hat er Alles darüber gelesen, was dort gedruckt ist. Wie bei uns die Naturwissenschaft Jahrtausende gebrauchte, um sich als solche den Menschen zu offenbaren, so scheint es auch im Oriente zu gehen, und wie man früher im Occidente sich mehr in unnützen, jeder vernünftigen Grundlage mangelnden Spekulationen gefiel, anstatt (freilich oft mit größerer Mühe) einfach zu beobachten und auf Beobachtungen gestützt, weiter zu folgern, so geschieht es auch noch in Asien und es wird dort noch Jahrhunderte lang so sein. So verliert sich Abbas Kuli Agha lieber in einer Menge astrologischer Berechnungen und Zusammenstellungen, anstatt einfach den Lauf der Gestirne zu beobachten. Auf diese Weise ist er nach und nach zur festen Ueberzeugung gekommen, daß die Erde in einer mir nicht mehr erinnerlichen, aber keineswegs fernem Zeit mit irgend einem Fixsterne zusammenstoßen werde und demnach einer alles verändernden Revolution entgegen gehe.

Kuba bot mir aber auch noch andere interessante Männer dar, die ein freundliches oder auch feindliches Geschick in diese Gegenden geführt hatte. Es waren dieses der General Röhrberg, der die in den Festungen zerstreut liegenden Batterien und das tifliser Arsenal beaufsichtigen sollte, der Obrist Ssaliffkin, Chef des gräßlichen, jetzt daghestanischen, und in der Nähe stationirten Regimentes, und der Kreishauptmann Panopka. In den beiden ersteren lernte ich Männer kennen, die dem Vertrauen ihres Kaisers Ehre machten und mir durch ihren nicht weniger angenehmen, als lehrreichen Umgang von besonderem Werthe waren. Der dritte hatte ein geschichtliches Interesse für mich, da er als Pole viele Jahre unter Napoleon gefochten und selbst sein jetziges Vaterland bekämpft hatte. Dieses mag die Ursache sein, warum er später, als er in russische Dienste trat, nicht weiter befördert worden ist. Seit vielen Jahren lebt er in Transkaukasien und hat endlich die militärische Laufbahn aufgegeben, um sich im Civildienste zu versuchen. Der leichte, fröhliche Sinn seines Volkes ist ihm auch hierher gefolgt und hat ihn selbst in seinem hohen Alter — denn er zählt 70 Jahre — noch nicht verlassen.

Kuba liegt, wie gesagt, auf dem rechten hohen Ufer des Kudial, während auf dem linken sich ein Judendorf, Kulgat mit Namen, befindet. Die Zahl der Häuser beträgt in dem letzteren 700, die der Einwohner hingegen fast 4,000. Früher wohnten die Juden in sieben Dörfern zerstreut, aber die fanatischen Moslimen duldeten sie nur ungern, und so gab es beständige Streitigkeiten, bei denen die Juden in der Regel den Kürzeren zogen. Die früheren Herrscher von Kuba benutzten selbst die Abneigung der Eingebornen gegen die Juden zu ihrem Vortheile und das Recht der ersteren, die letzteren nicht unter sich dulden zu dürfen, mußte um eine namhafte Summe erkaufte werden. Seit der Besitznahme der Provinz durch die Russen hat sich das Loos der Juden gebessert, und um sie den Plackereien der



hier wohnenden Tataren und Lesghier völlig zu entziehen, wurden sie sämmtlich beordert, in der Nähe von Kuba ihre Wohnungen aufzuschlagen.

Die hiesigen Juden unterscheiden sich durchaus nicht von ihren übrigen Landsleuten des kaukasischen Isthmus und im Allgemeinen auch nicht von denen Europa's, sind aber hinsichtlich ihrer Gebräuche und Sitten und ebenso hinsichtlich ihrer Sprache von den hiesigen Einwohnern nicht verschieden. Sie erzählten mir selbst, daß sie über dritthalbtausend Jahre hier gelebt und eine sehr lange Zeit von ihren übrigen Glaubensgenossen vollkommen getrennt gewesen wären. Erst vor einigen Jahrhunderten hätten sie aus Konstantinopel den Talmud erhalten und seit dieser Zeit im engeren Verhältnisse zu den dortigen Juden gestanden. Viele von ihnen erklärten sich jedoch gegen die eingeführten Neuerungen und so entstanden zwei Parteien, die sich gegenseitig bekämpften. Der Kampf der Neuerer mit den Altgläubigen dauerte so lange, bis sich die letzteren gezwungen sahen, auszuwandern. Sie zogen westwärts und fanden endlich in der Krim unter der Herrschaft der Tatarhane ein sicheres Asyl. Dort leben sie unter dem Namen Karaim noch und bewohnen daselbst die sogenannte Judenburg, Dschuffuth-Kaleh. Graf Süzannet (*Revue des deux mondes* Tom. 26, Pag. 72) irrt deshalb sehr, wenn er die hiesigen Juden Karaiten nennt. Im September besuchte auch ich diesen interessanten Ort und erhielt durch den dortigen Rabbiner noch manche Aufklärungen über seine Landsleute. Unter Karaim hat man übrigens keineswegs, wie man meist annimmt, eine besondere Sekte zu verstehen, sondern Alle, die den Talmud nicht als heiliges Buch anerkennen und demnach ächte Anhänger von Moses und den Propheten sind, erhalten von den übrigen Juden den Namen Karaim.

Seitdem Transkaukasien russisch ist, haben die hiesigen Juden ihre Verbindungen mit denen Konstantinopels, welche übrigens den portugiesischen angehören und die polnischen



hassen, aufgegeben und sich mit den letzteren vereinigt. Der jetzige Rabbiner hatte selbst in Kieff (Kijoff in Rußland ausgespr.) seine Studien gemacht und sprach sogar etwas Deutsch. Nach ihm unterscheidet sich ihr Ritus nicht von dem, wie er dort gebräuchlich ist, aber außer dem Sabbath und den sonstigen Festen wird auch an jedem Morgen und Abende Gottesdienst gehalten.

Interessant ist es, daß die Juden der ganzen kaspischen Provinz zwar im öffentlichen Leben sich der tatarischen Sprache bedienen, im häuslichen Kreise aber einen Dialekt des Persischen, das sogenannte Tat, sprechen. Da dieser Dialekt auch von den Bewohnern einzelner Dörfer, die zu den ältesten des Landes gehören, gesprochen wird und sich auch mit geringem Unterschiede in der Provinz Talysch und sonst in Adserbeidschan vorfindet, so wird es wahrscheinlich, daß das Tat die ursprüngliche Sprache der Bewohner der Länder im Westen des kaspischen Meeres gewesen sein möchte.

Leider hat sich noch kein Reisender eine längere Zeit mit dem Tat beschäftigt, um zu Resultaten zu kommen. Einzelne, aber gerade nicht Sprachforscher, haben bereits wenige Sprachproben mitgetheilt, und um diese zu vervollständigen, will ich auch hier folgen lassen, was ich an Ort und Stelle sammelte. Das kleine Verzeichniß erhält vielleicht noch dadurch einen besonderen Werth, daß es aus dem Munde des hiesigen Rabbiners, also zunächst der Juden, entnommen ist, und sich hie und da von der bekannten Wörterammlung, namentlich von der, die von Eichwald gegeben ist, unterscheidet.

1	Jefi.	8	Hascht.
2	Düdü.	9	Ku.
3	Esefa.	10	Tä.
4	Tschor.	11	Zastä.
5	Päntsch.	12	Düastä.
6	Schesch.	13	Sistä.
7	Hasht.	14	Tschortä.



15	Vastä.	Wange	Kutma.
16	Scheschtä.	Kinn	Tschuna.
17	Hevtä.	Kinnbacken	Pachtschunach.
18	Heischtä.	Ohr	Gusch.
19	Nostä.	Haar	Mui.
20	Vischt.	Schnurrbart	Birk.
21	Vistük.	Bart	Kosch.
22	Vischdü.	Hals	Gerhtan.
23	Vischtzü.	Schulter	Tusch.
24	Vischttschor.	Arm	Gül.
30	Ssi.	Finger	Engüsch.
40	Tschul.	Hand	Def.
50	Pentscho.	Nagel	Nachä.
60	Schoft.	Daumen	Kelengüsch.
70	Hastad.	kleiner Finger	Utschifileh.
80	Haschtad.	Brust	Sinna.
90	Rauwad.	Ziße	Nänä.
100	Sad.	Nachselhöhle	Kultu.
1000	Hasor.	Nücken	Kemär.
Mensch	Adomi.	Bauch	Tschugam.
Vater	Bäbä.	Penis	Bülbül.
Mutter	Dädä.	Hintere	Rhun.
Sohn	Auf.	Bein	Lünk.
Tochter	Tochter.	Knie	Sfukrätani.
Bruder	Börör.	Fuß	Pai.
Schwester	Ghühär.	Himmel	Asmu.
Kopf	Sser.	Sonne	Asta.
Auge	Tschum.	Mond	Menk.
Nase	Wini.	Stern	Astara.
Mund	Laha.	Tag	Kos.
Lippe	Lef.	Nacht	Scheb.
Zahn	Denta.	Gott	Abina.
Zunge	Sunn.	Prophet	Nun.
Backenzahn	Neck.	Pferd	Asp.
Stirn	Bischmi.	Rindvieh	Marago.



Büffel	Gamisch.	Wallnuß	Dschew.
Schaf	Husband.	Maulbeere	Tut.
Ziege	Rüß.	Feige	Entschir.
Hund	Ssek.	Mandel	Badem.
Katze	Raso.	Kraut oder	Alef.
Huhn	Kurük.	Gras	
Hahn	Kurus.	Heu	Giol.
Gans	Gas.	Blume	Gül.
Baum	Dor.	Rose	Kysylgül.
Wald	Wischa.	Stein	Ssenk.
Ast	Liweh.	Erde	Hök.
Blatt	Welt.	Wasser	Ob.
Apfel	Ssip.	Feuer	Altasch.
Apfelbaum	Doriskipi.	Luft	Wor.
Birn	Emru.	Wolke	Ewa.
Birnbaum	Doremru.	Sonnabend	Schobat.
Kirsche	Bäli.	Sonntag	Jek-Schobat.
Pflaume	Turschalü.	Montag	Dü-Schobat.
Zwetsche	Goalü.	Dienstag	Ssek-Schobat.
Aprikose	Kaiff.	Mittwoch	Tschor-Schob.
Pflirsche.	Ellüwitalü.	Donnerstag	Pen-Schobat.
Haselnuß.	Funduk.	Freitag	Drina.

Kuba liegt sehr freundlich, denn nach Osten eröffnet sich die große Ebene, welche nach ihm den Namen erhalten hat, nach Westen hingegen erblickt man den breiten Rücken des majestätischen Schahdagh und anderer nicht so hoher Berge. An dem Schahdagh vorbei führt eine sehr alte Straße über den Rücken des eigentlichen Kaukasus nach der großen Hochebene des Alasan, und zwar zunächst nach dem Chanate Scheki. Diese Straße war die Vermittlerin von zwei wichtigen Handelsstädten, von Derbend und Tiflis.

Der verdienstvolle und mit Unrecht von Rußland aus verdächtige Reisende Reineggs scheint den Schahdagh mit dem Berge von Chydirsinde zu verwechseln, denn was er



noch von ihm sagt, gehört ohne Zweifel nicht hierher. Er erzählt nämlich, daß die Herren von Derbend einen Zollauffseher hierher setzten, um die nicht unbedeutende Abgabe in Empfang zu nehmen. Der mächtige Feth Ali Chan von Kuba hatte den Zoll verpachtet, und der reiche Pächter nahm den stolzen Titel eines Fürsten (Chydyr = Beg) an. Noch sollen sich ein verfallenes Kloster (Chydyr = Klisa) und ein Karawansarai dort vorfinden und Reineggs fand in dem letzteren noch die Klagen des leider in Daghestan ermordeten Omelin und anderer Reisenden an den Mauern angeschrieben.

Nach Reineggs liegt ferner der Schahdagh südlich von Kuba, während er sich westlich befindet, und soll einen spitzigen Gipfel besitzen. Da er ferner behauptet, daß er auch Beschparmak heiße, so wird es noch wahrscheinlicher, zumal der Berg nach ihm nur 3,775 Fuß hoch sein soll. Aber wiederum läßt er ihn immer beschneiet sein und aus grobkörnigem Granit bestehen. Omelin hat, soviel ich weiß, auch keineswegs den albanischen Paß, wohl aber den von Chydirsinde bereist. Der ächte Schahdagh besitzt einen breiten, abgerundeten, mit ewigem Eis und Schnee bedeckten Rücken und wird auch Schatt genannt. Ob die von Reineggs aufgeführten Namen Schölburun und Kuttuß = Dagh, welches letztere nach Reineggs heiliger Berg bedeuten soll, sich auf den Schahdagh beziehen, möchte ich ebenfalls bezweifeln und sie lieber auf den Berg bei Chydirsinde anwenden. Das Wort Chydir selbst möchte vielleicht auch aus Chydyr verändert sein.

In dem Plane meiner Reise lag es, wenn auch nicht den Schahdagh selbst zu ersteigen, doch auf jeden Fall den Paß über das Gebirge kennen zu lernen, denn ohne Zweifel sind die bei den klassischen Schriftstellern genannten albanischen Engpässe hier zu suchen. Leider kamen aber von Tag zu Tag ungünstigere Berichte über den Gebirgskrieg. Der Aufstand des bis dahin dem Kaiser treu ergebenen Sultanes von Elisui brachte ganz Schirwan und die Ost-



küste des kaspischen Meeres in große Gefahr, und belaubten die unterworfenen Stämme. So war ich gezwungen die Reise nach diesen Engpässen aufzugeben.

Nördlich wird die Ebene durch den Samur und einen, diesen auf seiner Nordseite begleitenden Höhenzug begrenzt, südlich hingegen schließt sie der Kaukasus selbst ein. Dieser besteht hier aus zwei Rücken, und von ihnen ist der südliche derselbe, welcher sich in der Halbinsel Apsheron verläuft; der nördliche hingegen stellt nur die nordwestliche Fortsetzung desselben Höhenzuges dar, der, aus dichtem Kalkgesteine bestehend und eine Zeit lang dem Meere parallel laufend, schon früher von mir beschrieben worden ist. Dieser zweite oder nördliche Gebirgsrücken ist zwar im Allgemeinen weit niedriger als der andere, besitzt aber einzelne Berge, die alle anderen weit übertreffen, denn auch der Königberg gehört ihm und nicht dem südlichen Zuge an.

Alle Flüsse, welche die Ebene durchlaufen, entspringen aber nicht auf dem nördlichen Gebirgszuge, sondern auf dem südlichen, erhalten aber von jenem zahlreiche Zuflüsse. Früher mögen mehre Seen in dem Bassin zwischen beiden Kaukasuszügen existirt haben, bevor dem Wasser es gelang, sich nordöstlich einen Ausweg mitten durch das dicke Gestein nach dem kaspischen Meere zu suchen. Enge Schluchten, von Gebirgswässern durchflossen, schneiden deshalb jetzt den nördlichen Gebirgszug in mehre Theile. Ich möchte fast glauben, daß der südliche Rücken — denn er besteht aus tertiären Mergeln und aus Molassensandstein — weit später entstanden ist, als der nördliche, obwohl der erstere, wie die Sachen sich jetzt verhalten, als die eigentliche Fortsetzung des Kaukasus zu betrachten ist.

Von dem Kaukasus laufen zwar unbedeutende, aber doch zahlreiche Arme in die Ebene von Kuba und machen deshalb ihren südwestlichen Theil gebirgig. Aber auch außerdem durchziehen unbedeutende Hügelreihen den Westen und wiederum wird sie hier wellenförmig. Diese unebenen Partien



sind es besonders, die vor Allem mit Wäldern dicht besetzt sind; aber diese Wälder verdienen keineswegs denen im Nion-Bassin an die Seite gesetzt zu werden, denn sie sind weit niedriger, aber um desto dichter. Die beiden Weißbuchen, Rothbuchen, Winterreichen, Espen, Eschen, Maßholder, Haselstauden, allerhand Kern- und Steinobstbäume, besonders Weißdorn, Apfel- und Haferschlehen-Bäume sind vorherrschend. In der Nähe von Kuba, sowie der meisten, besonders südlich gelegenen Dörfer finden sich auch Obstgärten in Menge vor und diese besitzen bisweilen selbst das Ansehen von Obstbaumwäldern. Die Bäume sind aber ohne Ausnahme unbedeutend, denn ihre Stämme hatten kaum den Durchmesser eines Fußes. Nur bei Kuba waren einige Gärten von Hecken umgeben; deren Gehölz bestand vorherrschend aus Rainweide, Dürrlitzen, Schießholz, Kreuzdorn, Schwarz- und Weißdorn, dem Pfaffenhütchen mit breiten Blättern und dem mit warziger Rinde, verschiedenen Rosensträuchern, Brombeersträuchern u. s. w. und war hie und da vom Jelangierjelieber durchzogen.

Die Kräutervegetation trug das Gepräge der Matten und der Hochsteppen zugleich, ähnelte aber auch sehr der unserer Wälder; wie bei uns herrschten in den letzteren Schmetterlingsblüthler, besonders aus den Geschlechtern der Wickler, Erben, Platterbsen und der Kleearten, Zusammengesetztblüthler, vor Allem Lattichblüthler, Fünffingerkräuter, Lippenblüthler und Doldenträger vor. Aber auch Orchideen, besonders solche mit riemen- oder zungenähnlichen Unterlippen, nämlich Plathantheren und das wunderschöne Himantoglossum caprinum Spr., Epipactis-Arten, Cephalantheren, Pyramiden-Orchideen und das schmarozende Vogelneß kamen häufig vor. Dem letzteren entsprachen die brennendrothe Phelypæe und mehr auf offenen Stellen eine Menge Erbenwürger, von denen eine, den Wurzeln der Rainweide aufliegend, sich durch besondere Schönheit auszeichnete.

Der südliche Theil der Ebene von Kuba führt die Namen

Schahberan und Hirkan, der nördliche hingegen wird Muskur (Maskat) genannt. Der Fluß Zolamma macht von beiden die Gränze. Der Name Kuba ist späteren Ursprunges, und unter Kubä verstand man früher einen wahrscheinlich gemischten Stamm, der den westlichen Theil der Ebene bewohnte. Schahberan, d. i. das königliche Feuer, war ursprünglich der Name einer Stadt, von Muschirwan erbaut, die aber nie zu einer Bedeutung gelangt zu sein scheint. Ihr Name erhielt sich aber und bezeichnete später, wie gesagt, den südlichen Theil der Ebene, besonders das Flußgebiet des Welwel. An diesem Flusse, gegen seine Mündung hin, findet man auch noch die Ruinen einer gewiß später entstandenen Burg, die aber ebenfalls Schahberan, oder jetzt vielmehr Schawran und Tschawran genannt wird. Was den Namen Hirkan, der an das aber jenseits des kaspischen Meeres gelegene Hyrkarien der Griechen und Römer erinnert, anbelangt, so kommt er bei den älteren Schriftstellern nicht vor. Wir lernen ihn durch die erste englische Gesandtschaft nach Schirwan und Persien vom Jahre 1562 kennen, denn in einem Briefe des Gesandten Jenkinson wird der Herrscher von Schemachi, Abdullah-Chan, Herr von Schirwan und Hirkan genannt. Als ich nach dem letzteren Namen fragte, kannte ihn zwar Niemand mehr, aber Reineggs erwähnt ihn noch in der Beschreibung seiner Reise.

Die Ebene von Kuba bildete seit dem vorigen Jahrhundert ein eigenes Chanat, welches einem gewissen Nährum-Chan seine Entstehung verdankt. Dieser lebte im 17. Jahrhundert, war ein Bruder des Herrschers (Akmei) von Tassasseran und wurde, da er nach der Regierung strebte, gezwungen, zu entfliehen. Er setzte sich in Ghudat, im Duellengebiete des Ssamur, fest. Sein Sohn Mohammed Ali Chan wurde aber wiederum durch die Lesghier von hier vertrieben und erbaute sich auf den Ruinen einer alten Stadt, Kudial, am Flusse gleichen Namens eine neue Burg, welche den Namen Kubä, nach dem Gebietes eines lesghiz-

schen Stammes, in dem sie lag, erhielt. Die Gebirgs-
 lesghier waren aber keineswegs dem neuen Fürstenhause
 günstig und überfielen plötzlich die Burg. Achmed Chan,
 Mohammed Ali's Sohn, wurde fast mit seiner ganzen Fa-
 milie ermordet. Nur Hussein, sein jüngster Sohn, entkam
 nach Persien zu Schah Hussein und setzte sich mit persischer
 Hilfe später nicht allein wiederum in den Besitz seines Er-
 bes, sondern eroberte sogar noch Ssalian dazu. Sein Sohn
 Achmed Chan erfreute sich der Gunst Nadir Schahs. Nun
 folgt Hussein Ali Chan, der durch die Eroberung von Schah-
 beran seine Besitzungen vergrößert. Noch mehr war sein
 Sohn Feth Ali Chan um die Erweiterung seiner Herrschaft
 bemüht, denn in kurzer Zeit war dieser schlaue und tapfere
 Herrscher außerdem noch im Besitz von Verbend, Muskur,
 Baku und Schemachi; er vereinigte also alle früher zu
 Schirwan gehörigen Provinzen von Neuem unter einer Re-
 gierung. 1789 hinterließ er seine weiten Besitzungen seinem
 schwächlichen Sohne Ahmed Chan, der aber schon bald starb
 und die Regierung seinem Bruder Schich Ali Chan über-
 ließ. Dieser ehrgeizige, aber weniger energische Herrscher
 verlor hauptsächlich durch russische Intriguen die Oberherr-
 schaft über Baku und Schemachi und war endlich selbst ge-
 zwungen, Kuba an seinen Neffen Hassan Chan abzutreten.
 Doch dieser starb schon bald, und so nahm Schich Ali Chan
 Kuba von Neuem in Besitz. Bis 1806 nannte er sich zwar
 noch Herr von Kuba und Verbend, erkannte aber schon
 früher Rußlands Oberherrschaft an. Um sich dieser wieder zu
 entziehen, verband er sich mit Hussein Kuli Chan von Baku
 zu gemeinschaftlichem Widerstande. 1806 wurden Verbend
 und Baku von den Russen erobert und ihre Herrscher für
 immer vertrieben. Damit kamen Verbend und Kuba, ebenso
 wie Baku unmittelbar unter russische Oberhoheit.

Die Nachrichten vom Kriegsschauplatze lauteten so un-
 günstig, daß ich nicht allein meinen ursprünglichen Plan,
 von Verbend aus den Ssamur bis an seine Quellen zu

verfolgen, ganz und gar aufgeben mußte, sondern nicht einmal auf geradem Wege nach Tiflis zurückkehren konnte. Der Aufstand hatte sich auf bis dahin friedlichem Boden verbreitet und alle unterworfenen mohammedanischen Provinzen waren so unsicher geworden, daß man außerhalb der Hauptstädte nur unter großer Begleitung reisen konnte. Es herrschte eine Gährung, die jeden Augenblick in Aufstand auszubrechen drohte.

Um doch nicht ganz ohne Nutzen die Zeit zu verleben, beschloß ich, den General Röhberg, der die Festungen im Osten zu besichtigen beauftragt und deshalb auch nach Kumul zu gehen gezwungen war, wenigstens bis nach Chastreh am Samur zu begleiten. Jenseits dieses Flusses aber, gegen seine Quellen hin, wohnen die Lesghier-Stämme Ahti und Rutul. Sie waren zwar schon mehre Jahre unterworfen, aber man erzählte bereits, daß sie ebenfalls das russische Joch abgeschüttelt hätten. Die Richtung nach Chastreh ist eine nördliche und seine Entfernung mag vier Meilen betragen. Der Weg dahin führt zunächst auf die andere Seite des Kudial durch das Judendorf, über dem sich steile Ufer erheben. Auf ihnen beginnen die Wälder, deren Natur ich schon oben näher bezeichnet habe, und ziehen sich ununterbrochen bis zum Samur hin. Die Strecke von Kuba bis zu dem drei kleine Stunden entfernten Kussari zeichnete sich aber durch eine große Menge verschiedener Weißdorn-Arten aus, deren blendendweiße Blütenbüschel mit dem dunkelgrünen Laube der meisten Bäume einen eigenthümlichen, aber freundlichen Kontrast bildeten. Dreierlei vermiste ich in diesen Wäldern, was die Urwälder des Non-Bassins in hohem Grade verschönert: die immergrünen Sträucher, den Epheu und die Weinrebe.

Wir kamen schon bald in Kussari an, hatten aber zuvor einen Fluß, der denselben Namen führt und hinsichtlich seiner Größe dem Kudial gleicht, zu durchreiten. Kussari ist, wie gesagt, der Sitz des gräßlichen, jetzt daghestanischen Regi-

1. Hauptauszug



menten. Den ersten Namen hat es zu Ehren des Fürsten Paskewitsch, der während seines Aufenthaltes im Kaukasus nach Beendigung des persischen Krieges den Titel eines Grafen erhalten hatte. Der Sitz des Regimentes war vor dem Auftreten Schamils zu Schuscha, der Hauptstadt Karabaghs, gewesen, später bestimmten aber dringende Umstände den Oberbefehlshaber, es in die Nähe des Kriegsschauplatzes nach Kuba zu versetzen. Man hatte aber unglücklicher Weise das ungesunde, schmutzige Judendorf dazu auserwählt und bald brachen zahlreiche Krankheiten in ihm aus.

Der jetzige Regiments-Chef, Obrist Ssaliffin, stellte vor einigen Jahren dem Generalstabe in einer klaren Schilderung die ungesunde Lage des Standquartiers dar und erhielt endlich den Auftrag, einen gesünderen Ort zu suchen. Die Wahl fiel auf Kussari, wo schon im vorigen Jahrhunderte Feth Ali Chan seinen Sommersitz hatte, und wohin später Jermoloff die ganze Stadt Kuba übersiedeln wollte. Dieses Neu-Kuba wurde zwar angelegt, dauerte aber nur eine sehr kurze Zeit, denn der folgende Oberbefehlshaber bekümmerte sich nicht weiter um die neuen Anlagen seines Vorgängers.

Obrist Ssaliffin war ein ausgezeichneteter Regiments-Chef; er verstand eben so gut den Krieg, wie die friedlichen Beschäftigungen. Mehre Jahre lang war er mit einem großen Theile seines Regimentes im Gebirge beschäftigt gewesen und hatte namentlich in dem unglücklichen Jahre 1843 durch Tapferkeit und Energie viel dazu beigetragen, den Feind in seinem Marsche nach Süden aufzuhalten. Leider hatten zahllose Entbehrungen und Strapazen seinen sonst kräftigen Körper doch auf eine Weise geschwächt, daß er einer längeren Ruhe bedurfte, um sich wiederum zu erholen. In dieser Zeit der Ruhe war er aber ebenfalls thätig, und es entstanden in seinem neuen Wohnorte Kasernen, Spitäler und andere Gebäude. Ich fand Alles in der größten Ordnung. Im Spitale waren 140 Kranke, die

zum großen Theile am Wechselfieber und an Leberkrankheiten darnieder lagen, aber keineswegs sämmtlich dem Regimente angehörten. Die Leberkrankheiten erscheinen hier in der Regel als Gallenfieber und zwar in einer Form, wie dieses von dem gelben Fieber Amerika's nicht sehr verschieden sein mag.

Leider wurde auch in diesem Spital, gleichwie in denen des eigentlichen Rußlands, mehr auf die strengen, äußerlichen Vorschriften der oberen Behörde, als auf eine rationelle Behandlung Rücksicht genommen. Die Krankheit bestimmt in Rußland nicht immer die Arznei, welche, passend oder unpassend, laut einer Vorschrift gegeben wird. Diese verdankt freilich einer Medizinalbehörde ihren Ursprung, die aber mehr für die Gegend, wo sie gegeben ist (nämlich für Petersburg und Moskau), als für die anderen endemischen Einflüssen unterworfenen Kaukasusländer paßt. Aber nicht allein die Arzneien werden vorgeschrieben, sondern jedes Spital erhält auch von ihnen eine bestimmte Quantität, die alljährlich verbraucht wird. Daß wohlfeile Arzneien vor Allem berücksichtigt werden, ist natürlich, aber die Lieferanten gedenken auch ihres Vortheils dabei, und so werden für die Apotheke eines Regimentes gewöhnlich nur schlechte Arzneien gekauft. In der Apotheke eines anderen, mir früher bekannt gewordenen Regimentes hatte man nicht einmal Chamillen und in einer anderen waren sie so schlecht, daß sie einem Pulver gleichen, obwohl Chamillen und eine Menge anderer officinellen Kräuter fast allenthalben in Transkaukasien wild wachsen. Anstatt sich nun diese Arzneien im Lande zu suchen, und sie so zu jeder Zeit frisch zu haben, bezieht man sie aus Rußland und zwar am Häufigsten aus Petersburg und Moskau. Da Karawanen sie hierher bringen, so sind die Arzneien bisweilen schon unbrauchbar, ehe sie angekommen sind.

Die Einrichtung russischer Militär-Spitäler gleicht im Allgemeinen der, wie sie sich auch bei uns in dergleichen Anstalten vorfindet. Die Krankensäle sind geräumig und



fassen 50 Betten, die ebenso wie das übrige Aeußerliche in gehöriger Ordnung erhalten werden. Auf einer Tafel steht der Name des Kranken und seine Krankheit und darunter schreibt der Arzt das Rezept, das der Apotheker anzufertigen hat. Man irrt sich aber, wenn man glaubt, daß die Arzneigläser immer das, was vorgeschrieben, enthielten: die Recepte mögen noch so verschieden sein, das was gemacht wird, ähnelt sich oft eben so, wie ein Haar dem anderen. In der Regel bereitet man nur so vielerlei Arzneien, als Krankensäle, von denen ein jeder eine besondere erhält, vorhanden sind.

Ich fühle mich übrigens verpflichtet, zu erwähnen, daß ich mich in Kussari keineswegs von diesem Verfahren überzeugt habe, denn dazu war die Zeit meines Aufenthaltes zu kurz, aber auf dieser und nicht weniger auf der vorigen Reise wurde mir oft Gelegenheit geboten, meine eben ausgesprochene Behauptung bestätigt zu finden. In den Städten geht es keineswegs viel besser zu, und wenn die Behörden auch noch so aufmerksam sind, so haben sie doch hierüber kein Urtheil und bekümmern sich auch nur um das Aeußere. Auf dieser Reise habe ich mich hinlänglich überzeugt, daß mein früheres Urtheil über die Spitäler, wie ich es in der Beschreibung meiner vorigen Reise (im ersten Theile, Seite 25) ausgesprochen habe, auch jetzt noch richtig ist.

Die Speisen, welche den Kranken in Kussari gereicht wurden, waren im Allgemeinen gut, aber ich glaube nicht, daß sie alle unseren Reconvalescenten bekommen würden. Der Russe hat im Allgemeinen eine gute, kräftige Natur und braucht deshalb während der Wiedergenesung auch keineswegs so geschont zu werden, als die meisten Bewohner unserer Städte. Der Spitalarzt pries mir besonders eine Suppe an, die gern gegessen würde und gut bekäme. Bei näherer Untersuchung fand ich, daß sie in großer Menge die breiten Blätter des Bärenlauchs und des zuerst bei Neapel



gefundenen Lauchs (*Allium ursinum* L. und *neapolitanum* Cyr.) enthielt. Rekonvalescenten, die diese Speise vertragen, gehen gewiß einer baldigen Genesung entgegen.

Auch für die Vergnügungen der ihm Untergebenen hatte Obrist Sfaliffkin Sorge getragen. So war z. B. der Lustgarten der früheren Herrscher von Kuba wieder hergestellt worden, und wie der gemeine Russe in Allem, was er anfängt, Geschick zeigt, so herrschte auch in den erneuten Anlagen nicht allein eine große Ordnung, sondern auch ein guter Geschmack, obwohl der Gärtner ein Soldat war. Carouffels und Schaufeln standen hier am Sonntage den Soldaten zu Gebote. Der Obrist hatte aber auch außerdem im Sommer einige Feste angeordnet, an denen die vergnügungsfüchtige Welt von Kuba sich einfindet und an Allem Theil nimmt. In der Nähe des Lustgartens befinden sich die Wohnungen einer Kompagnie verheiratheter Soldaten; von den 230 Familien hatten aber nur erst 180 sich Häuser erbaut.

Kussari oder Neu-Kuba liegt auf dem hohen, nördlichen Ufer eines Flusses, der denselben Namen führt und hier ziemlich rasch dahin fließt. Seine Lage ist in hohem Grade freundlich, denn nach Osten zu überblickt man die ganze, nur allmählig abfallende Ebene bis zum Meere hinab, und dieses selbst kann man, besonders gegen Abend, mit bewaffnetem Auge erschauen. Ganz anders ist der Anblick nach der entgegengesetzten Seite, denn dort bieten sich großartige Partien dar, wie man sie keineswegs von Kuba aus sieht. Aber wiederum sind es die Berge des nördlichen Gebirgszuges, die durch die Höhe imponiren. Der Schahdagh mit einer Höhe von fast 13,000 Fuß verdient mit Recht den Namen eines Königs-Berges. Wenn die Sonne sich hinter ihm verbergen will, vermögen die Augen kaum den Glanz, der von seinem weißen Haupte ausstrahlt, zu ertragen. Aber noch lange, wo schon die Nacht angefangen hat, ihre schwarzen Fittiche über die Wälder auszubreiten, glüht



der Berg noch abwechselnd in feurigem Scheine. Mehr als einmal war ich so glücklich, dieselbe Erscheinung wahrzunehmen, die alle Reisende der Schweiz unter dem Namen des Alpenglühens entzückt.

Neben dem Schahdagh erhebt sich ein zweiter ihm gleichmächtiger Berg, über dessen Namen ich trotz der vielen Nachfragen unklar blieb. Die einen meinten, daß er der eigentliche Schahdagh sei, die anderen hingegen nannten ihn Baba=Dagh, also den Baters=Berg. Die frühere Stabskarte von 1834 nennt ihn Kysyl=Raja. Zwischen ihm und dem Schahdagh war eine Spalte sichtbar, und durch diese erblickte man wiederum, aber in weiterer Ferne, eisige Spitzen, die wohl dem hohen Tfan=Dagh angehören mögen.

Den 23. Juni Nachmittags setzten wir unseren Weg nach Chasireh fort. Der Wald begann auf dem hügeligen Boden allmählig großartiger zu werden und vor Allem sah ich schlanke Rothbuchen und majestätische Eichen; aber auch Aepfel-, Birn- und Haserschlehen=Bäume kamen in großer Anzahl vor. Einen Hügel ritten wir aufwärts, um drüben wiederum herab zu reiten und einen neuen zu ersteigen. Es wurden dadurch reichliche Abwechslungen dargeboten, zumal man auf den höheren Punkten das Meer und das großartige Gebirge zu gleicher Zeit sehen konnte. Einige freundliche, auf den Höhen gelegene Dörfer erhöhten das Lebendige in der Landschaft. Endlich wurde der Wald wiederum niedriger und alsbald kamen wir in's Freie, denn mehre hundert Fuß unter uns floß im breiten, muldenförmigen Thale der Ssamur. Drüben zog sich in unbedeutender Entfernung und seinem Bette entlang ein minder mächtiges, wahrscheinlich aus Kalk bestehendes Gebirge, Kal=Al genannt; über ihm wurden einzelne Punkte des zerrissenen Gebirges im hohen Tabakeran sichtbar.

Auf schlüpfrigem Wege ritten wir langsam nach Chasireh hinab. Der Ssamur macht, wie schon gesagt, die Gränze zwischen dem Chanate Kuba und den Wohnsitzen des Lesghier-

Stammes der Kurä (Kurräh). Früher nahm dieser Stamm beide Ufer des Flusses ein, aber Nadir-Schah, über die Widersegligkeit der Lesghier ergrimmt, wüthete gleich einem Tiger in ihren Dörfern. Wer übrig blieb, floh auf die andere Seite des Samur und selbst, da Nadir-Schah sie hartnäckig verfolgte und auf diesem seinen Zuge bis Kumük (Kumük in Jones Uebersetzung der Geschichte Nadir-Schahs) vordrang, noch tiefer ins Gebirge. Seitdem wohnt der Stamm Kurä jenseits des Samur und nimmt das ganze Gebiet des nach ihm benannten Kurätschai (Kurachtschai der Russen) ein. Er hatte eine kurze Zeit einen eigenen Herrscher, vom Stamme der Fürsten von Awar; dieser bemächtigte sich aber in der Person des Aslan-Chan auch der Herrschaft Kumük und herrschte bis an seinen Tod über sie. Seitdem wurde das ganze Gebiet der Kurä auch die Herrschaft (Chanat) Kuräle genannt.

Eine Abtheilung der Kurä, die sich noch weiter im Gebirge festgesetzt hatte, erhielt nämlich einen gewissen Surghoi, einen Neffen des von Feth Ali Chan von Kuba bei der Eroberung von Schewachi gemordeten Herrschers von Awarien, gleichsam zur Sühnung der Blutrache, als Herrscher, und dieser ist, wenn ich nicht sehr irre, der Großvater des eben genannten Aslan-Chan. Doch Schamil nahm im Jahre 1842 die fürstliche Familie gefangen, und wenn ihre Glieder auch zum Theil wieder freigegeben wurden, so stehen doch Kumük und Kuräle jetzt unter russischer Sequestration.

Das Gebiet des Kurä- und Gyrgyreh-Tschai, die sich beide weiter unten in der Ebene vereinigen, gehörte übrigens früher zu der Herrschaft Tabasseran, deren Bereich jetzt nur noch westlich von Derbend auf die Thäler des Darbach und Rubach beschränkt ist. Der Ukum oder Ukmei, welchen Namen die Herrscher von Tabasseran führen, war früher einer der mächtigen Fürsten des Gebirges.

Chastreh (Chasri von den Russen genannt) hat bereits das Ansehen eines lesghischen Dorfes und besitzt demnach



auch schon die dem Gebirge eigenthümliche Bauart, indem es dem Abhange eines Berges angelehnt ist. Die Häuser bestehen fast sämmtlich aus dem Parterre und einem Stockwerke und erinnerten mich lebhaft an dergleichen Gebäude im pontischen Gebirge. Das Parterre wird von dem Viehe und den landwirthschaftlichen Geräthschaften eingenommen, das Stockwerk hingegen bewohnt die Familie. Ein Hofraum, von einer aus Flechtwerk bestehenden Befriedigung umgeben, findet sich in der Regel vor jedem Hause, und von ihm aus führt eine hölzerne Treppe auf eine Art überbauter Gallerie oder Vorhalle des Stockwerkes. Da die Frauen und Mädchen Daghestans keineswegs auf gleiche Weise wie bei den Türken und den meisten anderen Orientalen in die verschlossenen Harems-Gemächer gebannt sind, so bringen sie am Tage meist auf der Gallerie zu und vollbringen auf ihr die meisten Geschäfte. Selbst den großen Webebaum sieht man hier häufig.

Von der Gallerie aus führt ein Gang quer durch das Haus und mit ihm stehen rechts und links mehre Zimmer in Verbindung. Diese sind meist klein, und damit man nicht sogleich, wenn die Thür geöffnet wird, den inneren Raum erschauen kann, führt der Weg erst um eine Ecke herum. Da jedes Zimmer nur durch eine kleine, kaum einen Fuß im Durchmesser haltende Oeffnung mit der freien Luft in Verbindung steht und diese noch häufig verdeckt wird, so herrscht in ihnen auch am Tage eine Dunkelheit, bei der man kaum kleinere Gegenstände erkennen kann. Die hinteren Zimmer dienen zum Schlafen.

Die Frauen leben in Daghestan nicht allein nicht so zurückgezogen wie im übrigen Oriente, sondern sie verhüllen sich auch fast gar nicht. Der Dscharschoff (das Tuch zum Umhüllen) hängt hier häufiger nach hinten herab und besitzt eine weiße Farbe oder erscheint blau und weiß gewürfelt. Die Kleidung ist einfach, denn außer dem Hemde und den kürzeren und keineswegs sehr weiten Beinkleidern tragen die

Frauen noch ein eng anliegendes und meist blaues Gewand. Dieses ist auf der Seite geschlitz und reicht bis zu den Waden herab. Der Kopf wird in der Regel nicht bedeckt und die mattschwarzen Haare werden in lange Zöpfe geflochten. Die Frauen sind fleißig, eine Erscheinung, die auch denen des ganzen Daghestan gilt, und namentlich werden viele wollene und baumwollene Zeuge verfertigt. Die Art zu spinnen ist nicht so einfach, wie man sie im Westen des Kaukasus sieht, und ähnelt schon der mit unseren Spinnrädern. Die Spindel wird nämlich durch ein großes Rad mit einer Kurbel gedreht, und während dieses mit der rechten Hand geschieht, zieht man mit der linken den Faden in die Länge. Die Kleidung der Männer ist mit geringen Abweichungen so, wie man sie auf dem ganzen Kaukasus vorfindet und wie ich sie in der Beschreibung der vorigen Reise weitläufiger beschrieben habe (Band I., Seite 384).

Chasireh (Chasri) ist der Sitz eines Ssafedatels oder Distrikt-Chefs, und zu seinem Schutze befindet sich hier unter dem Kommando eines Majors eine Rotte Soldaten. Gegenüber liegt das Dorf Gälär (Gekär und Gellar russ.), in dem der Chef des daghestanischen Detaschements, Fürst Argutinsky, seine Winterstube und ebenfalls eine Rotte Soldaten zu seiner nächsten Verfügung hat. Weiter aufwärts am Samur liegen die neuen Befestigungen Tisliel und Achti, über dem Kal=Al am Kurätschai aber die Beste Kurach.

Chasireh ist jetzt von Sunniten bewohnt. Es wurde vom Sefiden-Schah Thamasp gegründet, denn hier fiel 1458 in einer Schlacht sein Ahnherr Dschunaid von Ardebil im Kampfe gegen den kräftigen Schirwanschah Chalil. Ueber seinem Grabe erbaute Thamasp eine Moschee, in der Nähe hingegen siedelte sich eine Kolonie Schiiten an, die aber zu Nadirs Zeiten zu der hier herum herrschenden Sekte der Sunni übertrat. Eine andere Kolonie Schiiten wurde im Gaue Achti am oberen Samur angelegt und gründete das Dorf Miskindschek; sie ist bis heute ihrem Glauben treugeblieben.



Der russische Akademiker Dorn läßt in seiner Geschichte Schirwans die Schlacht zwischen Dschunaid und Chalil in Tabasseran geschehen; das ganze Gebiet des Kurä- und Gürgüreh-Tschai scheint damals zu dieser Herrschaft gehört zu haben.

Ich wäre gern von Chasireh direkt nach dem acht Meilen entfernten Derbend gegangen. Allein der hier residirende Major ertheilte mir der großen Gefahren halber keine Erlaubniß dazu, und so kehrte ich nach Kuba zurück, um von da aus auf der gewöhnlichen Poststraße Derbend zuzufahren. Den 26. Juni kam ich auf demselben Wege wiederum nach Kuba zurück und fuhr den anderen Tag, von einer Anzahl Nukérs begleitet, nach dem 9½ Meilen entfernten Derbend. Unter Nukérs versteht man ursprünglich nur bewaffnete Männer, die im Dienste eines Fürsten oder Edelmannes stehen; seit den mißlichen Umständen im östlichen Kaukasus aber hat auch die russische Regierung eine Anzahl Bewohner des Landes im Dienste und belegt sie ebenfalls mit dem Namen Nukér.

Der Weg nach Derbend führt zuerst nördlich, und zwar bald ein wenig nach Osten, bald nach Westen abweichend. Die Wälder verwandeln sich hier allmählig in Gebüsch, und damit wird die Vegetation wenn auch nicht reicher, doch mannigfaltiger. Niedrige Eichen begleiteten mich jenseits des Kudialtschai nur eine kurze Strecke, und dann trat der schon oft erwähnte Christdorn an ihre Stelle, zwischen dem kleinblühende Papierblumen und gelbe Flockenblumen besonders häufig vorkamen. Schon zeitig kam ich an dem fast drei Meilen entfernten Kuffari-Tschai, über dem die Station liegt, an und fand den Fluß, obwohl ich ihn über drei Stunden abwärts von dem Standquartiere des Obristen Sfaliffkin durchfuhr, doch weit kleiner und wasserärmer als dort. Die Ursache dieser sonderbaren Erscheinung liegt in der Reiskultur, die hier sehr gepflegt wird, denn zur Bewässerung dieser ursprünglichen Sumpfpflanze wird aus dem Kuffari-Tschai viel Wasser in Kanälen abgeleitet. Auf



dem ganzen Wege bis zu der 2 $\frac{1}{2}$ Meilen entfernten Station am Jolamma fuhr ich mitten durch Reisfelder, und unwillkürlich fielen mir bei ihrem Anblicke die ungesunden Partien bei den alten Burgen Ordschnagh und Rechach im Tschoruk=Thale ein. Mehr als sonst trieb ich das Dreigespann an, um so rasch als möglich durch die sumpfige und ungesunde Gegend zu kommen. Millionen von Mücken umschwebten die Reisfelder und stürzten sich mit wahrer Wuth auf die Opfer, die der Weg zufällig hierher führte. In Kurzem war ich trotz aller Abwehr an den Händen und im Gesichte so zerstoehen, daß mir die Haut aufschwoll.

Es war am Tage sehr heiß gewesen und die Hitze minderte sich selbst des Nachts nur um wenige Grade, so daß aller Schlaf die müden Augen floh, zumal auch hier eine Menge Mücken ihren Aufenthalt genommen hatten. Die große Hitze brachte aber auch noch den Nachtheil, daß in dem Hochgebirge sehr viel Schnee und Eis schmolz und ungeheure Massen Wassers sich im Ssamur die Ebene entlang herabwälzten. Da das Schmelzen nur am Tage geschah, so war der Fluß auch gegen Abend und bis Mitternacht am größten; von da an nahm er bis zum frühen Morgen, wo neuer Zufluß kam, an Wasser ab. Die Leute auf der Poststation hielten die Stunde von 8—9 Uhr des Morgens für die beste Zeit, um den Ssamur zu durchfahren, und so hatte ich vorgezogen, hier zu übernachten.

Die Station liegt an dem Jolamma (russisch bald Jasloma, bald Jalama). So nennen nämlich die Russen und einige Reisende einen kleineren Arm des Ssamur, der südlich von dem Hauptflusse sich in das Meer ergießt. Reineggs sagt aber, daß der Kudial früher den Namen Jolamma führte und noch führe, und daß Kudial ursprünglich eine Burg gewesen sei, die dem Flusse nur ihren Namen mitgetheilt habe. Auf den Ruinen von Kudial erbauete Mohammed Ali Chan, wie oben gesagt, Kuba. Die ganze Ebene zwischen dem Ssamur und dem eigentlichen Kudiallamma



führt den Namen Muskurr und gehörte am Häufigsten zu der Herrschaft Derbend.

Zur rechten Zeit fuhr ich mit einem geschickten Postknechte aus der Station ab und kam nach einer Stunde an den Esamur, der hier wohl ein Paar tausend Schritte breit sein mochte. Leider besitzt man hier keine Büffel, aber die Regierung hat dafür Leute beordert, welche die Post und Reisende auf die andere Seite befördern sollen. Acht Mann waren nothwendig, um uns endlich hinüber zu bringen. Da der Boden des Flußbettes sehr wechselt und oft wenige Stunden hinreichen, um ein tiefes Loch entstehen zu lassen und ein anderes auszufüllen, so muß jedesmal ein des Terrains kundiger Mann das Flußbett zu Pferde untersuchen. Keineswegs in gerader Linie, sondern im Zickzack fahren wir dem Reiter nach. Die Durchfahrt wurde so schwierig, daß wir nicht weniger als eine Stunde dazu bedurften. Es war weniger die Tiefe, die uns Hemmnisse entgegensezte, als vielmehr die reißende Schnelligkeit, mit der das Wasser an einzelnen Stellen dahin stieß, so daß die Hälfte meiner Mannschaft sich gezwungen sah, den Wagen zu halten. Allenthalben im Flusse lagen Trümmer zerbrochener Wagen herum und selbst todtcs Vieh sah ich.

Die letzte Station von dem Jolamma bis Derbend wird nur zu $3\frac{1}{2}$ Meilen (24 Werst) angegeben, aber ohne Zweifel beträgt die Entfernung vielleicht bis zu einer Meile mehr. Die Richtung war eine fast rein westliche und das kaspische Meer erstreckt sich deshalb von hier aus gewiß weit mehr westwärts, als unsere Charten es angeben. Auch die Sonne ging den Tag vorher, von der Station am Jolamma aus betrachtet, genau in der Gegend von Derbend unter und der Kompaß gab damit übereinstimmend dieselbe Richtung an. Es wäre sehr zu wünschen, daß die Westküste des kaspischen Meeres einmal genau revidirt würde, denn dieser Beobachtung nach muß die Lage seines westlichen Ufers, wenigstens hier, eine andere sein.

Jenseits des Ssamur hören die Reisanzpflanzungen auf, aber es beginnen dafür Weizen- und Gersten-Felder; leider hat aber die Gerste dieselben schwärzlichen Körner, wie man sie in der Regel im ganzen Osten des kaukasischen Isthmus vorfindet. Allmählig näherte ich mich dem Meere und die früher angezeigten Uferpflanzen kamen wieder zum Vorscheine. Auf der Landseite zogen sich unbedeutende Hügelreihen dahin, so daß die Ebene schmal wurde und sich fast bis Derbend in gleicher Breite fortsetzte. Nur in der nächsten Nähe der Stadt zog sich ein Höhenzug bis nahe an das Meer und bildete einen natürlichen Paß, aber an anderen Stellen traten die Hügel auch zurück und die Ebene erschien breiter. Eine Meile vor Derbend begannen prächtige Obstgärten und zogen sich bis an die Stadt hin. Man erzählte mir, daß deren hier und auf der anderen Seite von Derbend nicht weniger als 8—900 vorhanden wären. Endlich erblickte ich die Stadt, welche der Koran selbst als die natürliche Nord-Gränze des Landes der Gläubigen bezeichnet und sie deshalb Bab al Jölam, d. h. Thor des Glaubens, genannt haben soll.

Derbend wird durch zwei Mauern, welche sich von dem östlichen Abhange eines dem Meere parallellaufenden Berges herab quer über die hier sehr schmale Uferebene bis an das Wasser hinziehen, eingeschlossen, und durch diese Lage der Stadt ist alle Verbindung zwischen dem Norden und Süden nur durch sie möglich. Diese einander parallellaufenden Mauern besitzen eine Länge von fast drei Viertelstunden, während die Breite des zwischen ihnen liegenden Raumes nicht mehr als fünf bis sieben Minuten beträgt, so daß Ben Jakutis aus Baku, der unter dem Namen Baku bekannter ist, wohl Recht haben konnte, wenn er die Breite der Stadt zu einem Pfeilschuß angiebt. Im Uebrigen darf man jedoch seiner Beschreibung eben so wenig unbedingt Glauben schenken, als denen der übrigen Schriftsteller des Orientes. Unrichtig ist z. B. die Angabe, daß die Mauern aus großen Quadern,

zu denen, um sie zu transportiren, wenigstens 50 Menschen gehören sollten, erbaut seien.

Diese beiden Mauern, welche die eigentliche Stadt und Festung einschließen, verdienen im höchsten Grade unser Interesse, denn sie besitzen eine so eigenthümliche Bauart, wie ich mich nirgends erinnere sie gesehen zu haben. Auch was mir von orientalischen Bauweisen aus anderen Werken bekannt ist, stimmt mit der Verbands auf keine Weise überein. Schon der erste Blick auf diese ehrwürdigen Reste einer grauen Vorzeit bezeugt uns ihr sehr hohes Alter, denn allenthalben findet man Spuren von nicht unbedeutenden Höhlungen im Gesteine, die nur allein durch Regen veranlaßt sein können.

Die Dicke der Mauer beträgt nicht weniger als 8, ihre Höhe hingegen 24—26 Fuß. Der Baustein ist derselbe tertiäre, an Muscheln reiche Kalk und derselbe feine Mollassen-Sandstein, wie beide längs des Meeres allenthalben vorkommen. Die Mauer besitzt an den äußeren Seiten behauene Quadern, die aber ohne Mörtel übereinander liegen, in der Mitte hingegen sieht man unbehauene und vieleckige Steine (also nicht wie sonst Kollsteine der Flüsse und Bäche), die durch einen sehr festen Mörtel miteinander verbunden sind. Betrachtet man die Quadern näher, so findet man, daß sie aus zweierlei Arten bestehen und von ihnen besitzen die größeren eine Länge von 3 und eine Breite von 2 Fuß. Zwischen diesen, die regelmäßige Reihen bilden, kommt eine Reihe kleinerer Quadern, von 2 Fuß Höhe und $\frac{1}{2}$ Fuß Breite, die Keilen gleich eingeschoben zu sein scheinen.

So ist wenigstens ohne Zweifel die ursprüngliche Bauart, die aber wohl im Verlaufe ihrer fast $1\frac{1}{2}$ tausendjährigen Existenz vielfachen Veränderungen unterworfen gewesen ist. Ein totaler Umbau mag aber an keiner Stelle stattgefunden haben. Einzeln sah ich allerdings größere Platten, die einer späteren Zeit angehörten. Eichwald behauptet, daß die oberen Steine Zapfen hätten, mit denen sie in die Löcher



der darunterliegenden eingriffen und dadurch die Festigkeit der Mauer vermehrten, eine Beobachtung, die mir entgangen ist.

Sieben Thore führen in den inneren Raum zu den sieben verschiedenen Stadttheilen, und ein jedes Thor wird durch eine feste Bastei bewacht. Bei jedem Thore, so erzählt Bakui weiter, liegt ein Talisman, um die Turks (d. h. die Ungläubigen) zu verscheuchen, denn diese arbeiteten ohne Unterlaß daran, in Iran (Persien) einzudringen. Diese Talismane sah Bakui noch in der Gestalt zweier ruhender Löwen auf zwei Pfeilern, welche auf der Mauer errichtet waren. So viel ich mir auch Mühe gegeben habe, wenigstens Spuren dieser acht persischen Pfortenwächter aufzufinden, so war es doch vergebens; wohl aber sah ich, jedoch durch Zeit und Wetter sehr verwischt, Thierbilder von unbedeutender Größe, so daß sie auch mir bisweilen, wie einem anderen Reisenden, als Hieroglyphen erschienen, ohne jedoch die Behauptung aufstellen zu wollen. Keilschrift war es aber bestimmt nicht. Nicht viel deutlicher erschienen die Inschriften, und vielleicht wäre es noch möglich, diese wichtigen Zeichen zu entziffern, wenn mit der Sache vertraute Männer nicht andere Leute hierher schickten, sondern selbst hierher gingen. Die russische Regierung hat schon Hunderttausende von Rubeln für die Erforschung des kaukasischen Isthmus bezahlt, ohne sich aber bis jetzt bedeutender Resultate rühmen zu können. Das wichtige Verbend hat noch kein russischer Archäolog besucht, so viel Reisende auch hier gewesen sind. Wenn mich meine Augen nicht sehr täuschten, so waren die Inschriften der Mauern mit kufischen Charakteren eingezeichnet.

Was die Anzahl der Thore anbelangt, so sind deren nur sechs vorhanden. Ihre Erbauung wird dem arabischen Eroberer Abu Musellim zugeschrieben, die eisernen Thorflügel hingegen ließ Harun al Raschid machen. Von diesen sechs Thoren befinden sich die meisten (vier) auf der Seite



nach Südost (Persien) zu, während nur eins auf der entgegengesetzten Seite vorhanden ist und eines in die Citadelle führt. Diese Vertheilung der Thore ist natürlich, da Dersbend mehr mit dem Süd-Osten als mit dem Nord-Westen, wo feindliche Völker wohnten, in Verbindung stand. Steinerne Treppen führen von der Innenseite der Mauern auf die Höhe derselben, und auf deren terrassenartigem Rücken erfreut man sich eines herrlichen Ueberblickes über die ganze Stadt und über die nächste Umgebung. Das weite Meer breitete sich bis ins Unabsehbare aus, aber nur selten bewegte ein Schiff die damals ruhige Oberfläche des Wassers. Schöne Obstgärten zogen sich auch auf der nordwestlichen Seite der Stadt dahin.

Betrachten wir nun die sonderbare, von den beiden Mauern eingeschlossene Stadt selbst etwas näher, so sieht man leider, daß ihre Blüthezeit vorüber und daß selbst die Ruhe, welcher sie sich unter russischer Herrschaft erfreut, nicht mehr im Stande ist, ihren alten Glanz wiederum herzustellen. Von den sieben Stadttheilen, von denen ein Jeder eine Parasange lang gewesen sein soll, und die den ganzen eingeschlossenen Raum von unten bis oben ausfüllten, ist wohl kaum mehr als die Hälfte übrig, und diese nimmt den oberen Theil des Raumes bis an den Fuß des Berges ein. Hier ist es nämlich immer noch etwas kühler als auf der flachen Uferebene, wo im Sommer eine unausstehliche Hitze herrscht und unverändert eine lange Zeit anhält.

Sichwald giebt 1,800 Häuser und 26,000 Einwohner an, von welchen Zahlen wenigstens die letztere zu hoch abgeschätzt ist, zumal man weiß, daß ein Haus im Oriente im Durchschnitt nicht von mehr als 5 oder 6 Menschen bewohnt angegeben werden kann. Nach officiellen Berichten, die ich erhalten, soll auch die Anzahl der Häuser 2,000, die der Einwohner hingegen nur 12,000 betragen, die sich mit Ausnahme weniger Armenier und Juden zum Islam und zwar zur Sekte der Schiiten bekennen.

Die Straßen sind zwar gerade und regelmäßig, aber sehr eng. Auch die Basare erscheinen eng, und bei einer Höhe von 26—30 Grad N. gehört wirklich ein an solche Wärmegrade gewöhnter Orientale dazu, um in der zusammengepreßten und oft durch kein Lüftchen bewegten Atmosphäre zu existiren. Die weißen Kalkwände der Mauern tragen außerdem dazu bei, den Aufenthalt noch unausstehlicher zu machen.

Während in der eigentlichen Stadt nur Schiiten vorherrschend wohnen, haben sich weiter unten auf der Ufer-Ebene Armenier und Juden angesiedelt. Die letzteren wurden mir zu 180 Familien angegeben. Sie gehören jetzt, wie die in Kuba, zu den polnischen, denn ihre meisten Priester erhalten in Kieff ihre Bildung und meistens auch ihre Einweihung. Aber außerdem wohnen in der Nähe von Derbend Juden und nehmen, besonders im Gebirge, selbst ganze Dörfer ein. Diese Gebirgsjuden unterscheiden sich aber wesentlich hinsichtlich ihrer Beschäftigung von den anderen in Schirwan und Grusien dadurch, daß sie sich ganz und gar dem Handel ergeben haben und weder ein Gewerbe, noch Landwirthschaft treiben. Sie sind die Vermittler zwischen den Bewohnern des Gebirges und der Städte.

Dyngefähr fünf Minuten weiter abwärts befindet sich eine alte Moschee, die in dem besonderen Rufe der Heiligkeit steht und nach Norden hin einen sehr großen Hof besitzt. Das Gebäude selbst zieht sich von Osten nach Westen, gleicht also in dieser Hinsicht mehr einem christlichen Gotteshause. Die Moschee besteht aus einem langen Gange mit gewölbter Decke, die auf beiden Seiten von Säulen getragen wird. Diese Säulen haben eine viereckige Form und bei einem Durchmesser von $3\frac{1}{2}$ eine Höhe von gegen 10 Fuß. In der Mitte des kaum 30 Fuß breiten Säulenganges erweitert sich das Gebäude und trägt daselbst eine Kuppel, unter der sich die eigentliche heilige Stelle der Schiiten befinden soll. Die ganze Länge des Gebäudes habe ich nicht



gemessen, da aber 20 Säulen auf jeder Seite vorhanden sind und der Raum zwischen je zweien 8—9 Fuß betragen mag, so wird es gegen 230—250 Fuß lang sein.

Noch weiter unten, nicht weit vom Meere, sind Kasernen erbaut und in ihnen fanden sich zur Zeit meiner Anwesenheit nur 350 Mann vor. 150 waren in der Citabelle, so daß Derbend damals nur 500 Vertheidiger besaß. Gewiß eine sehr geringe Anzahl, wenn man die große Ausdehnung der Mauern und die mißlichen Umstände bedenkt. Man war aber auch sehr in Sorge und erwartete jeden Tag einen Ueberfall von Seiten Schamils. Ein glücklicher Umstand für die Russen war es, daß sich Schiiten und Sunniten gegenseitig hassen, und daß man im Falle einer Belagerung mit Sicherheit auf die Treue und Ergebenheit der Einwohner Derbends rechnen konnte. Nahe bei den Kasernen sieht man noch Verschanzungen, deren Erbauung Peter dem Großen zugeschrieben werden.

Endlich sieht man ohnweit des Ufers wiederum einen Basar oder vielmehr einen Waarenplatz, und Lebensmittel lagen da, um exportirt zu werden. Von den übrigen Gegenständen, die man von hier aus verführt, verdient keiner einer besonderen Erwähnung, wenn ich nicht des Safrans gedenken will, der bei Derbend eben so häufig als auf der Halbinsel Apscheron gebaut und fast von allen Schriftstellern des Orientes, die Derbend erwähnen, besprochen wird.

Dicht am Meere war die Mauer ziemlich schadhaft und selbst zum Theil eingefallen, und mit leichter Mühe vermochte ich über sie auf die Nordwestseite zu klettern. Man erzählt, daß die Mauer in den früheren Zeiten sich eine Stunde meereinwärts gezogen habe, und fast alle Reisende schreiben dieses nach. Ich habe die Stelle genau untersucht und eine Linie, welche die Mauer fortsetzt, weit in das Meer hinein verfolgt, ohne aber nur die geringste Spur von Mauerwerk aufgefunden zu haben, so daß ich mit Grund die Wahrheit dieser Angabe bezweifeln darf. Ferner wird



von künstlich angelegten Molen, welche sich in das Meer hineinzogen, gesprochen. Auch diese Angabe beruht ebenfalls wie jene auf einem Irrthume, der wohl daraus entstand, daß man die fast horizontalen Schichten des tertiären Kalkes, die hier vom Wasser bedeckt sind, für ein Werk der Menschen ansah.

Derbend hat jetzt gar keinen Hafen und ihn wohl auch, wenn das Ufer, was mir gar nicht wahrscheinlich ist, nicht eine totale Veränderung erlitten hat, nie besessen; im Gegentheil können Schiffe gar nicht in der Nähe landen und sind hier mehr als irgendwo dem Schiffbruche ausgesetzt. Mehr als ein Reisender der früheren Zeit, dessen Beschreibung wir noch besitzen, ist hier gestrandet. Istachri's, aus der Mitte des 10. Jahrhunderts stammende Beschreibung ist gewiß nicht aus eigener Anschauung hervorgegangen, wenn er erzählt, daß Derbend an beiden Ufern einer Bai gelegen und diese zur Sicherheit der hier landenden Schiffe von zwei Wällen umgeben sei. Beide aus Quadersteinen errichtet, liefen — so erzählt er weiter — als Molen in die See und eine eiserne Kette, querüber gezogen, versperrte den Eingang in die Bai. Ich habe zwar früher (bei der Beschreibung von Baku) gesagt, daß die Westküste des kaspischen Meeres durch Zurücktreten desselben im Allgemeinen sich weiter ostwärts vorgeschoben habe, aber hier kann dieses Vorschieben auf keinen Fall bedeutend gewesen sein, weil der nahe Höhenzug noch jetzt fast in das Meer reicht. Und doch soll Derbend damals mehr bevölkert gewesen sein, als Ardebil, die damalige Hauptstadt Adserbeidschans, was nicht der Fall sein konnte, wenn die schmale Uferfläche ebenfalls vom Wasser bedeckt wurde.

Mein freundlicher Führer, der Inspektor der hiesigen Kreissschule, den das Geschick aus seinem kalten Vaterlande Finnland so weit nach dem Süden versetzt hatte, führte mich von hier aus auf den weitläufigen, mit Denkmälern aller Art bedeckten Gottesacker, und zwar zunächst zu den



Grabstätten der vierzig Märtyrer, die bei den Einwohnern gewöhnlich nur die Vierzig, Kirklar, genannt werden. Eichwald hat in seiner Reise auf dem kaspischen Meere und im Kaukasus (Bd. I., von Seite 112 an) weiltäufig über die Grabsteine dieser Vierzig, die er Kirklar nennt, gesprochen, und ich erwähne deshalb nur, daß ich sie keineswegs in gleicher Ordnung noch vorgefunden habe. Diese Vierzig sollen ächte Araber gewesen sein, die im Kampfe für die heilige Sache des Glaubens gegen die ungläubigen Chasaren fielen und nun als Heilige verehrt werden. Fromme Moslimen ziehen noch hierher, um ihre Andacht zu vollbringen und auch Kranke bringen oft mehre Tage und Nächte auf den Gräbern zu, um von ihrem Leiden befreit zu werden. Unfruchtbare Frauen schaben von dem weichen Steine ein Pulver, was sie in der Hoffnung verschlucken, dadurch auch der süßen Mutterfreuden theilhaftig zu werden.

Es bleibt mir endlich noch der oberste, durch eine Quermauer von der übrigen Stadt abgeschlossene Theil Verbends zu beschreiben übrig. Er bildet die eigentliche Citadelle und wird auch noch als solche benutzt. In ihm wohnte der Kommandant und fast alle Offiziere. Durch ein Thor traten wir aus der Stadt in die Citadelle, welche den Namen Marin Kalefi führt, ein. Ihr Raum ist unbedeutend und, da der Boden abschüssig geht, unbequem. Sie besitzt einige hübsche Gebäude, von denen man dem Staatsgefängnisse besondere Aufmerksamkeit gewidmet hat. Nicht weit davon wurde mir auch das alte Burgverließ, das aus einem großen, unterirdischen und ausgemauerten Raume besteht, gezeigt; mir kam es jedoch vor, als wenn dieser viel mehr als Cisterne benutzt worden sei. So viel ich durch ein mit ihm in Verbindung stehendes Loch unterscheiden konnte, besaß es so ziemlich dieselbe Bauart, als dergleichen Wasserbecken sonst im Oriente haben. Weiter unten nach der Stadt zu ist ein Brunnen vorhanden, dessen vorzügliches Wasser aus einer Quelle des Gebirges hierher geleitet wird.

Durch das Gebirgsthör setzte ich meinen Weg die Höhe aufwärts steigend fort, um die berühmte kaukasische Mauer wenigstens in ihrem Anfange kennen zu lernen. Auf der Nordwestseite zieht sich eine tiefe Schlucht bis fast auf den Rücken des Berges, und durch sie erhielt die Citadelle nicht weniger als die eigentliche Mauer außerdem noch eine natürliche Festigkeit. Die Mauer, welche unter dem Namen der kaukasischen sich eine weite Strecke landeinwärts, wenn auch nicht über das ganze Gebirge hinweg bis zum schwarzen Meere hinzieht, begann an der Südwestseite der Citadelle und setzte sich südwestlich von der Schlucht aufwärts steigend fort. Leider ist sie aber als solche hier ganz verschwunden, deutlich jedoch kann man ihre Spur noch an den Fundamenten bis auf den Rücken des Höhenzuges verfolgen. Bis hierher wagte ich mich trotz der obwaltenden Gefahren und sah, wie sie sich zum Theil als Mauerwerk auf der anderen Seite desselben in das Thal hinab verlief und unten angekommen, die gegenüberliegende Höhe wiederum erstieg. Dort schien sie zum Theil noch ganz unverfehrt zu sein, und selbst eine Bastei vermochte man zu unterscheiden.

In das Thal hinabzusteigen durfte ich leider nicht wagen, denn nach der Aussage meines Führers sind in der neuesten Zeit dort unten nicht selten Einwohner Verbends aufgegriffen und weggeschleppt worden. Ueber die Ausdehnung der Mauer theile ich mit, was mir von verschiedenen Seiten darüber erzählt wurde. Darnach zieht sie sich auf dem Rücken eines von der Wasserscheide zwischen Koifu und Meer auslaufenden, nicht unbedeutenden Gebirgsarmes, der das heutige Tabasseran von Kaitach trennt, entlang bis zu dem Hauptgebirge selbst. Oft geht die Mauer, die im Gebirge zum Theil noch ganz erhalten ist, durch mehre Dörfer, deren Einwohnern vielleicht in alter Zeit die Bewachung derselben anvertraut sein mochte. Schon Eichwald nennt in der oben citirten Beschreibung seiner Reise vier Dörfer, durch die sie



sich jetzt hinzieht und gibt eine besondere Zeichnung, die ihren Lauf bis dahin deutlich vorstellt.

Diese kaukassische Mauer erinnert an die chinesische, und wie diese verdankt sie ihren Ursprung einem Könige, der sein Land gegen die Einfälle barbarischer Völker schützen wollte. Die Zeit ihrer Erbauung läßt sich keineswegs mehr ermitteln, aber gewiß hängt sie auf das Genaueste mit der Gründung der Stadt und Festung Derbend, die eigentlich nur das Ostende derselben bildet, zusammen.

Geschichtlich können wir nur bis auf die Glanzperiode der Sassanidenherrschaft unter Kobad und Chosru Nuschirwan zurückgehen, auf deren interessante Zeit ich schon früher aufmerksam gemacht habe. Im äußersten Norden der iranischen Provinz Muga (Mukan) erbaute Nuschirwan noch zu Lebzeiten seines Vaters Derbend (welcher Name einen Engpaß bedeutet), um dadurch seine südlich von der Mauer gelegenen Provinzen gegen die Einfälle der nordischen rohen Völker zu schützen. Masjudi erzählt uns, daß Nuschirwan hierbei dem Beispiele seines Ahnherrn Ardeschir Babakan folgte; wie dieser in Chorasan Statthalter mit fast königlicher Würde bestätigte, so setzte jener im Norden seines Reiches ebenfalls solche Vasallen ein, denen er den stolzen Namen Schah verlieh. So entstanden die schon früher erwähnten Schirwanschahs, die bis Derbend am Meeresufer herrschten, während im Gebirge (im heutigen Daghestan), und zwar in den Vorbergen, ein Tabasseran- und im Hochgebirge ein Allan-Schah ernannt wurden. Der Sserir-Schah, welchen Dorn in seiner Geschichte der Schirwanschahs ebenfalls zu gleicher Zeit nennt, verdankt nach Ibn Haukal erst dem Sohne Nuschirwans, Hormisdas IV., seine Ernennung und ein Prinz aus königlichem Geblüte, Bahram Ischopin, der die Gränze Persiens noch über Derbend hinaus erweitert haben soll, wurde zuerst mit dieser Würde belegt.

Nach dem Derbend-Nameh, einem Geschichtsbuche für

den Kaukasus, welches aber leider nur bis auf Harun al Raschid reicht, haben aber Derbend und ohne Zweifel auch die kaukasische Mauer schon früher existirt; auch Moses von Chorene (pag. 355), der doch schon einige Jahre vor der Thronbesteigung Kobads starb, gedenkt der derbendischen Mauer. Ruschirwan hat demnach beide wohl nur wiederhergestellt und ihnen von Neuem eine Bedeutung gegeben. Nach dem erwähnten Derbend-Nameh, welches Reineggs noch in einem daghestanischen Dorfe als Manuscript auf fand und das jetzt in dem Besitze der göttinger Bibliothek ist, verdankt Derbend dem Iskender Dsulkarnein, Alexander dem Ueberwinder, der sich vom Iskender Rumi, dem griechischen Alexander, wesentlich unterscheiden soll, seine erste Entstehung. Der erste Alexander ist eine durchaus mythische Person, weshalb man auch die Erbauung Derbends und der kaukasischen Mauer mit Recht in eine sehr frühe Zeit versetzen kann.

Wie die Sassaniden diesem wichtigen Punkte ihre besondere Aufmerksamkeit zuwendeten, so nicht weniger die Araber. Harun al Raschid liebte Derbend wie Ruschirwan und hielt sich mehrmals hier auf. Ihm soll die Festung die eisernen Thorflügel verdanken, wornach sie den Namen Bab al Hadid (d. i. das eiserne Thor), oder türkisch Lemir-Kapu, erhielt. Derbend wurde aber auch das Thor der Thore, Bab al Abwab genannt, und weil es die Einfälle der Ghosaren oder Chasaren, worunter die Orientalen, ebenso wie die Griechen unter Skythen, alle nördlich wohnenden rohen Völker verstanden, verhinderte, erhielt es ferner den Namen der Chasaren-Pforte. Unter Alanen-Pforte hat man wohl häufig, aber nicht immer, Derbend zu verstehen.

Mit dem Verfall der Chalifen-Herrschaft war im Süden des Kaukasus kein mächtiges, wenigstens nicht andauerndes Reich vorhanden. Wenn auch die Mongolen unter Dschingis-Chan und seinen nächsten Nachkommen und später Timur sich an der Westküste des kaspischen Meeres eine Zeit lang



gefielen, so dauerte deren Herrschaft doch zu kurze Zeit, um Derbend seinem früheren Glanze wiederzugeben. Auch unter den Sefiden, von denen besonders Abbas I. diesen Gegenstand seine besondere Aufmerksamkeit zuwendete und deshalb die Türken völlig daraus vertrieb, wurde Derbend nicht wieder gehoben. Im Anfange des 18. Jahrhunderts kam es bald unter russische und bald unter türkische Oberhoheit, bis sich endlich Nadir-Schah wiederum in seinen Besitz setzte. Bis dahin hatte Derbend Statthalter gehabt, die sich selbst bisweilen für völlig unabhängig erklärten. Einen solchen Herrscher, Muhammed Hassan Chan, vertrieb der oben genannte Fethy Ali Chan von Kuba, und vereinigte damit Derbend mit seinen Besitzungen. Der Sohn des letzteren Schich Ali Chan war, wie wir oben gesehen haben, der letzte Fürst von Derbend. Schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts erkannte dieser die russische Oberherrschaft an, floh aber 1806 aus seinem Erbe. Seit dieser Zeit bildet die Stadt mit der ganzen Uferebene südlich vom Samur bis nördlich über den Intsche, wo das Gebiet des Herrschers von Tarku beginnt, einen besonderen Kreis, der aber unter militärischer Aufsicht steht. Außer der Stadt und Festung Derbend gehören noch 26 Dörfer mit 25,000 Einwohnern hierher, so daß die Zahl derselben für den ganzen Kreis zu 37,000 angegeben werden kann. Von diesen sind nur 350 Armenier, aber 3,200 Juden (und nicht, wie oben Seite 200 angegeben ist, 300).

Bevor ich die Beschreibung Derbends beschließe, fühle ich mich noch gedrungen, einige Worte über die kaukasische Mauer, die im vorigen Jahrhunderte weit mehr, als in diesem besprochen wurde, und sogar eine besondere Monographie: *Bayeri de muro caucasico* (in *Comment. acad. scient. imper. Petrop. Tom. 1.*) erhielt, zu sagen. Man hatte früher die Meinung, daß sie sich über das ganze Gebirge hinweg bis an das schwarze Meer erstreckt habe, allein dieses ist ein Irrthum. Nach genauen Nachrichten, die ich



eingezogen und nach der Aufnahme russischer Ingenieure, die sich jetzt im geheimen Bureau des Generalstabes in Tiflis befindet, reicht sie, wie ich schon oben angegeben habe, nur bis zu dem vielzackigen Kalkgebirge, welches zwischen dem Meere und dem Koïsu die Wasserscheide bildet, und bis zu dem Dorfe Kuwetschi; sie hat eine Länge von 5 Meilen. Vor Kuwetschi schließt sie noch eine enge Schlucht, welche das Gebirge in einen nördlichen und südlichen Theil scheidet. Wahrscheinlich waren in alter Zeit die Bewohner des genannten Dorfes die dortigen Gränzwächter.

Auch die Nachrichten orientalischer Schriftsteller stimmen damit überein, denn dort, zwischen dem Dschebel al Masan und dem Dschebel al Kaitach, liegt Al Bab, d. h. die Pforte, κατ' Ἐξοχήν. Bakui nennt hier ein Kastell mit Namen Kalat Allan, die Alanen-Burg. Edrissi zählt zwölf Stationen der Mauer auf und da jede von der andern fast eine Stunde entfernt lag, so stimmt auch ihre ganze Länge mit der oben angegebenen so ziemlich überein.

Strabo's vierter Zugang nach Iberien (Rußien) von Albanien aus war wohl am Schahdagh, wo eine jetzt leider durch die Kriegsverhältnisse gestörte Straße von Derbend nach Tiflis führt, die aber ohne Zweifel dieselbe ist, welche in der neuesten Zeit Graf Suzannet bereist und in der Revue de deux mondes, Tom. 26 ziemlich genau beschrieben hat. Ob der albanische Engpaß, den Ptolemäus zwischen den kaspischen bei Derbend und den kaukasischen bei Darjal setzt, derselbe ist, möchte ich bezweifeln und wäre geneigt, ihn lieber ebenfalls dahin zu setzen, wo das westliche Ende der kaukasischen Mauer die oben bezeichnete Stelle absperret.

Von Kuwetschi aus westwärts hat sich noch kein Reisender gewagt, und wie weit die Aufnahme des Generalstabes gediehen ist, weiß ich nicht. Auf der großen Charte, auf der eine Meile Land einen Zoll einnimmt, fand ich das ganze Gebirge zwischen dem kaspischen Meere und der großen Militärstraße mit einer Genauigkeit eingezeichnet, die



gewiß Jeden in Verwunderung setzen muß, der nicht weiß, daß das Neuzere gerade in Rußland am Meisten besteht. Bestimmt wußte ich von einigen Punkten, daß sie bisher von keinem Russen, und noch weniger von einem russischen Ingenieur betreten sind, und doch war die Einzeichnung derselben auf der Charte eben so minutiös und sorgsam ausgeführt, wie die der bekannteren Gegenden. Nach der Vertheilung der Gebirgszüge kann aber keine Straße in gerader Linie westwärts gegangen sein, denn wie ich später weitläufiger auseinander setzen werde, laufen vom Hauptzuge des Kaukasus drei große Strahlen aus, zwischen denen die drei Arme des Koißu ihren Ursprung haben, und durchschneiden hier das Terrain in nördlicher Richtung. Von Kuwetschi ging auf jeden Fall die Straße in das Thal des kassumükischen Koißu und von da in das des Ssamur, um dann an den Quellen genannten Flusses über den Haupt Rücken des Kaukasus nach der breiten Thalebene des Masan, nach der Weinprovinz Grusiens, zu führen. Auf dem letzten Theile dieses Weges sollen übrigens noch oberhalb Pelokan im Dscharschen-Kreise Spuren einer Mauer vorgefunden werden, die ein Thal abschließen.

Erst auf der großen Militärstraße, die von Wladikaukas nach Tiflis führt und keineswegs der einzige einigermaßen gangbare Weg durch das Gebirge ist, findet man wiederum Spuren einer Mauer, die den Norden von dem Süden absperrte. Aber wie am kaspischen Meere die Straße durch zwei Engpässe (bei Derbend und bei Chydirsinde) geschlossen wurde, so war dieses auch hier der Fall. Der wichtigste von beiden Pässen ist der bekannte bei Darjel oder Darjal; auch von diesem geht die Sage, daß ein eisernes Thor das ganze, hier schmale Thal des Terak abgesperrt habe. Reisende des vorigen Jahrhunderts wollen sogar noch Spuren davon gesehen haben.

Ein zweiter Engpaß von großer Bedeutung ist im Süden und führt bei den Grusiern den Namen Rthiulethiß-



Kari. Die Aragua wird hier von zwei Bergen so eingengt, daß sie kaum hinlänglich Platz für ihre Wassermengen hat und in tieferem Bette zu fließen gezwungen ist. An den Bergen sieht man noch jetzt Ruinen von Burgen, welche früher den Engpaß bewachten, und vielleicht ist in sehr früher Zeit auch eine Mauer vorhanden gewesen, welche quer durch das Thal ging. In den älteren Zeiten mag der Engpaß in der Geschichte Grusiens eine wichtigere Rolle gespielt haben, und gewiß wurde er, da er gewöhnlich mit demselben Namen Darjal benannt worden zu sein scheint, häufig mit dem am Terek verwechselt. Gar keinem Zweifel unterliegt es, daß der Engpaß Darubal, welchen der grussische König Mirwan im zweiten Jahrhunderte n. Chr. gegen die Einfälle der Dsurdsuchen und Dsarthalen abspernte, das heutige Mthiulethi-Kari, d. i. das Thor der Bergbewohner, und nicht, wie alle anderen Schriftsteller wollen, das ächte Darjal ist.

Eine andere Straße, die in den älteren Zeiten von großer Wichtigkeit gewesen sein muß und die noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von einem russischen Heere unter General Tottleben zurückgelegt wurde, führt von Norden her einen Nebenfluß des Terek, den Ardon, der wegen seines wilden Wassers den Namen des tollen Flusses erhalten hat, aufwärts in einen großen Kessel, den die Grussier vorzugsweise den Thalkessel, Cheoba, nennen. Diese Straße, und nicht die längs des Terek und der Aragua, wählten sich vorzugsweise die rohen Horden des im Norden des Kaukasus wohnenden Volkes, welches ebenfalls wieder den Namen der Chasaren führt, um in Grusien Einfälle zu machen. Die Könige Grusiens waren deshalb schon in früherer Zeit darauf bedacht, die Straßen an ihrer engsten Stelle durch eine Mauer abzusperren und nannten nun den Engpaß Chasri-Kari, d. h. die Chasaren-Pforte. Die Geschichte schreibt übrigens die Erbauung dieser Pforte dem Könige Wachtang-Gurgaklan in der Mitte des fünften Jahrhunderts zu.



Die zuletzt genannte Straße selbst führt aus dem Thalkessel über einen Sattel des Kaukasusgebirges in das östliche Quellenthal des Rion und dann diesem Flusse entlang. Unter der Regierung des Baron Rosen hatte man ihr, durch Reisende dazu angeregt, von Neuem Aufmerksamkeit gewidmet, und man war sogar Willens, insofern das Urtheil sachverständiger Offiziere dafür ausfiel, dann die Hauptstraße über den Kaukasus hierher zu versetzen. Die Ingenieure sprachen sich jedoch dagegen aus, aber auf jeden Fall wäre es wünschenswerth, daß ein zweiter Weg von Norden her nach Transkaukasien und besonders nach seinen westlichen Provinzen eröffnet würde.

Spuren einer vierten Mauer, welche einen Engpaß absperrete, finden sich auf einer dritten Straße, welche in der Vorzeit aus der Ebene des Kuban nach dem wichtigen Emporium Dioskurias führte. Als die Russen im Jahre 1837 den räuberischen Stamm der Zibelder sich unterwarfen, sahen sie mitten im dichten Walde die Spuren einer Mauer, welche früher quer über das Thal des Kodor ging. Wahrscheinlich ist es dieselbe, welche der Geschichte nach von den Einwohnern der Stadt Dioskurias gegen die Einfälle der Kozarier erbaut wurde. Das *Κάστρον τείχος* des Ptolemäus scheint eine andere Mauer gewesen zu sein, die nordwärts von Dioskurias lag und vielleicht im Thale des heutigen Kelafur einen Engpaß sperrte.

Endlich habe ich noch einer Mauer Erwähnung zu thun, die aber gewiß in der Geschichte nie eine Bedeutung hatte: Der Assai (ein Fluß im Lande der Inguschen) entsteht aus der Vereinigung einer Menge von Bächen, die alle in einem Bergkessel entspringen, und fließt dann durch ein enges Thal. Am Eingange in dasselbe liegen Ruinen, die noch als heilig gelten und unter ihnen sieht man noch Spuren einer Mauer, die früher quer über das Thal gegangen sein soll.

Nach dieser nöthigen Abschweifung kehre ich zu der Beschreibung meiner Reise zurück. So freundlich auch der



Kreishauptmann von Verbend sich gegen mich benahm, so hatte er doch den Befehl erhalten, mich so schnell als möglich wiederum zu entfernen und mich nicht aus den Mauern der Stadt herauszulassen. Kein anderer Grund, als meine eigene Sicherheit, hatte übrigens den General Reidhardt bestimmt, diese Befehle, welche mich vielfach in meinen Bestrebungen hinderten, zu ertheilen.

Ich bin zwar, wie schon mehrmals erwähnt, durchaus kein Freund der Armenier, denn auf beiden Reisen habe ich hinlänglich Gelegenheit gehabt, den niedrigen Standpunkt ihrer Moral kennen zu lernen, aber eben so offen bekenne ich, daß es auch unter ihnen ehrenwerthe Leute gibt. Zu diesen gehörte der freundliche Mann, der mich in Verbend beherbergte und jede Sorge trug, um meinen kurzen Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Bis dahin hatte ich den Haushalt der Armenier und selbst der reicheren Kaufleute außerhalb Tiflis immer in einem ärmlichen Zustande gefunden; es freute mich deßhalb um so mehr, hier einmal eine Ausnahme zu finden, denn mein Wirth, der wegen seines Reichthumes von den Einwohnern Verbends den Namen Badschally-Dghlu, d. i. Dukaten-Sohn, erhalten, hatte sich ganz komfortabel eingerichtet. Er erhielt für mich noch dadurch einen besonderen Werth, daß er mit den Verhältnissen der verschiedenen Fürsten Daghestans sehr vertraut war und mich mit ihnen näher bekannt machte.

Ueber die geologische Beschaffenheit der Umgebung Verbends habe ich schon oben gesprochen und es bleibt mir deßhalb nur noch übrig, auch einige Worte über die Vegetation zu sagen. Selbst gegen das Ufer hin war sie üppiger als bei Batu und sonst am kaspischen Meere, und außer den dort angeführten Pflanzen sah ich hier noch einige Trespen, als *Bromus sterilis* L., *velutinus* Schrd., *commutatus* Schrd. und *lanceolatus* Rth., ferner *Echinochloa crus galli* P. de B., *Allium rotundum* L., *Polygonum patulum* M.B., *Chenopodium Vulvaria* L., einige Euphorbien,



zahlreiche Zusammengesetztblüthler, als: *Hedypnois cretica* L., *Crepis virens* L., *Barkhausia rhoeadifolia* M.B., *Lago-seris nemausensis* M.B., *Picris strigosa* M.B., *Senecio vernalis* W. et K. und *Centaurea Crupina* L., *Scabiosa Columbaria* L., *Plantago arenaria* W. et K., *Convolvulus persicus* L., *C. Besseri* Spreng., *Verbascum Blattaria* L., *Cynanchum acutum* L., *Anchusa paniculata* Ait., *Teucrium Chamaedrys* L., *Stachys lanata* Jacq., *Marrabium vulgare* L., *Eryngium coeruleum* M.B., *E. arvense* L., *Daucus Carota* L., *Lotus corniculatus* L., *Reseda lutea* L., *Papaver commutatum* F. et M., *Roemeria hybrida* DeC., *Dianthus velutinus* Guss. und *Tribulus terrestris* L.

Die Höhe, auf der Derbend sich hinaufzog, war mit Matten bedeckt. Viele der für die Ebene genannten Pflanzen kamen auch hier vor, aber außerdem sah ich noch: *Parietaria judaica* L., *Crozophora tinctoria* Juss., *Centaurea centaureoides* L., *Echinops ruthenicus* M.B., *Pterocephalus plumosus* Coult., *Campanula bononiensis* L., *Rubia tinctorum* L., *Origanum vulgare* L., *Teucrium hircanicum* L., *Salvia Sclaraea* L., *Trifolium angustifolium* L., *Coronilla cretica* L., *Papaver Argemone* L., *Althaea sicifolia* Cav. und *Capparis herbacea* W. Eichwald gibt auch die Eierpflanze (*Solanum Melongena* L.) unter den hiesigen wildwachsenden Pflanzen an, eine Behauptung, der ich unbedingt widersprechen muß.

Weiter hinauf wurde die Vegetation noch mannigfaltiger und ich sah selbst Gesträuch, das allmählig hainartig zu werden schien, so verschiedene Rosensträucher, die iberische Hedekirsche, den heiligen Brombeerstrauch, den Christdorn und Wintereichen.

Achtes Kapitel.

Der Kaukasus und besonders seine östliche Hälfte.

Auf meiner vorigen Reise hatte ich dem Westen des kaukasischen Gebirges meine besondere Aufmerksamkeit gewidmet; aber damals waren Russen und Tscherkessen im erbitterten Kampfe und ich konnte nicht so tief eindringen, als ich gehofft hatte. Auf dieser Reise wünschte ich den östlichen Theil des Kaukasus kennen zu lernen, aber stärker als je loderte wiederum hier die Kriegsfackel. Der offene Aufstand einiger und das zweideutige Benehmen anderer Stämme erlaubten mir gar nicht, mich in das Innere des Gebirges zu wagen. Wie weit meine Erfahrung geht, sagen die Reise-Berichte, aber leider sind diese zur Erläuterung des Gebirgskrieges von sehr untergeordnetem Werthe, so daß, wollte ich mich allein auf sie stützen, ich ihn nur höchst unvollkommen beschreiben könnte. Was ich aber nicht selbst untersuchen konnte, davon suchte ich mir durch die Berichte der Eingebornen und die russischer Offiziere Kenntniß zu verschaffen. Auf diese Weise in der Kenntniß des Kaukasus vervollständigt, will ich nun, bevor ich zu dem Kriege selbst übergehe, versuchen, eine Beschreibung des Gebirges und besonders seiner östlichen Hälfte zu geben.

Das mächtige Gebirge des Kaukasus durchschneidet den Isthmus von Westen nach Osten, und beginnt in Form



einer durch Hügel unebenen Landzunge, die unter dem Namen der Halbinsel Taman den östlichen Theil des asoffischen Meeres von dem schwarzen scheidet. Eigentlich ist aber der Anfang des Kaukasus noch westlicher zu suchen, und das ganze Gebirge der krimischen Südküste, das nur durch eine schmale Wasserstraße, den taurischen (früher kimmerischen) Bospor, getrennt ist, gehört ihm in naturgeschichtlicher Hinsicht an. In dieser Ausdehnung ist die unbedeutende Landzunge, die früher von den Griechen der herakleotische Chersones genannt wurde, auf der das alte Cherson lag und die jetzt durch ihren ausgezeichneten Kriegshafen Sewastopol nicht minder wichtig erscheint, das eigentliche Westende des kaukasischen Riesengebirges. Von Taman aus zieht sich der Kaukasus in südöstlicher Richtung längs der Meeresküste bis zum 43. Grad N.B. herab und durchschneidet nun den Isthmus an seiner schmalsten Stelle anfangs östlich und dann südöstlich sich wendend, um wiederum in einer hügeligen Landzunge, welche wir schon unter dem Namen Apscheron kennen gelernt haben, sein Ende zu finden.

Um dies Gebirge mit einer Längenausdehnung (ohne das Küstengebirge der Krim, welches ich hier unberücksichtigt lasse) von 14 Längengraden oder gegen 160—200 geographischen Meilen und einer Breite von 1—1½ Breitengraden, also von 15—22 Meilen in seiner eigenthümlichen Zusammensetzung zu verstehen, ist es nothwendig, in die Zeit zurückzugehen, wo Wasser noch die ganze Erde umspülte und deren Oberfläche durch unterirdische Gewalten allmählig die Gestalt erhielt, welche sie jetzt besitzt. Es versteht sich von selbst, daß ich mich hierbei auf keine Hypothesen einlassen kann und daß ich mich nur auf einfache Auseinandersetzung der mir gebotenen Thatfachen beschränke. Thonschiefer von schwärzlicher Farbe, ohne alle Spur eines früheren organischen Lebens, aber sehr reichlich mit Schwefelkiesen besetzt, bildete eine Zeit lang die feste Oberfläche der Erde, bis sich allmählig auf ihr die Schicht eines am Hän-

figsten graugelblichen Kalkes, den mir der verstorbene Graf Münster nach von meiner ersten Reise mitgetheilten Versteinerungen als zu dem Grobkalk, also zur unteren Kreideformation gehörig bestimmt hat, zu nicht unbedeutender Stärke absetzte.

Nach dieser Zeit berstete die Erde in einer ungeheuern Längsspalte und der trachytische Kaukasus trat heraus. Die unterirdische Gewalt, die ihn hervortrieb, dauerte eine lange Zeit an und machte sich außerdem noch an einzelnen Stellen rechts und links von der Spalte geltend, so daß Trachyt-Regel auch außerhalb derselben zum Vorschein kamen. Daß die Berstung der Erde und das Heraustrreten eines so mächtigen Gebirges eine totale Veränderung der Oberfläche hervorrufen mußte, liegt klar vor, aber doch läßt sich am Kaukasus die Lage der verschiedenen auf einander folgenden Gebirgsarten leichter beobachten, als an manchen anderen und selbst kleineren Gebirgen.

Dieses Hervortreten des trachytischen Gebirges geschah aber keineswegs in einer einfachen Linie, sondern in Form einer aus Gliedern bestehenden Kette. An der Verbindungsstelle zweier Glieder bildeten sich seitliche Spalten und aus ihnen kamen nun die Gebirgsarme, welche nördlich und südlich verliefen, zum Vorschein. Ein jedes Kettenglied schließt ein mehr oder minder umfangreiches Bassin ein, dessen Boden am Häufigsten aus Thonschiefer zu bestehen scheint.

Bei dem Heraustrreten des trachytischen Gebirgszuges wurden aber auch zu gleicher Zeit die Ränder der Spalte mit in die Höhe gehoben und die letzteren begleiten noch jetzt als sekundäre Gebirge den Hauptzug. Diese sekundären Gebirge bestehen nun hauptsächlich aus dem Gesteine der ursprünglichen Decke der Erdoberfläche, aus Thonschiefer, dem nach außen der oben angegebene Kalk aufliegt. Auf der äußeren Seite sind deshalb ihre Formen abgerundet, nach innen zu hingegen erscheinen sie vielfach zerris-



sen und mit einer Menge von Zacken und Spitzen. Zwischen dem Thonschiefer und dem Trachyte sind aber auch andere Gesteine, einer früheren Zeit angehörig und plutonischen Ursprunges, mit in die Höhe gehoben worden, und so findet man hier namentlich Granit, Kieselschiefer, Serpentin u. s. w.

Nur die höchsten Spitzen der sekundären Gebirge und der ganze trachytische Höhenzug ragten zuerst aus dem Wasser hervor, während die niederen Theile noch eine lange Zeit von ihm bedeckt blieben. So bildeten sich fortwährend aus dem Meere im Norden und Süden neue Niederschläge, die von den früheren wohl zu unterscheiden sind, und zum Theil sich sehr reich an allerhand Versteinerungen und Abdrücken erweisen. Hierher gehören dieselben tertiären Kalksteine, die Mergelschiefer und dieselben Molassen, von denen ich besonders in diesem Theile meiner Wanderungen gesprochen habe. Sie bilden einzelne Höhenzüge, die entweder durch ihre Enden mit den sekundären Gebirgen des Kaukasus zusammenhängen, oder nur selten sich diesen unmittelbar anlegen. Sie besitzen keine bedeutende Höhe und ebenso keine umfassende Ausdehnung. Ohne Zweifel haben diese Niederschläge auch viele Risse und Unebenheiten ausgefüllt, und so findet man die tertiären Gesteine auch weit tiefer, als man vermuthen sollte. Selbst seitliche Nebenzüge trachytischen Ursprunges wurden unmittelbar von ihnen und in einer späteren Zeit selbst noch von quaternären Bildungen mehr oder weniger bedeckt. Namentlich gilt dieses von dem sogenannten Fünfsgebirge, dem Beschtai, von dem jetzt nur noch einzelne Spitzen herausragen und scheinbar isolirt dastehen.

Nach dieser Auseinandersetzung unterscheiden wir am Kaukasus:

1) den in Form einer Kette sich darstellenden, trachytischen Hauptzug, das eigentliche Hochgebirge, dessen meisten Spitzen sich über die Schneelinie erheben;



2) die beiden sekundären Gebirge nördlich und südlich, die auf der inneren Seite vorherrschend aus Thonschiefer und plutonischen Gesteinen, auf der äußeren hingegen aus Kalk bestehen, und

3) mehrere unbedeutende und von einander unabhängige Höhenzüge tertiären Ursprungs, die auf der äußeren Seite der beiden Nebengebirge ziemlich selbstständig und nicht immer in gleicher Richtung verlaufen.

Da es dem trachytischen Gesteine an den äußersten Enden im Westen und Osten des heutigen Kaukasus nicht mehr gelang, über die Oberfläche durchzudringen, so wurde diese nur gehoben und die Hebungen setzen nun hier das Hauptgebirge nach beiden Enden fort. Diese bestehen demnach hier aus Thonschiefer oder häufiger aus einer dem Grobkalke angehörigen Formation. Wo die unterirdische Gewalt noch unbedeutender wurde und das Gehobene eine Zeit lang vom Wasser bedeckt war, erscheint jenes jetzt von tertiären Gebilden bedeckt. So finden wir es im nordwestlichen Theile Ischerkessiens, wo das unbedeutende Gebirge seiner weißen Farbe halber den Namen Schogalesch, d. h. Weißgebirge, erhalten hat, und ebenso in seinem östlichen Verlaufe im Norden von Schirwan bis zur Halbinsel Baku.

Viele einzelne Berge des trachytischen Hauptgebirges blieben aber noch eine lange Zeit die Essen des unterirdischen Feuerherdes und ungeheure Massen flüssigen Steinbreies wurden durch die Krater ausgeworfen. Hierdurch veränderte sich aber von Neuem die Gestalt der Erdoberfläche, wenn auch nur an einzelnen Stellen. Mit Bestimmtheit kann ich den Kasbek, mehre Spitzen der sogenannten rothen Berge und den Elbruf als solche ausgebrannte Vulkane nennen.

Die von den Kettenringen eingeschlossenen Bassins der Hauptkette bildeten ohne Zweifel eine lange Zeit Hochseen, in denen sich das Quellwasser der sich ringsherumziehenden Höhen ansammelte. Allmählig gelang es aber dem Wasser,



sich einen Ausweg zu verschaffen, und von Jahrhundert zu Jahrhundert wurde das Bett des Flusses tiefer, bis es sich endlich zu dem schluchtähnlichen Thale gestaltete, als welches wir es jetzt sehen können. Aber zum zweiten Male war das Wasser gezwungen, sich einen neuen Weg durch die sekundären Gebirge zu bahnen, und so entstanden auch hier nach dem Verlaufe von Jahrtausenden Engthäler, wie sie ebenfalls noch vorhanden sind. Während das Hauptgebirge einen fortlaufenden Kamm bildet, der höchstens durch Sättel, nirgends durch Thäler unterbrochen wird, so werden die Nebengebirge in eben so viele Theile abgesondert, als Flüsse dem Süden oder Norden zusfließen.

Fast ohne Ausnahme haben alle Flüsse des Kaukasus eine nördliche oder südliche Richtung, und nur erst, wenn sie durch Hindernisse bedingt einen westlichen oder östlichen Lauf annehmen, vereinigen sich mehre in gemeinschaftlichem Bette, um nun, zum mächtigen Strome angewachsen, dem kaspischen oder schwarzen Meere zuzueilen.

Ein Blick auf die natürliche Lage des Gebirges sagt uns schon, daß solcher großen Flüsse nur vier existiren können, und von diesen laufen zwei dem kaspischen und zwei dem schwarzen Meere zu. Wiederum befinden sich zwei im Norden und zwei im Süden des Kaukasus. Im Norden sind es der Terek und der Kuban und von ihnen fließt der erstere in das kaspische, der andere in das schwarze Meer. Der Terek nimmt seinen Ursprung in dem Bassin, durch das die große Militärstraße geht, der Kuban hingegen erhält seine Wasser hauptsächlich vom Elbruß.

Im Süden des Kaukasus fließt der Rion in das schwarze, der Kur hingegen in das kaspische Meer, aber nur der zuerst genannte Fluß hat seine Quellen auf dem Gebirge selbst, und zwar im Westen des oben genannten Thalkessels, durch den früher von Norden aus eine Straße nach dem Rionthale führte. Der Kur entspringt, wie ich schon früher in dem sechsten Kapitel des zweiten Bandes meiner Wanderungen

näher auseinandergesetzt habe, auf dem armenischen Hochlande, nimmt aber später auf seiner linken Seite alle Flüsse und Bäche des Kaukasus auf, die im eigentlichen Grusien und weiter im Osten von diesem Gebirge herabkommen. Die wichtigsten sind die Aragua (Arakui), längs der die Militärstraße nach Tiflis führt, und der Kasan, der einzige Fluß des grussischen Weinlandes Kachien (Kachetien).

Der Wasserreichthum des Kaukasus ist im Allgemeinen gering, weshalb sich auch das Gebirge keineswegs einer solchen Fruchtbarkeit und einer solchen üppigen Vegetation erfreut, wie z. B. die Schweiz. Die Ursache dieses Wassermangels rührt hauptsächlich von der geringen Anzahl von Gletschern her, die sich hier vorfinden, und selbst diese Gletscher unterscheiden sich noch wesentlich von denen der Schweiz durch ihre geringere Mächtigkeit.

Von dem Wasser bedingt ist die Vegetation, und wenn auch einzelne Stellen sich durch Pflanzenreichthum und Mannigfaltigkeit der Arten auszeichnen, so sind andere um so häufiger, wo ein steriler, felsiger Boden sich den Augen des Beschauers entgegenstellt. Nackte Felsenwände von ungeheurer Ausdehnung, Steingerölle, wasserleere Abhänge sieht man sehr oft. Das im zweiten Theile erwähnte pontische Gebirge ist ebenfalls weit fruchtbarer, als der Kaukasus; und solche schöne Matten und Alpenwiesen, wie ich dort gesehen und an der gehörigen Stelle beschrieben, habe ich im Gebirge des Kaukasus nur sehr selten beobachtet. Selbst in der Nähe der Schneeregion, wo die Schweizer-Alpen und das pontische Gebirge noch einen üppigen Pflanzenwuchs entfalten, sieht man auf dem Kaukasus in der Regel nur eine ärmliche Vegetation.

Der trachytische Hauptzug des Kaukasus ist im Allgemeinen noch fruchtbarer, als die innere Seite der sekundären Gebirge, wo also meist Thonschiefer die unmittelbare Unterlage bildet. Eine üppigere Vegetation haben zum großen Theil die Regionen des Grobkalkes, und während im Haupt-



zuge nur an einzelnen Stellen Wälder, und zwar vorherrschend aus Buchen und Eichen bestehend, vorkommen und auf dem Thonschiefer allein unscheinliches Gesträuch gefunden wird, sieht man auf den Abhängen des Grobkalkes nicht unbedeutende Wälder. Es gilt dieses gleich viel im Norden wie im Süden, im Westen wie im Osten. Die tertiären Gebirge sind in der Regel nur mit Matten bedeckt und selbst diese verschwinden gegen ihre Ausläufer hin, wo Wassermangel eingetreten ist, aber wiederum werden die Ebenen zwischen ihnen und dem Grobkalke besonders auf der Nordseite von Wäldern oder von Buschwerk ausgefüllt.

Bei der Höhenangabe beschränke ich mich zunächst nur auf den Theil des Kaukasus, wo das trachytische Gestein das Hauptgebirge bildet. Hier erhebt sich der Rücken im Durchschnitt bis zu einer Höhe von 8—10,000 Fuß, während der niedrigste Punkt nach barometrischen Messungen 7,900 (nach C. A. Meyer nur 7,400) Fuß beträgt. Ueber diese Stelle führt die große Militärstraße, ich glaube aber, daß der Uebergang den Ardon aufwärts über den Kedela (s. oben S. 315) ebenfalls nicht viel bedeutender ist. Lange kegelförmige Hörner, wie in der Schweiz, hat der Kaukasus nur sehr selten, und die Berge, welche sich über den Rücken erheben, sind entweder breit und kuppelförmig, wie der Elbruf, Kasbek oder Schahdagh, oder sie besitzen die Form eines Daches, wie der Brutsabseli.

Der höchste Berg des Kaukasus und auch ganz Vorderasiens ist der Elbruf, denn dieser mächtige Koloss, der nach einer hier allgemein verbreiteten Sage die Arche Noah abgeschüttelt haben und von bösen Geistern bewohnt sein soll, hat eine Höhe von 17,000 Fuß. Im Durchschnitt sind jedoch die einzelnen Berge weniger hoch. Außer den oben genannten und einigen wenigen anderen erreichen alle übrigen nicht die Höhe von 12,000 Fuß, mit wenigen Ausnahmen sind sie aber mit ewigem Eis und Schnee bedeckt; besonders von Norden aus erblickt man längs des

ganzen Gebirges eine ununterbrochene, von Westen nach Osten sich ziehende Schneelinie. Eine würdige und großartige Völkerscheide, wie sie unser größte Geograph, Carl Ritter, mit Recht nennt.

Die eigentliche Schneelinie des Kaukasus ist noch keineswegs wissenschaftlich bestimmt, so viele Reisende auch das interessante Gebirge besucht haben. Ohne Zweifel beginnt sie schon 1,000 Fuß niedriger als auf dem pontischen Gebirge und mit 9,000 (vielleicht noch 500 Fuß tiefer) findet man ewiges Eis und ewigen Schnee. Auf dem Kreuzberge, über den bei einer Höhe von 7,900 Fuß die Militärstraße führt, sieht man noch die schönsten Matten und selbst die kaukassische Alpenrose, den pontischen Seidelbast, eine Weide und Wachholder finden sich hier noch vor. Gewiß 800 bis 1,000 Fuß über dem genannten Pässe fand ich eine keineswegs ärmliche Vegetation, die jedoch bei gleicher Höhe auf dem gegenüberliegenden Kasbek nicht mehr vorhanden war.

Das Klima im Gebirge ist in hohem Grade gleichmäßig und stimmt in dieser Hinsicht mit dem Hochlande Armeniens überein. Der Frühling fängt im Verhältnisse zur Höhe im Allgemeinen sehr spät an, und nur erst gegen das Ende des Monates Mai oder im Anfange Juni wird das Gebirge gangbar. Mit dieser Zeit fangen die Völker der Ebene an, auf ihrer Hut zu sein, denn Lesghier und Ossien steigen über die Höhen herab und rauben, wo sie etwas finden. Der Sommer oder vielmehr das freundliche Wetter hält dagegen im Gebirge länger an, und während meines Aufenthaltes in Ossien im Oktober 1836 traf ich bis zu 8,000 Fuß Höhe noch nirgends Schnee. Meine Ausbeute an Pflanzen war damals gar nicht unbedeutend. Reineggs hat gewiß Unrecht, wenn er behauptet, daß der Winter mit dem 6. oder 7. September beginne. Wenn einmal um diese Zeit Schnee fällt, so ist dieses noch kein Zeichen des Winters, denn dieser tritt nur dann ein, wenn von da an

eine gleich niedere Temperatur andauert. ¹⁴⁷³⁵³²⁰ Schneefall aber oft schon weit früher, denn zu Ende August desselben Jahres (also zwei Monate früher, als ich Ossen bereiste) passirte ich den Kreuzberg nur unter den größten Gefahren; ungeheure Massen Schnee bedeckten damals ringsum alle Höhen. Wenige Wochen darauf waren sie aber wiederum verschwunden und erst im November trat der Winter in der That ein.

Der ganze Kaukasus wird gewöhnlich in einen rechten oder westlichen und in einen linken oder östlichen Theil geschieden, und die Thäler des Terek im Norden und der Aragua im Süden, durch welche die bekannte Militärstraße nach Tiflis führt, bilden von beiden die natürliche Gränze. Auf den nördlichen Abhängen des westlichen Kaukasus, besonders in den aus Grobkalk bestehenden Vorbergen und auf den niedrigeren Höhen der tertiären Bildung, wohnen die Tscherkessen, während südlich von ihnen und vom Elbrus westwärts die Abassen das Hochgebirge und dessen Abhänge bis an das schwarze Meer eingenommen haben. Ostwärts vom Elbrus in den engen Thälern zwischen dem Hauptzuge und dem nördlichen sekundären Gebirge finden sich einige tatarische Stämme vor, während südlich von diesem höchsten Berge des Kaukasus die Suanen, ein grussischer Volksstamm, wohnen. Dann kommt weiter ostwärts in allen Thälern des Kaukasus bis an die große Militärstraße das interessante Völkchen der Ossen (Osseten). Alle diese Völker zusammen führen bei den tatarischen Stämmen der nördlichen Steppen den Namen der Taulü (Taulinzen bei den Russen), d. i. der Bergbewohner.

Da ich in der Beschreibung meiner vorigen Reise diesen westlichen Kaukasus und namentlich die Ossen und Tscherkessen näher geschildert habe, so beschränke ich mich dieses Mal vorzugsweise auf den östlichen Theil, zumal jetzt in ihm, also gegen das kaspische Meer hin und nicht in dem Lande der Tscherkessen, der mörderische Kampf gekämpft

wird, den ein mächtiger Koloß gegen den Häuptling einer kleinen Schaar bis jetzt fruchtlos und selbst zum Theil unglücklich geführt hat. Um diesen Krieg aber besser zu verstehen, wird es gut sein, dem Lande selbst und seinen Bewohnern noch eine nähere Aufmerksamkeit zu schenken.

Habe ich auch im Allgemeinen die Beschaffenheit des kaukasischen Gebirges geschildert, so bin ich doch gezwungen, zur allgemeinen Verständigung noch näher in das Einzelne einzugehen. Zunächst muß ich bemerken, daß die unterirdische Gewalt sich hier besonders nordwärts kund that, und während das trachytische Gebirge, welches sich aus der Längspalte hervorschob, auf seiner Südseite unmittelbar von dem Rande bedeckt wird, so daß ein sekundäres Gebirge sich hier gar nicht bilden konnte und der Grobkalk sogar ohne Zwischenglied den Trachyten angelagert erscheint, öffneten sich, besonders von den Gebirgsknoten ausgehend, nordwärts nicht unbedeutende Nebenspalten, durch die mehr oder minder mächtige Arme trachytischen Gesteins zum Vorschein kamen.

Ein solcher Arm besitzt aber darum ein besonderes Gewicht, als er sich weit hinzieht und in nordöstlicher Richtung verläuft. Es hat deshalb selbst das Ansehen, als habe sich hier der Kaukasus gespalten und bestehe aus zwei Schenkeln. In der Beschreibung meiner vorigen Reise wählte ich für diesen schenkelartigen Arm, der sich nordöstlich in der Ebene bis südlich vom Ausflusse des Koißu verläuft, den Namen des andischen Kaukasus, da die Anden, ein mächtiger Lesghierstamm, seine südöstlichen Abhänge und Thäler bewohnen, und zögere auch hier nicht, diesen Namen beizubehalten. Dieser andische Kaukasus bildet eine natürliche Gränze zwischen zwei durch Sprache und Körper-Konstitution sehr verschiedenen Völkern, zwischen den Tschetschen oder Tschetschenzen und den Lesghiern oder Lesghinern (Lesghinzen).

Das ganze Land zwischen den beiden Kaukasusschenkeln erscheint durch eine Menge Arme in hohem Grade gebirgig und stellt ein ungleichseitiges Dreieck dar, von dem die dritte



Seite vom Meere gebildet wird und nur unbedeutend kleiner als die des eigentlichen Kaukasus ist. Nur ein Hauptfluß, Koisju oder Sulak, nimmt die zahlreichen Gewässer, die inmitten des Dreiecks ihren Ursprung haben, auf und führt sie dem nahen kaspischen Meere zu. In dem nordöstlichen Theile des Dreiecks zieht sich ein vielfach zerrissenes Skalkgebirge von Norden nach Süden und bildet die Wasserscheide zwischen den östlichen Zuflüssen des Koisju und dem Meere.

Tschetschen und Lesghier sind die ursprünglichen Bewohner nördlich vom trachytischen Hauptzuge bis zu dem Teret; nur in den Ebenen südlich vom genannten Flusse und zum Theil längs der Meeresküste haben sich seit mehrern Jahrhunderten tatarische Stämme niedergelassen und, wie es scheint, zum Theil selbst ihre Sprache vergessen. Südlich vom Hauptzuge des Kaukasus wohnen grußische Stämme, an die sich ostwärts die schon besprochenen schirwanschen Tataren anschließen. Beide übergehe ich als schon erwähnt und wende mich deshalb sogleich zu den Völkern und ihren Wohnsitzen nördlich vom Hauptzuge.

Westlich von der großen Militärstraße bis zu dem nordöstlichen Schenkel oder dem andischen Kaukasus wohnen eine Menge Stämme, die zwar verschiedene Namen haben, aber mit Ausnahme einiger, die in den nördlichen Ebenen herumziehen, ohne Zweifel ursprünglich einem Volke angehören. Selbst die Russen vereinigen unter ihrer Benennung Tschetschenzen (Tschetschen) nicht alle Stämme, sondern belegen damit nur die Bewohner der Ebenen südlich und nördlich von der Sunsha und die der kaukasischen Vorberge, während sie im Hochgebirge Kisten und östlich von der Militärstraße bis jenseits des Assai Inguschen wohnen lassen. In der Beschreibung meiner vorigen Reise habe ich den alten Namen der Gelen, dessen schon Strabo für ein Volk an derselben Stelle gedenkt, zur Bezeichnung aller dieser verschiedenen Stämme wiederum hervorgeholt, möchte ihn aber doch, als zu wenig bekannt, fallen lassen. Es ist übrigens



interessant, daß diese Strabonische Bezeichnung sich in dem Stamme der Galhai so ziemlich erhalten hat, und daß sogar ein Dorf an dem Udun und dessen ganze Umgegend noch Gelen genannt wird. Guldensädt trägt den Namen der Kisten auf alle übrigen Stämme über, und Klaproth bedient sich der grussischen Benennung der Nigdschegi zur Bezeichnung des ganzen Volkes. Aber abgesehen davon, daß dieser Name ebenfalls nur einem Theile des Volkes zukommt, ist er auch noch zu wenig bekannt. Die andischen Lesghier belegen die Kisten mit diesem Namen und ich vermüthe, daß die Nidschitsch, womit die tatarischen Kumücken die Tschetschen der Berge belegen und woraus die Russen den Stamm Mitschik gemacht haben, gar nicht von den Nigdschegi verschieden sind. In den früheren Zeiten mag für das ganze Volk die Benennung Dsurdzufen allgemein gewesen zu sein, denn in der älteren grussischen Geschichte kommt dieser Name ziemlich häufig vor, um damit dasselbe räuberische Bergvolk zu bezeichnen. Ich habe früher schon der Mauer gedacht, die der König Mirwan im Thale der Aragua gegen die Einfälle der Dsurdzufen erbauen ließ. Da aber auch dieser Name weder bei uns bekannt ist, noch im Lande selbst jetzt mehr gebraucht wird, so übergehe ich ihn ebenfalls und wähle als Kollektiv-Namen für alle hierher gehörigen Stämme, also auch für die Kisten und Inguschen, die Bezeichnung der Tschetschen.

Unter Tschetschen versteht man ursprünglich nur die Einwohner eines großen Dorfes an dem Argun, das sich durch seine kühnen Räubereien auszeichnete. Der Älteste daselbst führte den Namen Arslan-Beg, d. h. Löwen-Herr, und übte nicht allein auf sein Dorf einen großen Einfluß aus, sondern erfreute sich auch unter allen Stämmen seines Volkes eines großen Rufes. Es gab früher selbst Zeiten, wo der Älteste des Dorfes Tschetschen eine Art Herrschaft ausübte und besonders in dem vorigen Jahrhunderte den Russen



viel zu schaffen machte. Seit einigen Jahrzehnten scheint sein Einfluß aber ganz und gar aufgehört zu haben.

Betrachten wir nun das Tschetschenland, oder nach russischer Bezeichnung die Tschetschna, und seine Stämme etwas näher, so sehen wir ein im Süden sehr gebirgiges, im Norden hingegen flaches, von unbedeutenden Höhenzügen durchzogenes Land, welches im Süden eine Menge Schluchten, enge Thäler und zerrissene Berge besitzt, in der Mitte von fast undurchdringlichen Wäldern durchzogen ist, oder im Norden hügeligen Steppenboden hat. Der äußerste Norden und der äußerste Süden sind holzlos. Das Land umfaßt demnach das Hoch- und das nördliche sekundäre Gebirge, und die späteren Höhenzüge der verschiedenen Kalke und der Molassen. Im erstern scheinen einige Bassins vorhanden zu sein, von denen ich oben gesprochen. Die Flüsse haben entweder wie der Argun ihren Ursprung darin und fließen in Engthälern durch das Sekundärgebirge der nördlichen Ebene zu, oder entspringen in abgeschlossenen Kesseln zwischen dem Hoch- und Sekundär-Gebirge, um dann ebenfalls in Engthälern durch das letztere der Ssunsha zuzueilen. Diese Engthäler bilden zum großen Theile natürliche Pässe, von denen einer, im Thale des Assai, dereinst durch eine Mauer gesperrt worden war.

Alle, besonders die auf den Nordabhängen des Hochgebirges entspringenden Flüsse haben eine nördliche Richtung und vereinigen sich mit Ausnahme der westlichen Kumbalei im gemeinschaftlichen Bette der Ssunsha (Sundscha), die bei ihrem Austritt aus dem Gebirge, durch unbedeutende, vorherrschend aus Molasse bestehende Höhenzüge bestimmt, nach Osten fließt, aber auch endlich diese durchbricht und sich in den nahen Terek ergießt. An diesem Flusse haben die Russen in der neuesten Zeit neben der äußeren Tereklinie eine innere militärische Linie gebildet, um die feindlichen Stämme der Tschetschen in ihrer Nähe zu bewachen. An dem linken Ufer der Ssunsha liegen abwärts gehend: Nasran, Wolinsk,



Kasachkitschu, Sakanjurt, Grosnaja und Umachanjurt, noch weiter nördlich von Grosnaja Petroffsk (Gorädschowodsk) kommt. Auf dem rechten Ufer befinden sich im Lande der Karabulaken: Nestroffsk und Altschchoi (Fortanga-Beste), während ohnweit Grosnaja Wosdwihsensk erbaut ist.

Betrachten wir nun die Flüsse, da sie wohl in der nächsten Zeit für die Geschichte des kaukasischen Krieges eine größere Bedeutung erhalten möchten, etwas näher und beginnen im äußersten Westen, so ist es der Kumbalei (Kambuleika bei den Russen, Galun bei den Kisten), welcher uns zuerst entgegentritt. Er entspringt auf den Nordabhängen des sekundären Gebirges, und zahlreiche Bäche vereinigen sich in einem zwei Stunden langen und eine Stunde breiten Kessel, um dann in gemeinschaftlichem Laufe durch die tertiären Gebilde mit dem Terek fast parallel zu fließen und sich vor dem ersten Molassenzuge mit diesem zu verbinden. Das ganze Gebiet des Kumbalei wird von Inguschen, die hier vorzugsweise die Groß-Inguschen heißen, bewohnt und der oben genannte Kessel, gewöhnlich die tersische Ebene (Ebene von Tierku) genannt, ist ihr Hauptsitz.

Südlich vom Quellengebiete des Kumbalei, also jenseits des Sekundär-Gebirges, zieht sich das unbedeutende Thal des Makaldon, gewöhnlich nach dem darin wohnenden Stamme das Thal von Wapi genannt, in fast westlicher Richtung dahin und läuft in dem Thale des Terek aus. Seine Bewohner scheinen zu der Abtheilung der Kisten zu gehören. Die neueste tifliser Generalstabkarte rechnet auch den Stamm Dscherachi, der von der kaukasischen Pforte nördlich bis nach Balta die rechte Seite des Terek einnimmt, hierher, aber seine Einwohner sind wohl zum großen Theile ossischen Ursprunges.

Neben dem Kumbalei entspringt weiter östlich die Ssunsha und fließt anfangs bis zum ersten Molassenhöhenzuge nördlich. Vor ihrer östlichen Umbiegung nimmt sie einen unbedeutenden Bach, dessen Thal aber in militärischer Hinsicht von Bedeutung ist und den Namen Nasran führt, auf.



Nach diesem Bache nennen die Russen alle Inguschen, die diesen Theil des oberen Sfunsha-Gebietes bewohnen, und die Groß-Inguschen des Kumbalei Nasranoffzer. In früheren Zeiten wurden im Quellengebiete der Sfunsha der Stamm Alti und weiter unten der Stamm Basli genannt.

Nicht weit von der Mündung des Nasran biegt sich die Sfunsha östlich um und fließt ihrem Hauptflusse, dem Teret, fast parallel, bis sie beide nördliche Molassenhöhenzüge durchbrochen hat und sich nun zu gemeinschaftlichem Laufe mit dem Teret verbindet.

Der Affai oder Schalgir ist der erste Fluß von Bedeutung, den die Sfunsha aufnimmt. Er hat seinen Ursprung im Hochgebirge und seine äußersten Quellen befinden sich selbst in einem unbedeutenden Kessel, der von einem aus Inguschen und Grusiern entstandenen Mischvolke, den Cheffuren oder Cheffurethen, bewohnt wird. Seine Hauptnahrung erhält er in einem großen zwischen dem Haupt- und Sekundärgebirge liegenden Bassin; in diesem wohnen die sogenannten inneren oder unzugänglichen Inguschen oder die Stämme Galhai (Galga) und Zori. Von dem Bassin aus fließt der Affai durch ein sehr enges Thal, welches auf beiden Seiten von zerrissenen Kalkhöhen eingeschlossen wird. Inguschen wohnen ebenfalls in ihm und bilden hier einen besonderen Stamm, der sich Galasch (Schalga) nennt. Da wo der eben genannte Kessel sich zum Engpaß verengert, findet man noch Spuren von Höhlen und einer Kirche, und eine Mauer soll dereinst das Thal hier geschlossen haben. Man nennt die Stelle Wapile und die Inguschen halten sie für heilig. An einem bestimmten Tage des Jahres wallfahren die heidnischen Inguschen hierher und opfern je nach dem Reichthume ein oder mehre Hammel. Ich besitze aus demselben Engthale die Kopie einer leider nur unvollkommenen griechischen Inschrift, die ich der Mittheilung eines deutsch-russischen Offiziers verdanke, vermag aber damit weiter nichts als ihre Existenz darzulegen.



Da wo der Affai in die Ebene tritt, wohnt ein Stamm, der Karabulaken, d. h. Schwarzqueller, genannt wird. Der Name zeigt einen tatarischen Ursprung an, aber frühere Reisende, namentlich Reineggs, lassen ihn im Hochgebirge wohnen, bis wohin die mongolisch-tatarischen Stämme, die durch Dschingis-Chan, Timur und die Herrscher der goldenen Horde hierher versetzt wurden, wegen ihres herumschweifenden Lebens nie gegangen sind.

Vor seiner Verbindung mit der Sjunsha nimmt der Affai einen ihm fast gleichen Fluß auf, der den Namen Farthan oder Marthan (der Karabulaken) führt. Er entspringt auf dem Nordabhange des Sekundär-Gebirges, also südlich vom Quellenkessel des Affai. Da wo er im engen Thale fließt, wohnt der Kisten-Stamm Meredschi. In der Ebene nimmt er rechts den Natych auf.

Es folgen nun fünf unbedeutende Flüsse, die alle auf dem Nordabhange des Sekundär-Gebirges ihren Ursprung haben. Sie heißen von Westen nach Osten gehend: Walarik, Kighi (Gigi, Gechi russ.), Roschen (Roschni russ.), Lani, Uidun (Woitä russ.) und der tschetschische Farthan. Der bedeutendste ist der Kighi, der nach dem großen, vom Farthan bis Uidun wohnenden Stamme seinen Namen erhalten hat. Dieser Stamm ist besonders nach Norden hin nicht mehr ächt tschetschisch, sondern hat sich vielfach mit Tataren vermischt. Diese Mischlinge führen noch zum Theil, obwohl sie von den Russen vielfach daran gehindert werden, ein herumschweifendes Leben und viele ihrer Dörfer haben noch einen Namen, der sich mit Jurt, was ursprünglich ein Zeltlager bedeutet, endigt.

Das Quellengebiet des Kighi oder Gechi wird von den beiden Stämmen Afo (bei den Russen bald Aho, bald Akinzen genannt) bewohnt und diese rechnen sich schon zur großen Abtheilung der Kisten.

Westlich vom Uidun weiter gehend kommt man zu dem größten Nebenflusse der Sjunsha, zu dem Argun oder Ergun. Dieser in der neuesten Kriegsgeschichte oft ge-



nannte Argun entspringt im Hochgebirge und besitzt ein doppeltes Quellengebiet. Das westliche hat an der nördlichen Seite der Stelle, wo der Kaukasus sich in die beiden oft schon genannten Schenkel spaltet, seinen Ursprung und sein Hochthal wird daselbst von den schon oben erwähnten Cheffuren bewohnt. Dann sammelt sich das Wasser in einem großen, zwischen dem Haupt- und dem Sekundär-Gebirge liegenden Kessel im gemeinschaftlichen Bette. Nach dem hier wohnenden Kistenstamme Dschanti oder Schanti hat dieser westliche Argun den Namen Dschanti-Argun erhalten. Durch einen Engpaß tritt der Fluß nun in ein breiteres Thal, das von anderen Kistenstämmen, von denen ich nur den der Mesti kenne, bewohnt wird, und vereinigt sich beim Eintritt in die Ebene mit dem östlichen Argun. Dieser entspringt aus zahlreichen Quellen des andischen Kaukasus und heißt nach dem Kistenstamme Scharo, der sein oberstes Gebiet bewohnt, Scharo-Argun. In seinem nördlichen Laufe erhält er weiter unten auf seiner rechten Seite einen nicht unbedeutenden Zufluß, der ebenfalls auf dem andischen Kaukasus seine Hauptquellen besitzt; sein Gebiet wird vom Kistenstamme der Dschanibutri bewohnt. In dem Thale von der Mündung des Baches bis zur Vereinigung des Scharo-Argun mit dem Dschanti-Argun wohnt der Kistenstamm Schubusi.

Mit dem Eintritte des Argun in die Ebene beginnen die eigentlichen Tschetschenstämme und ziehen sich östlich bis zur Herrschaft der Kumücken. Südöstlich nehmen sie auch das zerrissene Kalkgebirge ein, welches sich hier dem andischen Kaukasus anlagert und haben hier, durch das Terrain vielfach geschützt und begünstigt, den Russen einen fast ungläublichen Widerstand geleistet. Die Russen nennen diesen ganzen Theil vom Uidun bis an die Herrschaft der Kumücken die große Tschetschna. Die nächsten Flüsse nach dem Argun sind die Dschalka und der Chalchalu, die beide auf dem östlichen Ende des nördlichen Sekundärgebirges entspringen.



Der letztere nimmt in seinem unteren Theile noch mehre von Süden kommende Bäche auf und von diesen sind nach russischen Charten die wichtigsten: der Gums und der Mitschik.

Die große Tschetschna ist mit Ausnahme ihrer nördlichen Partien nur sehr wenig bekannt und die verschiedenen Stämme, welche hier ihre Wohnung aufgeschlagen haben, kennt man nur zum Theil mit ihren Namen. Im Westen, am Argun und am Uidun, wohnt der einst mächtige Stamm Ataga, und an letzterem Flusse weiter unten liegen die großen Dörfer Selen und Alda. Mitten in der Ebene auf der rechten Seite des Argun befindet sich das große Dorf Tschetschen und weiter unten kommt man in das Bereich des wahrscheinlich tatarischen Stammes Topli. Östlich vom Argun an der Dschalka wurde früher der Stamm GERMÄTSCHIN angegeben und ich wäre wohl geneigt, diesen Namen mit der russischen Benennung eines Dorfes GERMENSCHUK zu identificiren. Im Quellengebiete des Chalchalu und seiner Nebenbäche hat Schamil in der neuesten Zeit seine Residenz aufgeschlagen und nach russischen Nachrichten liegt diese, welche den Namen Weden führt, in dem Gebiete des Stammes Tschachkeri oder vielmehr Tschaghkerre. Ältere und neuere russische Charten geben dieses Weden ganz richtig am oberen Chalchalu an, allein Kriegsberichte versetzen es an den Argun, wo allerdings auch auf den Charten ein Dorf mit Namen Tschachkeri genannt wird.

Noch weiter östlich nennen die Russen einen Stamm mit Namen Mitschik, ich habe aber schon oben gesagt, daß damit, oder vielmehr mit Mitschikisch, die Kumücken die räuberischen Tschetschen benennen und daß dieses Wort von dem andischen und grußischen „Mischegi“ wahrscheinlich gar nicht verschieden ist. Diese Mitschikisch waren von jeher zwar ärmer als die tatarischen Bewohner der großen Tschetschna und der kumückischen Herrschaft, aber sie duldeten in ihren Bergen keinerlei Herren über sich. Im bewußten



Freiheitsgefühle verachteten sie deßhalb die Tataren der Ebene, die eine Menge von Herren zu ernähren hatten.

In der Ebene der großen Tschetschna und besonders in ihrem nordöstlichen Theile finden sich nur wenig ächte tsetschische Dörfer vor, denn der größte Theil der dortigen Bevölkerung besteht aus Tataren, die noch fortwährend ihre Muttersprache reden. Mit Unrecht werden diese demnach zu den Tsetschen gerechnet. Sie theilen sich in zwei ungleiche Stämme, welche durch eine Fortsetzung des nördlichen Molassen-Höhenzuges, der auf der rechten Seite der Sunsha sich fortsetzt und in südöstlicher Richtung sich mit dem Kalkgebirge des andischen Kaukasus verbindet, von einander getrennt sind. Die Tataren westlich von diesem Höhenzuge heißen Digungur, die östlich hingegen nach einer dort befindlichen warmen Quelle Istifu. In deren Nähe befindet sich die russische Feste Kurinsk. Russische Charten führen an der letzteren Stelle einen Stamm mit Namen Katschkal auf und wahrscheinlich ist dieses derselbe, den frühere Reisende Kaschgelde nennen.

Die große Tschetschna setzt sich aber noch südlich von der kumükischen Herrschaft, die aus der ganzen Ebene zwischen Terek und Sulak bis zur Mündung beider im kaspischen Meere besteht, fort und nimmt demnach auch die Gebirgsthäler der diese durchfließenden Flüsse Jakkai, Jamanku, Jarykku und Aktaschku ein. Das Quellen- und oberste Gebiet aller dieser bewohnt der in der neuesten Zeit durch seine Tapferkeit berühmt gewordene Stamm Itschkeri, dessen Schluchten und Wälder den Russen schon mehr Menschen gekostet haben, als der Stamm selbst besitzt. In ihrem Bereiche liegt ein Dorf Bilikli, das deßhalb wichtig erscheint, da es noch denselben Namen führt, welchen Reisende des vorigen Jahrhunderts einem Stamme, aber weiter westlich, von dem man jetzt nichts mehr weiß, ertheilen. In einem andern Dorfe, Dargo mit Namen, das unweit der Quellen des Jakkai liegt, hielt sich Schamil bis 1845 am Meisten auf. Dieses Dorf wurde zwar von Seiten der Russen im Sommer genannten



Jahres eingenommen, mußte aber alsbald wiederum aufgegeben werden. Weiter unten am Jamanku, am Jarykku und auf der rechten Seite des Aktaschku wohnt der nicht weniger tapfere, aber minder mächtige Stamm Awuch (Auch der Russen).

Nach dieser Beschreibung des Tschetschenlandes südlich von der Ssunsha bleibt mir noch die ganze Strecke nördlich vom genannten Flusse bis zum Terek übrig. Sie führt bei den Russen den Namen der kleinen Tschetschna. Ein doppelter, aber unbedeutender Molassen-Höhenzug läuft inmitten der Ebene von Westen nach Osten und der nördliche, welcher sich dann auch auf der rechten Seite der Ssunsha fortsetzt, wird Ssouskan, der südliche hingegen Ssunsh=Arüth genannt. Arüth (Aract bei Klaproth) bedeutet nämlich einen Gebirgskamm und die Russen belegen deshalb aus gleicher Ursache dieselben Höhenzüge mit ihrem dasselbe bezeichnenden Namen „Greiben,“ d. i. Rämme. Auf ihnen wohnten bis zur Zeit Peters des Großen Kosaken, welche deshalb die grebenschen genannt wurden und diesen Namen selbst jetzt noch, wo sie nun als Linientkosaken auf der linken Seite des Terek angesiedelt sind, führen. Die Ebene zwischen beiden Rämmen heißt Achanschurt (Achansch-jurt?) *

Der östliche Theil der kleinen Tschetschna wird ebenfalls von einem tatarischen Stamme, Borahun (Braguny der Russen) mit Namen, bewohnt und in seinem Bereiche befinden sich die warmen Peters-Quellen, welche Gildenstädt zuerst besuchte und mit Vorliebe beschreibt. Jetzt steht dort eine Feste, die die Russen deshalb Gorätschewodsk, d. h. Feste zum heißen Wasser oder auch Petroffsk, nennen. Dicht dabei befindet sich noch das einst ansehnliche Dorf Borahun, dem aber die Russen jetzt den Namen Staro-Jurtoffsk, d. i. Dorf des alten Zeltlagers, gegeben haben.

Die kleine Tschetschna erstreckt sich zwischen Terek und Ssunsha westlich bis zu der Stelle des zuletzt genannten Flusses, wo dieser aus dem Gebirge herausgetreten ist und seinen nördlichen Lauf in einen östlichen umgeändert hat.



Weiter westlich und nördlich von der Kumbalei zieht sich bis über den noch nördlich fließenden Terel hinweg die kleine Kabarda, von der ich in der Beschreibung meiner früheren Reise schon weitläufiger gesprochen habe.

Bevor ich die Schilderung des Tschetschenlandes beschließe, muß ich noch einmal die Aufmerksamkeit auf die in der neuesten Zeit vielfach genannten Wälder lenken. Diese beginnen besonders auf der rechten Seite der Sunsha und ziehen sich in gleicher Beschaffenheit durch die ganze Ebene bis zu den Vorbergen hin, ersteigen aber in den oberen Thälern des Jafkai, Jamansu und Jaryfsu auch die Höhen. Nach den Beschreibungen, die ich von ihnen erhalten, glaube ich nicht, daß sie sich von den Wäldern der Provinz Kuba unterscheiden, und wie diese bestehen sie demnach vorzugsweise aus Winterichen, Roth- und Weißbuchen, Maßholder, Haferschlehenbäumen, Weißdornsträuchern und Haselstauden. Zu einem eigentlichen Hochwalde, wie er sich im Rion-Bassin vorfindet, mag es im Tschetschenlande eben so selten kommen, wie in der Provinz Kuba. Aber eben deshalb sind die Wälder auch weniger zugänglich, da nicht allein die Bäume dichter stehen, sondern der Boden auch sonst noch mit mehr Unterholz- oder Vorholz-artigem Gesträuche bedeckt ist. An einzelnen Stellen ist der Wald so dicht, daß man nur mit großer Mühe und selbst oft nur mit dem Beile in der Hand durchdringen kann.

Von den Schwierigkeiten, die solche Wälder darbieten, haben sich die Russen in der neuesten Zeit hinlänglich überzeugt, und abgesehen davon, daß sie mitten in ihnen im Gaue der Itschkeri 1842 und unweit des Dorfes Gechi 1844 große Niederlagen erlitten, auch außerdem zu allen Zeiten viele Leute daselbst verloren. Mit der Lokalität auf das Genaueste vertraut, verstecken sich die Tschetschen an sicheren und günstig gelegenen Stellen und selten verfehlt dann von hier aus die mörderische Kugel ihr Ziel. Fürst Woronzoff hoffte durch Abbrennen der Wälder seinen Feinden ihren

Zufluchtsort zu rauben und ließ deßhalb im Frühlinge 1845 Massen von Pech und Schwefel von Odessa kommen. Ich habe mich, als die Kunde davon auch zu uns kam, in einer besonderen Abhandlung gegen das Gelingen eines solchen Planes bereits ausgesprochen. Russische Berichte sagen später nichts mehr davon. Das Feuer vermag sich nämlich in Laubholzungen keineswegs so rasch wie in Kiefernwäldern zu verbreiten, erlöscht sogar schon zeitig aus Mangel an trockener Nahrung.

Ebenso mißglückte das Aushauen der Wälder. Daß bei einem solchen Umfange von einem völligen Ausroden gar nicht die Rede sein konnte, sah man wohl gleich anfangs ein, und versuchte deßhalb nur, sich wenigstens eine breite Straße bis zu den Hauptdörfern der Tschetschen zu bahnen. Um aber völlig gegen die Kugeln der Feinde gesichert zu sein, mußte eine solche Straße wohl gegen eine Viertelstunde breit werden; so scheint auch im Anfange der Plan gewesen zu sein. Aber schon bald sah man ein, daß zu einem solchen Werke noch mehr Menschen nöthig wären, als man trotz der bedeutenden Truppenkontingente besäße. Laut Privatberichten wurde auch aus der 10—15 Minuten breiten Straße nur ein gewöhnlicher, kaum 100 Fuß breiter Weg. Ein solcher ist nach manchen Opfern glücklich bis zu den Dörfern Hoyti und Aldi ausgehauen worden, aber die Russen selbst scheinen ihn bis jetzt nur wenig betreten zu haben. Auch nach Gexhi, dessen Bewohner die größten Feinde der Russen sind, hat man versucht, einen breiteren Weg zu bahnen. In den Gauen der Inguschen und Kisten, insofern diese sich über die Vorberge erstrecken, ist der Wald zum Theil zwar dichter, aber noch niedriger. Weißbuche, Haselstaude und vor Allem Taxbaum sollen hier vorherrschend gefunden werden.

Bei der Beschreibung des Landes habe ich die einzelnen Stämme zwar schon genannt, aber es ist doch nothwendig, auch einige Worte über das ganze Volk zu sagen. Der Tschetsche betrachtet sich als einen Ureinwohner des Gebirges



und nennt sich selbst Lamur, was Bergbewohner ^{bedeuten} soll. Im Süden, also auf dem Hochgebirge, hat er sich vielfach mit grussischem Blute vermischt und aus dieser Vermischung sind drei Stämme: Cheffuren, Pshawen und Thuschchen, von denen ich später noch weitläufiger sprechen werde, entstanden. Im Norden ist das Tschetschen-Volk noch weniger rein geblieben und es finden sich daselbst Stämme vor, die fast nur tatarischen Ursprunges sind. Als solche habe ich in der Beschreibung des Landes schon die Dikungur und die Istiku angegeben.

Die ächten Tschetschen bilden ein Volk, das sich hinsichtlich der Körperkonstitution und der Physiognomie dem indoeuropäischen Völkerstamme anschließt. In wie weit ihre Sprache damit übereinstimmt, wage ich keineswegs zu entscheiden. Von den übrigen Völkern des Kaukasus ähnelt der Tschetsche am Meisten dem Osse und hat wie dieser eine untersezte Figur, aber er ist kleiner und deßhalb fast stämmiger. Während der Osse vorherrschend sich zu der Abtheilung der blonden Indo-Europäer hinneigt, besitzt der Tschetsche einen mehr gebräunten Teint und damit zusammenhängend scharfe Gesichtszüge. Die Augen sind mehr groß als mittelmäßig und, wie bei den Osse, rundlich. Wenn meine Beobachtungen genügend sind, so zeichnet sich der Tschetsche auch durch eine Adlernase aus, ein Merkmal, das ihn vor den übrigen Völkern des Gebirges auszeichnet. Ein berühmter Reisender des Kaukasus, der sich sonst durch genaue Beobachtungen bekannt machte, hat Unrecht, wenn er auch die Tscherkessen mit Adlernasen beschreibt.

Vor dem Erscheinen Timurs waren die Tschetschen Christen, und es ist sogar wahrscheinlich, daß das Christenthum schon vor der Herrschaft der berühmten grussischen Königin Thamar in diesem Lande verbreitet wurde. Mit Dschingis-Chan, Timur und deren Nachfolgern ließen sich zahlreiche Tatarenstämme im Norden des Kaukasus nieder und mit ihnen, zumal die grussischen Könige von da an Vasallen



mächtigerer Herren wurden, verdrängte der Islam die reinere Lehre Jesu. Die Stämme der Ebene wurden Mohammedaner, während die der Gebirge zwar fortwährend Christen blieben, aber mit jedem Jahrhunderte ihr Christenthum mehr und zuletzt sogar den Namen desselben vergaßen. Sie wurden wieder was sie früher gewesen waren: Heiden, aber sie kannten nicht viele Götter, sondern, gleich den Juden, opferten sie zu gewissen Zeiten einem höheren Wesen, welches sie Däle nannten, Widder und Rindvieh; außerdem bekümmerten sie sich um keinerlei Gebräuche. Das heilige Thal Wapile habe ich oben erwähnt.

Diese Trennung des Tschetschen-Volkes in Glaubenssachen rief auch eine politische Spaltung hervor. Die fanatischen Mohammedaner der Ebene verachteten ihre ungläubigen Landsleute des Gebirges und benannten sich lieber nach einem Hauptstamme, Tschetschen, als daß sie ihren eigentlichen Namen noch länger fortgeführt hätten. Mit der Zeit wurde die Trennung so groß, daß die westlichen Stämme im Gebiete des Affai und des Kumbalei unter dem Namen der Inguschen, die südlichen des Hoch- und zum Theil des sekundären Gebirges unter dem Namen der Kisten als von den Tschetschen verschiedene Völker betrachtet wurden. In der neuesten Zeit sind aber auch diese zum großen Theil zum Islam bekehrt worden. Der berühmte Scheich Mansfur, der erste politische Murschid (Richter) des Kaukasus, begann die Bekehrung, welche seine Nachfolger Kası Mollah mit Glück fortgesetzt haben. Die Anzahl der Christen und Schamil Heiden soll jetzt nicht mehr als 3,500 betragen und diese befinden sich sämmtlich unter den Inguschen.

Eine genaue Zählung des gesammten Tschetschen-Volkes wird wohl noch lange eine Unmöglichkeit bleiben und selbst die ohngefähre Schätzung ist gewagt. Ich theile hier mit, was man im Generalstabe zu Tiflis darüber besitzt; darnach soll die Anzahl doch gegen 100,000 Menschen betragen und zwar:



10,000 Inguschcn,

40,000 Kisten,

26,000 Tschetschen, mit Einschluß der tatarischen Stämme,

24,000 Mitschikisch oder östliche Tschetschen.

Die Sitten und Gebräuche der Tschetschen unterscheiden sich von denen der übrigen kaukasischen Völker nur wenig, und auch die Kleidung ist mit Ausnahme einiger Einzelheiten fast gar nicht verschieden. Wo Wälder sind, hat man die Häuser aus Holz erbaut und der Giebel des Daches bildet einen rechten Winkel; im Hochgebirge hingegen finden sich steinerne Häuser vor, die aber mehr den russischen als den grußischen gleichen. Die Hauptbeschäftigung der Tschetschen ist Viehzucht, aber diese wird nicht mehr gepflegt, als gerade nothwendig ist, um sich von dem Viehe ernähren zu lassen. In der Waldregion wird Hirse und Mais gebaut, und zu diesem Zwecke rodet man, wie in anderen Gegenden des Orientes, erst einzelne Stellen aus. Aus der Hirse bereitet man dieselbe geschmacklose Polenta, wie in Mingrelieu und Gurien und wie ich sie schon in meinem vorigen Reisetage beschrieben habe; aus dem Mais hingegen bäckt man in der heißen Asche kleine runde Brode. Im Hochgebirge gedeiht weder Hirse noch Mais, und Gerste ist hier fast das einzige Getreide, was den Menschen und zum Theil auch dem Vieh zur Nahrung dient.

Wie alle übrigen Völker des Kaukasus, so zeichnen sich auch die Tschetschen durch einen großen Hang zu Räubereien aus, nichtsdestoweniger herrscht aber in den einzelnen Gauen eine Sicherheit, wie man sie vergebens in Grusien sucht. Die unfruchtbaren und die größten Mühen nur wenig belohnenden Thäler zwingen die Bewohner, ihre Existenz durch Raub außerhalb ihrer Marken zu sichern, und so waren schon seit Jahrhunderten die fruchtbaren Ebenen des Terek den Räubereien und Ueberfällen ausgesetzt. Auf einen dicken Knotenstock, der oben mit einer Gabel endigt, gestützt und mit der langen Flinte über dem Rücken trat der Tschetsche

früher einzeln oder in Gesellschaft seine Wanderung nach den reicheren Ebenen an, um mit Beute beladen oft erst nach mehren Wochen in die Heimath zurückzukehren. Wenn der Feind in seine Gauen eindrang, zog er sich in seine Schluchten und Wälder zurück, und den Knotenstock in die Erde steckend, legte er seine schwere Flinte auf, um die todbringende Kugel ihrem Ziele entgegenzusenden. Sehr selten sieht man jetzt den Inguschen oder Kisten noch mit seinem dickledernen und schwarzen Schilde, der ihnen mit den Pshawen und Cheffuren in den früheren Zeiten den Namen Karakalkan, d. h. Schwarzschild, verschaffte, versehen, da er ebensowenig, wie der Kettenpanzer der Tscherkessen, in der heutigen Kriegsführung hinlängliche Sicherheit gewährt.

Da ich bei Gelegenheit der Tschetschen schon einige tartarische Stämme, die Dikungur und Istifu, genannt habe, so will ich auch die anderen noch nennen, die ihre Wohnsitze südlich vom Terak in der Ebene zwischen ihm und dem Sulak besitzen. Diese Ebene besteht aus zwei wesentlich von einander verschiedenen Hälften, denn während die westliche in hohem Grade fruchtbar erscheint und sich allenthalben üppige Getreidefelder und selbst Obstgärten vorfinden, sieht man in der östlichen nur sandige Dünen und Sümpfe. Große Schilfwälder bedecken die letzteren und wurden zur Benennung Karaghatsch, d. i. Schwarzwald, die diese Hälfte gewöhnlich führt, die Ursache. Im Sommer herrscht in diesem Theile ein so ungesundes Klima, daß Niemand wagt, eine längere Zeit hier zuzubringen, aber im Winter kommen Truchmenen aus den nördlicheren Steppen, um daselbst mehre Monate mit ihren Heerden zuzubringen. Die vier früher genannten Flüsse Jakhai, Jamansu, Jaryksu und Altaschsu (Kambulat) die zu zwei sich innerhalb der westlichen Hälfte zu gemeinschaftlichem Laufe vereinigen, erreichen keineswegs das kaspische Meer, sondern verlieren sich, in mehre Arme getheilt, in den Schilfwäldern.





Das Ufer zwischen der Mündung des Terak und der des Sfulak verändert sich alle Jahrzehente mehr oder weniger, und im Verlaufe der letzten Jahrhunderte hat das Land keineswegs allenthalben zugenommen, sondern im Gegentheil scheint es, als wenn, wenigstens an einzelnen Stellen, das Meer landeinwärts gedrungen sei. Nördlich vom Sfulak schiebt sich eine Landzunge, die den Namen Agrachan führt, in das Meer und eine Reihe von Inseln setzen sie in dieser Richtung noch fort.

Die Bewohner der großen Ebene sind zum großen Theil Tataren, aber nach Reineggs sollen auch Inguischen und Karabulaken, also ächte Tschetschen, in ihr nomadisiren. Die Tataren erfreuen sich aber keineswegs einer gleichen Freiheit und Ebenbürtigkeit unter einander, wie zum großen Theile die Söhne des Gebirges, sondern haben von jeher aus Herren und aus gemeinen Leuten bestanden. Die erstern hatten sich zu Reineggs Zeit so sehr vermehrt, daß die Ernährung von Seiten ihrer Unterthanen große Opfer verlangte. Seit der Besitznahme des Landes durch die Russen, die sich eigentlich schon von Peter dem Großen herschreibt, aber erst mit der Errichtung der kaukasischen Linie unter Katharina II. gesichert wurde, erhielten die mächtigsten Fürsten des Landes noch mehr Uebergewicht und die Herren der drei größten Ortschaften, Jakhai, Enderi und Kostek wurden in ihrer Würde erblich bestätigt. Die ganze Ebene führt bei den Russen den Namen der kumüdischen Herrschaft und besitzt gegen 20,000 Einwohner, von denen ein Drittel allein den Herren von Enderi gehört.

Was den Namen Kumücken anbelangt, so vermag ich nicht zu bestimmen, ob er ursprünglich einem tatarischen oder, wie der der Kalmücken, einem mongolischen Volke angehört und dann auf einen Theil der Lesghier übertragen ist, oder ob ursprünglich, wie es scheint, die Lesghier bei den Arabern den Namen Kumücken führten und dieser dann auch auf die tatarischen Stämme überging. In dem Verbend-



Nameh, einer von einem Einwohner aus Derbend verfaßten Geschichte, wird der östliche Kaukasus Kumük genannt und während die Bewohner des Hochgebirges, weil sie nicht allein den Islam nicht annahmen, sondern den Arabern sogar beträchtliche Niederlagen beibrachten, den Namen Kiafir-Kumük, d. h. ungläubige Kumüken, erhielten, wurden die besiegten und zum Islam übergetretenen Lesghier-Stämme Ghafi- oder Kafi-Kumük, d. h. gläubige Kumüken, genannt. So behauptet nach diesem Buche wenigstens Reineggs. Ich wäre aber geneigt zu glauben, daß, da die Araber nördlicher von Derbend, also mehr in den Ebenen, großen Widerstand fanden und dort noch im 12. Jahrhunderte christliche Herrschaften bestanden, gerade die westlich von Derbend gelegenen, also gebirgigen Gegenden unterworfen wurden und deren Herren den Islam annahmen. Tabasseran behielt nach der Geschichte seine Herrscher aus dem königlichen Geblüte der Sassaniden (Behram-Dschur). Wahrscheinlich trat ebenfalls der damalige Man-Schah, der Fürst im Gebirge, zum Islam über und wurde in seinen Rechten bestätigt. Hat nicht dann vielleicht seine noch jetzt existirende Residenz Kumük ihren Namen auf die ganze Gegend übertragen? Das Land der Gläubigen (Tabasseran und Kumük) erhielt den Namen Kafi-Kumük, während die nördlichen Provinzen des Sfarirschah (Kaitach und die Herrschaft des Schamchal) und des Awararchan, bei dessen Hauptstadt Awar oder Uar der Eroberer Abu Musselim sogar getödtet wurde, das ungläubige Kumük, Kiafir-Kumük, bildeten. Noch jetzt führt ein Dorf ohnweit des heutigen Temir-Chan-Schura den Namen Kiafir-Kumük.

Von den oben genannten drei Orten ist Enderi der wichtigste und interessanteste, denn er existirte schon lange vor dem Erscheinen der Araber. Nach dem Derbend-Nameh war er sogar die Hauptstadt des Descht-i-Kiptschak, ein Name, der der ganzen Nordwest-Ebene des kaspischen Meeres zukommt, und die Residenz des Chakanes der Chyfr. Chyfr, Chasar



oder Kasar ist, wie gesagt, der Kollektivname aller der einem oder mehreren Völkern angehörigen Stämme und es wird erzählt, daß die Araber, nachdem sie den Chakan vertrieben hatten, sich auch in Besitz von Enderi, was damals Balk geheissen haben soll, setzen wollten. Es gelang ihnen aber nur dadurch, daß sie den Befehlshaber des Ortes als erblichen Statthalter einsetzten. Damit nahm Balk den Namen des letztern, Enderi, d. h. Andreas, an und führt ihn noch jetzt bei den Einwohnern des Landes, während die Russen ihn in Andrejewa umgeändert haben.

Enderi war bis zu Anfang dieses Jahrhunderts ein wichtiger Handelsplatz und deshalb identificiren es mehrere Gelehrte mit der häufig von orientalischen Schriftstellern genannten Stadt Semendria, durch die die Handelsstraße von Verbend nach dem Norden ging. Sollte nicht Enderi aus Semendria entstanden sein? Die jetzige Handelsstraße dahin hat zwar einen anderen Weg, weiter östlich, genommen und führt hart an der Gränze der fruchtbaren und unfruchtbaren Hälfte nach Kislar, aber ohne Zweifel war diese Strecke in älteren Zeiten sumpfiger und unzugänglicher. Die Waarenzüge gingen noch im vorigen Jahrhunderte über Enderi.

Wie Anapa und Achalzich im Westen des kaukasischen Isthmus eine lange Zeit große Sklavenmärkte waren, so war auf gleiche Weise Enderi noch im vorigen Jahrhunderte der Ort, wohin die räuberischen Bergvölker ihre geraubten Menschen zum Verkaufe brachten. Seine Lage am rechten Ufer des Aktschsu, wo dieser aus dem Gebirge heraustritt, war ganz geeignet, den Sklavenhandel zu begünstigen, denn im Falle die Sklaven von irgend Jemand requirirt wurden, flohen die Verkäufer schnell in das Gebirge zurück. Selbst wenn ein mächtigerer Feind, wie Rußland im vorigen Jahrhunderte, den Einwohnern, welche den Menschenhandel begünstigten, drohte und mit bewaffneter Macht kam, so zogen sich auch die Bewohner Enderi's in das nahe Gebirge.



Peter der Große zerstörte den Ort 1722 von Grund aus, aber bald nach seiner Abreise erhob sich Enderi wiederum aus seinen Trümmern. Jetzt haben die Russen in seiner Nähe die Festung Wnekapnaja (d. i. die plötzliche) erbaut.

Ein minder wichtiger Sklavenort des vorigen Jahrhunderts war Jaskai am Flusse gleichen Namens, wo dieser ebenfalls aus dem Gebirge heraustritt, und wurde selbst für die friedliebenden Bewohner der Ebene um so furchterregender, als seine Einwohner mit den räuberischen Mitschitsch selbst gemeinschaftliche Sache machten oder wenigstens ihren Einfällen allen Vorschub leisteten. Mit dem Augenblicke, wo die Russen sich hier mehr festsetzten, wurde auch Jaskai zerstört und die Einwohner waren gezwungen, weiter nördlich an demselben Flusse sich niederzulassen. So entstand Neu-Jaskai und gleich daneben erbauten die Russen die Beste Taschitschu. Aber auch auf den Ruinen von Alt-Jaskai erstand eine neue Beste und wurde nach einem benachbarten Dorfe Gersel=Nul genannt. Was den dritten Ort in der kümückischen Herrschaft, Küstek, Kostek oder eigentlich Kusty, d. h. Konstantin, anbelangt, so hat er nie eine solche Bedeutung wie Jaskai und Enderi erlangt, da seine Lage in der Ebene am linken Ufer des Sulak ihn vor Feinden nicht hinlänglich sicherte. Eine vierte Beste ist das erst im vorigen Jahre entstandene Jaryk am Austritte des Flusses dieses Namens aus dem Gaue Awuch. Eine fünfte Beste liegt am Terek und heißt Amir=Hadschi=Jurt.

Ich komme nun zur Beschreibung des großen Dreieckes, welches sich zwischen den beiden Kaukasus-Schenkeln bis an das kaspische Meer ausbreitet und ein zum großen Theil sehr gebirgiges Land bildet, denn zahlreiche Arme breiten sich, vom Hauptzuge des Kaukasus ausgehend, in nördlicher Richtung aus. Aber auch außerdem zieht sich ein zum geringen Theil mit ewigem Eis und Schnee bedecktes Gebirge in einer Entfernung von einigen Meilen vom Meere und diesem parallellaufend dahin und sendet sowohl östlich nicht



unbedeutende Arme, als es sich auch westlich mit dem ihm entgegenkommenden Arme des eigentlichen Kaukasus verbindet.

Einen besonderen Namen für das zuletzt genannte Gebirge habe ich nicht erfahren, denn man belegte nur einzelne Theile nach den darin wohnenden Stämmen. Es scheint mir jedoch, als wenn die arabische Benennung Dschebel al Kaitach, die vor Aliem Abulfeda gebraucht, vorzugsweise auf dieses Gebirge angewendet werden könnte, da die Araber fast nur von ihm und der ganzen Westküste des kaspischen Meeres Kenntniß hatten und noch heut zu Tage der Stamm Kaitach hauptsächlich in ihm seine Wohnsitze aufgeschlagen hat.

Das ganze Dreieck heißt bei den Orientalen und besonders bei den Persern Daghestan oder Daghistan, ein Name, der Gebirgsland bedeuten soll, obwohl das Wort dann eine vox hybrida und aus dem türkischen Dagh, d. i. Berg, und der persischen Anhängesylbe istan, d. i. Land, Gegend, zusammengesetzt wäre. Man belegt in der neuesten Zeit aber vorzugsweise die östlichen Gegenden, welche besondere Fürsten besitzen, mit diesem Namen und nennt dann die Thäler der freien, keinen Herrn anerkennenden Stämme Lesghistan; Lesghier (Lesghinzen der Russen, Leki der orientalischen Schriftsteller) heißt das Volk, zu dem alle diese Stämme gehören.

Ohne besondere Unterscheidung nennen die Orientalen und besonders arabische und persische Schriftsteller den ganzen östlichen Kaukasus außer Kaitach auch Kabach. Man findet aber auch nicht selten den Namen Dschebel al Masoni, und emphatisch Dschebel al Fat'h, d. i. Berg des Sieges, ein Name, zu dem die Araber wegen ihrer häufigen Niederlagen gar kein Recht hatten.

In dieser Beschreibung unterscheide ich den südlichen Schenkel als den eigentlichen, den nördlichen als den andischen Kaukasus, während ich das dem Meere parallellaufernde Gebirge, welches die Wasserscheide zwischen diesem und dem Koixu bildet, wie gesagt, ferner als Kaitachgebirge



aufführen werde. Da ich den südöstlichsten Theil dieses Dreiecks, der sich östlich vom Schahdagh und zwischen dem Esamur und dem eigentlichen Kaukasus bis an das Meer ausbreitet, schon als das Chanat Kuba beschrieben habe, so übergehe ich dieses hier.

Das Kaitachgebirge bringt das ganze Dreieck in zwei Hälften, von denen ich die östliche mit den Russen vorzugsweise Daghestan, die westliche hingegen Lesghistan nennen will, zumal die Lesghier sich auch nur allein in der letztern rein erhalten, in der erstern hingegen vielfach mit anderen Völkern vermischt haben. Wie wir aus der Geschichte wissen, herrschte der König der Chasaren längs der Küste des Meeres oft bis Derbend, und einzelne Stämme seines Reiches mögen sich zu verschiedenen Zeiten in den Ebenen niedergelassen haben. Aber auch die Perser, die eine lange Zeit bis an den Sulak herrschten, legten nach der Geschichte hier Kolonien an. Später kamen die Araber und diese stolzen Anhänger des Islam waren gezwungen, ebenfalls viele Stämme hier anzusiedeln, um sich nur einigermaßen zu behaupten. Nach dem Derbend=Nameh wurden im zweiten Jahrhunderte der Hedschra durch Abu Muzellim (Moklimeh) aus sieben Stämmen der Umgegend von Damask und Mossul nicht weniger als 17,000 Familien nach Daghestan übersiedelt, und diese Kolonien erhielten selbst einige Jahre später noch den bedeutenden Zuwachs von 12,000 Kolonisten, die wiederum zwei besonderen Stämmen angehörten. Diese Araber haben sich bis in die neueste Zeit erhalten und führen zum Theil wie ihre Vorfahren ein herumziehendes Leben und selbst noch ihren Namen: Arablar. In der Ebene südlich von Derbend und in Tabasseran sollen noch die meisten vorhanden sein. Auch behaupten die Einwohner des westlichen, zu dem heutigen Schirwan gehörigen Gaues Kabalä, von den Arabern und zwar vom Stamme Gresh abzustammen, und der Name Kabalä soll ursprünglich das arabische Kabile, d. i. Stamm, bedeuten. Wir hätten also



hier eine ähnliche Erscheinung wie in Algerien, wo die arabischen Stämme ebenfalls Kabilen genannt werden. Die Araber des Kaukasus haben ihre Sprache ganz vergessen, aber man erzählte mir, daß der lesghische Dialekt in Tabasseran viele arabische Wörter habe.

In demselben Tabasseran wohnen aber auch viele Juden, die hier aber nur zum Theil den Taldialekt ihrer Landsleute in Kuba und Derbend sprechen. Sie vertreten, wie ich schon oben angedeutet habe, im Gebirge die Armenier und machen die Vermittler zwischen den Kaufleuten der Ebene und der Städte und den Bewohnern des Gebirges. Im Aussehen unterscheiden sie sich nicht von ihren übrigen Landsleuten des kaukasischen Isthmus und haben ebenfalls Sitten und Gebräuche des Volkes, unter dem sie wohnen, angenommen.

Mit Dschingis-Chan beginnen die Einwanderungen der tatarischen Stämme, und diese finden sich vorzugsweise in den nördlichen Ebenen gegen das nordöstliche Ende des andischen Kaukasus vor. So besitzt das Gebiet des Schamchals vorzugsweise Tataren noghaiischen Stammes, aber auch im Süden von Kaitach existiren zwölf Dörfer von Truchmenen (hier arabisch Terekemeh genannt) und der ganze Distrikt, den sie einnehmen, führt deshalb den Namen Terekemeh.

Was nun die Lesghier selbst anbelangt, so sind sie ohne Zweifel noch dasselbe Volk, welches Strabo mit den Gelen als Legen zwischen den Albanern und Amazonen angibt und was, wie es scheint, seit den ältesten Zeiten diesen Theil des Gebirges bewohnt hat. Im Mittelalter werden sie sowohl von den orientalischen Schriftstellern, als auch von den europäischen Reisenden der früheren Jahrhunderte Allan oder Lan genannt. Klaproth, Dubois u. s. w. haben deshalb sehr Unrecht, wenn sie behaupten, daß dieser Name allein den Ossien zukäme. Die Alanen der Völkerwanderung haben sicher nichts mit diesen Allan oder Lan zu thun und ich bin selbst geneigt zu glauben, daß auch die Ossien ebenfalls ein anderes, aber vielleicht stammverwandtes Volk der

ersteren sind, die eben deshalb sich vielfach mit ihnen vermischen. Die Ossien werden schon lange in der grussischen Chronik genannt, bevor die späteren Alanen in der Geschichte auftreten.

Die Lesghier sind ein schönes Volk, welches unbedingt den so sehr gerühmten Tscherkessen noch vorzuziehen ist; man muß sich nur hüten, nicht die Tataren oder deren Mischlinge mit ihnen zu verwechseln. Klaproth nennt die Benennung kaukasische Rasse einen Unsinn, aber sicher hätte Blumenbach zur Bezeichnung derselben keinen besseren Namen wählen können, denn der Kaukasus besitzt ursprünglich nur Völker, deren Schönheit und männliche Kraft oder weibliche Anmuth unsern Bildhauern als Norm dienen könnte. Die Lesghier sind groß und stark und unterscheiden sich dadurch wesentlich von den schlanken Tscherkessen und den mehr untersehten Ossien. Leute von 5 Fuß 8 Zoll bis 6 Fuß gehören zu den gewöhnlichen Erscheinungen. Dem Körper und seinen Gliedern sieht man die Energie an, die ihm inwohnt, und doch erhält er nur eine Nahrung, deren Einfachheit und geringe Menge mit jenem in Widerspruch zu stehen scheint. Hirsen- oder Maismehl, oft nicht einmal mit Hammelfett getränkt, ist auf den Raub- und Kriegszügen oft für mehre Tage die einzige Nahrung des Lesghiers, der zur Mahlzeit einige Loth desselben mit gutem Quellwasser befeuchtet, um es so zu verzehren und dann noch reichlich Wasser nachzutrinken. Während der Tscherkesse schlankere Formen zeigt und unserem Schönheitsbegriffe deshalb vielleicht näher steht, zeigt der Lesghier häufiger eine athletische oder herkulische Gestalt. Das Gesicht ist keineswegs markirt, aber sein ununterbrochenes Kriegsleben hat ihm etwas Wildes, ich möchte sagen eine Räuberphysiognomie, wie wir sie den italienischen Lazaroni's ertheilen, verliehen. Bei Jedem, der nicht daran gewöhnt ist, wird das Erscheinen eines Lesghiers furchterregend sein. Die Augen sind vorherrschend rundlich, aber mehr groß als klein, während Stirn, Nase, Mund und Kinn die gewöhnlichen Proportionen besitzen.



Das Haar ist ziemlich dicht und hat eine dunkelkaffeebraune, matte Farbe. Der Bart erscheint aber (soviel ich gesehen) keineswegs so stark, als man dem Uebrigen nach glauben sollte.

Gleich dem Volke der Tschetschen besteht das der Lesghier aus mehren Stämmen; diese aber zerfallen wiederum wie bei den Ossen und Tscherkessen in eine Menge Verbrüderungen (Phratrien), die ich mit dem altdeutschen Namen der Schlachten belegen möchte. Die Russen nennen eine solche Schlacht: Obschtschestwo, d. i. Gesellschaft, ein Wort, welches keineswegs die Sache hinlänglich bezeichnet. Da diese Schlachten im ganzen Kaukasus allgemein sind und ich sie schon in der Beschreibung meiner vorigen Reise (Band I, Seite 356) näher erläutert habe, so übergehe ich sie hier und bemerke nur noch, daß wie im Westen, so auch im Osten seit dem Kriege gegen die Russen die frühere große Bedeutsamkeit der Schlachten sich sehr verringert hat. Das allgemeine Wohl und die Sache des Glaubens führte in der neuesten Zeit die früher feindlichen Schlachten einander näher. Wo erbliche Fürsten vorhanden sind, haben die Schlachten nie eine Bedeutung gehabt.

Fast ohne Ausnahme sind in der neuesten Zeit die Lesghier Mohammedaner und bekennen sich zur Sekte der Sunniten; aber wiederum sind nur die nördlichen Stämme fanatisch und verfechten die Sache ihres Glaubens auf das Hartnäckigste, während die südlichen sich mehr aus allgemeiner Raubsucht dem Schamil angeschlossen haben. Die Zahl der Lesghier kann ebenfalls, wie die der Tschetschen, nur annähernd gegeben werden, ich glaube aber, daß die russische Schätzung für das eigentliche Lesghistan, zu 236,000 Seelen, wohl zu hoch sein möchte. Darnach kommen:

1. auf die Anden 80,000,
2. auf die Ratl und Karachl 80,000,
3. auf die früher zu Grussen gehörigen Stämme 20,000,
4. auf die Samurstämme 5,000,



5. auf das Chanat Kasikumüch 20,000,
6. auf das Chanat Awar 25,000 (jetzt vielleicht kaum 10,000),
7. auf die nordöstlichen Stämme 6,000.

Daghestan erhält nach derselben Schätzung 170,000 Seelen, und zwar:

1. die Herrschaft des Schamchal 60,000,
2. die Herrschaft Mechtula 20,000,
3. Akuscha 20,000,
4. Kaitach und Ssiurga 40,000,
5. Tabasseran 20,000,
6. Kuräle 10,000.

Demnach betrüge die Gesamtzahl für alle Lesghier 406,000.

I. Bei der Betrachtung des von den beiden Kaukasus-Schenkeln eingeschlossenen Dreiecks beginne ich zuerst mit der westlichen Hälfte oder mit dem eigentlichen Lesghistan. Nordwestlich wohnen die Tschetschen, südsüdwestlich hingegen die Grusier und deren Mischstämmen. Das ganze Land bildet ebenfalls wiederum ein Dreieck, welches nach Osten hin in dem Kaitachgebirge seine Basis hat und von Süden aus durch mehre nicht unbedeutende Gebirgsarme durchzogen wird, so daß es zum größten Theile ein Gebirgsland bildet. Auch hier besteht der eigentliche Kaukasus noch aus einigen Kettengliedern, aber die Wasser innerhalb derselben haben sämmtlich nach Norden ihren Abfluß. Das Gebirge ist nach dieser Himmelsgegend hin weit niedriger, als nach Süden, der Seite des Hauptzuges.

Alle Gewässer, welche innerhalb Lesghistans ihren Ursprung haben, fließen nach Nordosten und vereinigen sich gegen die nordöstliche Gränze hin zu einem gemeinschaftlichen Flusse, der den Namen Koisku oder Sulak führt. Man übersetzt den Namen Koisku gewöhnlich mit Schaffluß und Reineggs schreibt das Wort auch deshalb Koiskungu, allein der Name ist auf keinen Fall tatarischen, sondern ächt lesghischen Ur-



sprungs. Der Koifu entsteht aus zwei großen Flüssen, und von ihnen heißt der westliche auch der andische Koifu oder Takara, während der östliche den Namen des ararischen führt.

Der Takara entspringt in dem innersten Winkel der beiden Kaukasuschenkel aus einem nicht unbedeutenden Bassin, welches von dem grussisch-lesghischen Mischvolke der Thuschén (Tschuschethen grussisch, Tuschiner russisch) bewohnt wird. Da ich von diesem später noch besonders sprechen werde, übergehe ich es jetzt hier. Ein zweites Quellengebiet besitze der Takara noch weiter westlich und ebenfalls in einem besonders von einem Gebirgsringe eingeschlossenen Bassin, welches von den beiden Lesghierstämmen der Dido's und Junta's (oder Umko's) bewohnt wird. Sie und die Thuschén waren, wenn die Könige Grussiens nur einigermaßen kräftig waren, diesen unterworfen und wurden deshalb auch früher nicht selten als grussische Stämme aufgeführt. Bei den Russen heißen die Dido's gewöhnlich Didoizen oder Didochizen.

Der Takara fließt dem andischen Kaukasus entlang und nimmt, von ihm kommend, eine Menge Bäche auf, die fast sämmtlich von besonderen Verbrüderungen bewohnt werden. Dieser westliche Theil von Lesghistan ist, wie der bald zu erwähnende südliche, noch von keinem Europäer besucht worden, und selbst die Russen verdanken ihre sehr oberflächliche Kunde von diesen Gegenden nur den Berichten der Lesghier selbst. Dieses ist die Ursache, warum die Charten des Generalstabes zu Tiflis sich hier so widersprechen und die Namen der verschiedenen Verbrüderungen und Gaue sich auf jeder späteren Charte von einander unterscheiden. Mir liegen drei Charten des tifliser Generalstabes vor, aber obgleich alle drei in dem Zeitraume von zehn Jahren angefertigt wurden, glaubt man doch drei verschiedene Länder vor sich zu haben. Der Fehler liegt aber nicht allein in der mangelhaften Kenntniß des Landes, sondern hauptsächlich in dem Mangel einer gehörigen Kritik. Obgleich nicht un-

bedeutende Vorarbeiten vorhanden sind, hat sich doch der Stab zu Tiflis bis jetzt noch gar nicht die Mühe gegeben, sie hinlänglich zu benutzen und durchzuarbeiten, um auf diese Weise eine feste Basis zu gewinnen. So lange dieses nicht geschieht, werden auch alle russische Charten des Kaukasus, und wenn sie sich eines noch so schönen Außereren erfreuen, nicht so brauchbar sein, als sie bei den sehr großen, zu Gebote stehenden Hilfsmitteln sein müßten. Leider liefert Reineggs' für den Osten des Kaukasus sonst so brauchbare Beschreibung für diese Gegenden nur sehr oberflächliche Berichte, und Gildenstädt hat noch weniger darüber. So sehr ich mich auch, die dargebotenen Hilfsmittel, besonders die Generalstabscharte von 1844 in der Hand, bemühte, feste Nachrichten einzuziehen, so war doch mein Aufenthalt zu kurz und die Zeit der höchsten Aufregung im Lande zu ungünstig, um genügende Resultate zu erhalten; nur schwüchtern übergebe ich die Beschreibung einer Gegend, da sie höchst mangelhaft ausfallen muß.

Ein Lesghier=Stamm, der den Namen der Anden führt und nach Gildenstädt's und Klaproth's Untersuchungen einen besondern Dialekt spricht, bewohnt das ganze Gebiet des westlichen Armes des Koisku, der deßhalb auch den Namen des andischen erhalten hat. Es bildet ein langes, ziemlich enges Thal, in das sich, besonders von Westen aus, eine Menge kleinerer Seitenthäler münden. Die Namen der Verbrüderungen oder Gaue, welche mir von den Eingebornen bestätigt wurden, waren, von Norden nach Süden gehend, folgende:

1) Auf der rechten (östlichen) Seite: Tindi oder Tindilal (Gindalal Rein.), Kofo, Bogulal und Bogofzy.

2) Auf der linken (westlichen) Seite: Jlanchewi, Nischni, Ghiri, Tsharpili, Kialar (Kalalar), Anfalda, Andi und Gumbet oder Nechtelar.

Die neueste Generalstabscharte fügt diesen noch die Gaue Technuzal, Buni und Tlach (Dloch bei Reineggs) bei.



Reineggs nennt hier im höchsten Gebirge die Zätähär, die lange Zeit mit den Audi, Aenti oder Andalal Krieg führten, und die Gindalal, welche nach ihm in die Stämme Gerkawil, Ballagin, Jhäli, Ingho, Aschiltä (wohl das Dorf gleiches Namens ohnweit der Vereinigung beider Koifu-Arme?), Betlit und Dloch zerfallen.

Der östliche Arm des Koifu, der gewöhnlich den Namen des awarischen führt, hat ein weit größeres Gebiet, als der westliche, und zerfällt zunächst in drei große Thäler mit einer Menge von Seitenthälern und in eine hügelige Hochebene. Diese drei Thäler werden von drei Flüssen, die sich östlich von der Hochebene vereinigen, durchflossen und von ihnen führt der westlichste auch fernerhin den Hauptnamen des awarischen Koifu. Die Generalstabkarte von 1834 nennt ihn Chibad-Dr. Die Bewohner dieses Flusses werden weder von Reineggs noch von Gildenstädt unter einem Kollektiv-Namen vereinigt, aber eine ältere Generalstabkarte zählt als Antkratl eine Menge Stämme auf, die in der oberen Hälfte des Flußgebietes wohnen. Die neueste Charte von 1844 hat diesen Namen doppelt aufgeführt, denn einmal bezeichnet er die Stämme des awarischen Koifu und dann findet man ihn nordwestlich von den Thuschen an der Takara. Mir wurde für diese Gegenden ein Lesghier-Stamm mit Namen Natl genannt und auf den Charten findet man auch einen Ort dieses Namens (Natl) eingezeichnet. Diese Natl scheinen sich auch über das Quellengebiet des mittelsten Armes des awarischen Koifu ausgebreitet zu haben, denn die Charten zeigen dort den Stamm Muk-Natl. Ich werde deshalb in meiner Beschreibung alle diese Stämme unter dem Kollektivnamen Natl aufführen. Bei Reineggs werden hier zwei große Stämme: Kadar und Karachl, genannt. Was den Namen Antkratl anbelangt, so mag er vielleicht eine Vermischung der Anden und Natl bezeichnen.

Die Generalstabkarte von 1834 nennt in einer Note der Tabelle, zu den Antkratl gehörig, die Stämme: Anzug,

Chuanal, Tsch, Anzluß, Bochnu, Kchenada, Dschurmut, Tchebel (Tebel Gild.) und Unchada, während die von 1844 auf der Zeichnung selbst die Stämme Dschurmut, Tchebel, Anzroso und Kaputscha oder Chwanal auf dem nördlichen Abhange des Hauptgebirges bis in das Thal hinab aufführt. Auf der anderen Seite des Thales, auf dem sich drüben erhebenden Gebirge leben die Stämme der Tomaral (Tumurgi Gild., Thomor Rein.), Lanada, Bognada, Unchada, Tsch, und dann weiter südlich und südöstlich gehend: die Stämme oder vielmehr Verbrüderungen Kel, Lid, Goerkech, Kuzada, auf der andern Seite hingegen Anzuch, Kofhdoda, Tomß und Achwach. Unter dem Namen Achwach werden aber zwei neben einander liegende Stämme aufgeführt, und von ihnen wird der östliche als Katlu-Achwach, der westliche, der aber an einem Bache des Takara wohnt, hingegen Junta-Achwach genannt.

Einzelne von diesen Namen kommen auch bei Gildenstädten und Reineggs vor. Von den Stämmen des letztern gehören wohl ohne Zweifel noch die Zschuwal, Kadar und Tlensruk hierher. Nach Reineggs scheint der Stamm Kadar der mächtigste und auch als Kollektiv-Name aller dieser Stämme gebraucht worden zu sein.

Betrachten wir nun den Fluß selbst noch etwas näher, so hat er ein doppeltes Quellengebiet, von dem ein jedes ein besonderes Thal besitzt, wo sich die Wasser im gemeinschaftlichen Bette sammeln. Das ganze Gebiet bildet eigentlich einen großen Gebirgskessel, der durch mehre Gebirgsarme in eine Menge Seitenthäler getheilt wird. Zwei Quellenbäche, von denen der östliche weit größer ist, fließen dem Hauptzuge des Gebirges parallel, bis sie sich vereinigen und dann in nordöstlicher Richtung weiter gehen. Die Thäler dieser Quellenbäche standen in den besseren Zeiten des russischen Königreichs unter dessen Oberherrschaft, ihre Bewohner verheerten aber das fruchtbare Kachien, wenn innere



Spaltungen daselbst herrschten. Mehre Verbrüderungen ^{der} ließen sogar schon vor langer Zeit ihre unfruchtbaren Thäler und wanderten über den Rücken des Kaukasus auf seine südlichen Abhänge und selbst in die Ebene hinab bis zum Masan. Von diesen, die früher die Dschar'sche Republik bildeten, werde ich später noch besonders sprechen.

Ich komme nun zu dem mittelsten Arme des awarischen Koifu, der gewöhnlich Karak genannt wird. Von seinen beiden nördlich fließenden Quellenbächen gehört der östliche schon zum Chanate Kasi-Kumük, der andere hingegen wird vom Stamme Käkeruch, Glekeruch oder Ullu Kufur bewohnt. Weiter abwärts wohnt auf der rechten Seite der Stamm Muk-Ratl, auf der linken hingegen der Stamm Karachl. Noch weiter wird rechts ein Stamm Andalal, der an die Anden erinnert, links hingegen der Stamm Hidatl (Hübdal oder Hädalal Rein.) genannt. Alle diese Stämme führen auch den Namen Karachl.

Aus dem östlichsten Arme des Koifu besteht zum großen Theile das Chanat Kasi-Kumük, und deshalb führt er auch den Namen des kasi-kumükschen Koifu. Das Fürstenthum Kasi-Kumük wurde wahrscheinlich schon von den Arabern als solches bestätigt und ihre Herrscher waren es wohl, die den Namen Schamchal, was einen syrischen Herrscher bedeuten soll, erhielten. Reineggs verkennt Kasi-Kumük ganz und gar, indem er es mit der sehr spät entstandenen Herrschaft Mechtula verwechselt. Ich wäre, wie ich schon oben angedeutet habe, ebenfalls geneigt zu glauben, daß, wenn auch nicht die jetzigen kasi-kumükschen Herrscher, doch die Herrschaft selbst als solche aus noch früheren Zeiten stammt. Ruschirwan setzte, wie ich schon oben besprochen habe, an diesen äußersten Gränzen eine Art Markgrafen im Kaukasus ein und diesen verlieh er den stolzen Titel Schah. So entstanden die Schirwan-, Schaberan-, Tabasseran- und Allan-Schah. Der letztere herrschte im Gebirge vielleicht schon damals in Kumük. Noch jetzt führt der Ort den Namen

Schahar (Scheher), was im Persischen Stadt bedeutet. Die Araber bestätigten später alle einheimischen Fürsten, welche den Islam annahmen, in ihrer Würde. So entstanden wohl aus den Allan-Schahen die Chane der Kasi-Kumüken, erhielten aber den neuen Titel Schamchal. Es führt aber jetzt nicht der Chan von Kasi-Kumük diesen Namen, sondern der Herrscher von Tarku wird Schamchal genannt. Dieser ist zwar kein Lesghier und seine Familie stammt gar nicht aus dem Gebirge, sondern gehört einem ächt tatarischen Stamme an, aber wir wissen auch, daß Nadir Schah, nachdem Peter der Große die Würde eines Schamchals aufgehoben hatte, wiederum einem kumükischen Fürsten diese Würde verlieh. Woher die früheren Schamchale stammten, sagt uns keineswegs die Geschichte, aber vielleicht waren sie Nachkommen der persischen Allan-Schahs und der von den Arabern eingesetzten Schamchale, die sich nach dem Untergange der Sferirschahs ihrer Besitzungen bemächtigten, das rauhe Kumük verließen und sich in Tarku eine neue Residenz gründeten. Unter den Sfesiden wurden die Schamchale sehr mächtig und erlangten unter dem Namen Wali Daghestan, d. h. König von Daghestan, eine Art Oberhoheit über das ganze Gebirge. In Kumük hatten sie Statthalter, die sich aber später, vielleicht schon kurz nach dem Verfall der Sfesiden-Herrschaft in Persien, unabhängig machten und mit dem Titel eines Chans herrschten.

Im zweiten Jahrzehent unseres Jahrhunderts wurde die herrschende Chansfamilie in Kumük durch den Chan von Kuräle, Arslan-Chan, vertrieben, und dieser residirte von nun an als Chan von Kasi-Kumük und Kuräle in Kumük. Zermoloff, der kräftigste Generalstatthalter in Grusien, zwang 1820 den Arslan-Chan, sich dem russischen Kaiser zu unterwerfen. Als russischer Vasall bewährte dieser bis in sein hohes Alter eine seltene Treue und man hatte ein solches Zutrauen zu ihm, daß man die russische Besatzung schon bald wiederum aus Kumük zurückrief. 1838 folgte ihm



sein Sohn Mursal=Chan *), und als auch dieser schon bald starb, wurde seine Mutter Umi Hülsüm Befe, mit dem Beirathe eines russischen Beamten, zur Verweserin eingesetzt. Einer ihrer Söhne starb aber nach dem andern, und so wurden Neffen des Mursal, und zwar Abdaramanbeg in Kumük und Arumbeg in Kuräle als Herrscher eingesetzt. 1842 überfiel Schamil Kumük und nahm die ganze fürstliche Familie gefangen. Arumbeg wurde zwar wiederum freigegeben, erregte aber eben deshalb das Mißtrauen der russischen Regierung. Man citirte ihn nach Tiflis, und während man mit ihm dort verhandelte, machte man seinen Bruder Jusuff=Beg zum Chan von Kuräle. Um festeren Fuß in Kuräle und Kasi-Kumük zu fassen, wurden in demselben Jahre noch die Orte Kurach, Tschirach und Kumük besetzt und mit den nöthigen Besatzungen versehen.

Betrachten wir nun die Herrschaft Kasi-Kumük etwas näher, so sehen wir zwar, daß sie hauptsächlich aus dem oberen Gebiete des östlichen Koißu besteht, daß ihr Bereich sich aber auch über die Quellengebiete der Flüsse Karak, Buham und Kara=Sfamur erstreckt. Der Hauptort des Chanates ist Kumük, ein keineswegs unbedeutender Ort, der seit 1842 eine russische Besatzung erhalten hat und die russische Festung ist, welche am Tiefsten im inneren Gebirge liegt.

Da ich hier wiederum des Sfamur Erwähnung gethan habe, so ist es wohl nothwendig, auch ihn, obwohl ich mir dadurch eine Abschweifung erlaube, in seinem Zusammenhange zu beschreiben. Er entspringt auf denselben Eisbergen Sary=Tau und Turpi=Tau (Sary=Dagh und Djulti=Dagh der russischen Charten), wo westlich der awarische Koißu und nördlich der Karak seinen Ursprung hat, und zwar mit zwei Quellengebieten, deren Bäche durch einen Gebirgsrücken ge-

*) Anderen Berichten nach folgt auf Urslanbeg sogleich seine Wittve Umi Hülsüm Befe.

schieden sind. Von ihnen heißt der nördliche vorzugsweise Kara-Ssamur, d. h. der schwarze Ssamur, der südliche hingegen gehört zur Herrschaft Elikui, von der ich später weiter berichten werde.

Der Ssamur hat in seinem ganzen Laufe eine östliche Richtung und wird nach der Vereinigung der beiden Quellenbäche von dem Lesghier-Stamme Nutul bewohnt. Später nimmt er noch einen dritten Quellenbach, der nach dem daran wohnenden Lesghierstamme den Namen Ahti erhalten hat, auf. Diese Ahti haben sich aber auch weiter unten auf beiden Seiten des eigentlichen Ssamur festgesetzt und ihre Wohnsitze reichen bis dahin, wo der Fluß die Gränze zwischen den Chanaten Kuräle und Kuba bildet. Die Lesghier von Ahti und Nutul wurden im Jahre 1839 durch den General Golowin unterworfen, nachdem sie ein Jahr vorher Kuba überfallen hatten.

Ich kehre nun zum Koifu und zwar zu seinem östlichen Arme zurück. In dem unteren Thale wohnt die Verbrüderung der Zudakaren, welche zum Lesghierstamme der Afuschen gehört und im Jahre 1844 hauptsächlich durch Berrath an Schamil zur Eroberung von Afuscha beigetragen hat. An der Gränze von Zudakara nimmt der kaskumütsche Koifu den Karak auf und bildet zwischen dem Lesghierstamme Hidatl und der später zu erwähnenden Herrschaft Mechtula die Gränze. Nun durchfließt er eine Hochebene und nimmt an deren nördlicher Gränze den Takara oder den andischen Arm auf, um nun den äußersten Theil des andischen Gebirges in enger Schlucht zu durchbrechen und der Ebene zuzustreichen. Doch zuvor will ich mich der Hochebene, aus der zum Theil das schon erwähnte Chanat Awar oder Uar besteht, zuwenden.

Diese Hochebene wird von einigen Hügelreihen durchzogen und begreift alles Land zwischen dem andischen und awarischen Koifu bis südlich an das Gebirge und selbst östlich noch eine Strecke jenseits des letzteren bis an die Ver-



bindungsstelle des andischen Kaukasus und des Gebirges. Eine Menge Verbrüderungen bewohnen die Hochebene, aber sie standen zum Theil völlig unter der Herrschaft der awarischen Chane, zum Theil waren sie mit bestimmten Rechten versehen und von jenen nur insofern abhängig, daß sie eine bestimmte Abgabe zu zahlen hatten und ihren Herrn auf seinen Raub- und Kriegszügen begleiten mußten. In früheren Zeiten übten die Awar-Chane auf sämtliche Lesghierstämme einen nicht unbedeutenden Einfluß aus und erhielten auch häufig einen Tribut.

Woher diese Awar-Chane gekommen sind, sagt uns keineswegs die Geschichte, und es ist nur eine Vermuthung, daß sie von den im sechsten Jahrhunderte im Norden des Kaukasus genannten Awaren abstammen sollen. Nur die Identität der Namen spricht dafür. Reineggs leitet sie mit fast ebensoviel Recht von den Korsen ab, welche die Alten ebenfalls im Norden des Kaukasus wohnen lassen. Für die erste Vermuthung spricht noch der Name des Hauptortes Kundsak oder Chunsak, da er eine mongolische Bedeutung haben soll. Klaproth führt in seinem Vocabulaire des langues lesghi (*Voyage au mont Caucase et en Géorgie*, Tom. II., Pag. 350) auch einige Namen auf, die er mit hunnischen Benennungen identifizirt. Wenn nun auch die Awar-Chane wirklich awarischen Stammes sein sollten, so sind es doch auf keinen Fall die kaukasischen Awaren oder die Bewohner der genannten Hochebene, da man sie auf den ersten Blick für Lesghier erkennt.

Die Awar-Chane, welche übrigens den Titel Nuzal führen und früher auch, besonders von den Orientalen, Lekki-Chane genannt wurden, spielten zu jeder Zeit in der Geschichte der Schirwanschake und der grußischen Könige eine wichtige Rolle; man sah sie bald in Begleitung derselben im Süden, bald unternahmen sie nicht selten selbstständig größere Raubzüge. Zu Anfange des vorigen Jahrhunderts plünderte ein solcher Awar-Chan, Daud-Beg (Dawud-Beg),

das damals blühende Schemachi, und Peter der Große recht fertigte, da auch russische Kaufleute dabei beraubt wurden, dadurch seinen Kriegszug in diese Gegenden.

In der Geschichte Rußlands wird die Unterwerfung des Awar-Chan zwar schon seit dem Jahre 1807 angegeben, allein der damalige Herrscher, Um-Chan, erbat sich zum Zeichen seiner Unterwerfung eine jährliche Rente von 10,000 Rubeln aus und erhielt sie. Nach dem Tode Um-Chans herrschte dessen Wittve. Ihre Ermordung und die ihrer ganzen Familie, mit Ausnahme eines einzigen Sohnes, durch Hamgad-Beg habe ich schon in der Beschreibung meiner früheren Reise (Band II., Seite 486) näher beschrieben und werde sie später mit einigen Berichtigungen von Neuem folgen lassen. Hadschi Murad, der Mörder Hamgad-Begs, wurde als Verweser des Landes bestellt, als er aber verschiedene Kränkungen erfuhr und der Chan von Mechtula ihn ersetzte, trat er 1840 zu Schamil über. Nach dem Tode dieses Chans ernannte die russische Regierung einen Fürsten Orbelian zum Verweser und besetzte den Hauptort Chunsak. In dem unglücklichen Jahre 1843 fiel plötzlich Hadschi-Murad in Avarien ein und eine der acht Festungen, die sich besonders am Nordsaume der Hochebene hinzogen, fiel nach der anderen in seine Hände. Der Kommandant von Chunsak, Paschek, wurde dadurch bestimmt, die ihm anvertraute Festung in die Luft zu sprengen und sich zurückzuziehen. So war in kurzer Zeit ganz Avarien in den Händen der Feinde und Schamil siedelte die Bewohner aller Dörfer, die sich als den Russen ergeben bewiesen hatten, weiter in das Innere über. Seit drei Jahren hat man nun mit ungeheueren Hilfsmitteln versucht, Avarien wieder zu erobern, aber noch ist es im unbestrittenen Besitze Schamils.

Da die Macht der Awar-Chane zu allen Zeiten sich nach der Persönlichkeit des Herrschers richtete, so könnte eine Umgränzung ihres Gebietes nur eine unbestimmte sein. Ich beschränke mich daher, auf der ganzen Hochebene die haupt-



sächlichsten Verbrüderungen noch namentlich aufzuführen. Südlich kennt schon Reineggs die Verbrüderungen oder Dörfer: Baktuch, Tamni und Zegur, während mir östlich und zwar jenseits des Koifu Harrakan (Arakan) und Himri (Gimri), diesseits hingegen Balakar (Balakani), Ansoful (Unzukul), Burtuma und Aschilta genannt wurden. Die letztern gehören schon zu dem Stamme der Koifuboi (Koifuibulinen), der außerdem die Koifu=Engpässe bewohnt.

In dem Kriege mit Schamil sahen die Russen die Nothwendigkeit von Jahr zu Jahr mehr ein, sich den nordöstlichen Ausgang der Hochebene durch besetzte Plätze zu sichern, zumal gerade hier eine Menge günstig gelegener Punkte dargeboten werden und von hier aus Einfälle geschahen. Himri (Gimri), Kasi=Mollahs stolze Beste, war schon 1831 durch den damaligen Oberbefehlshaber Rosen eingenommen und später mit einer Besatzung versehen. Dasselbe geschah mit Achulko, Schamils Beste, 1839. Später wurden noch auf dem linken Ufer des Koifu die Besten Unzukul (Ansoful), Balakani (Balakar), Satanych, Mofkof und Surjan, und mehr östlich im Gebirge Burunduk=Kaleh angelegt. Aber aller dieser Besten bemächtigte sich Schamil im Jahre 1843 und zerstörte sie.

Es bleibt mir nun endlich noch ein Stamm übrig, den die Russen mit dem Namen Ssalatawi (Ssolotau) belegen und der im Gebirge auf der Westseite des Koifu seine Wohnsitze hat. Er besitzt kleine Seitenthäler des Koifu und des Aktaschu, und zwar wohnen in dem letztern die Verbrüderungen Gobar (Chubar, Hubara der Russen) und Burtunai. Dicht am Koifu liegen die beiden großen Dörfer Bantogoi (Baltugai) und Tschirkai oder Tscherkei, die ebenfalls besondere Verbrüderungen bilden. Das letztere wurde 1839 und dann 1841 erobert und, da es sich zwei Jahre darauf empörte, 1844 gänzlich von den Russen zerstört.

II. Die zweite Hälfte des von den beiden Kaukasuschenkeln eingeschlossenen Dreiecks, Daghestan im engeren Sinne, be-

findet sich zwischen dem Meere und dem Rücken des diesem parallellaufenden Kaitach-Gebirges, nördlich vom Ausflusse des Koifu bis zu dem des Samur. Das Ufer des Meeres ist bald eine mehre Stunden breite Ebene, bald durchziehen es unbedeutende Molassen- und Kalkhöhen. Im letzteren Falle wird die Straße, welche sich hier nach Norden zieht, nicht allein uneben, sondern sogar beschwerlich; an solchen Stellen war es, wo früher die Bergfürsten die Karawanen beraubten und plünderten, insofern deren Besitzer sich nicht zuvor durch eine bedeutende Abfindesumme losgekauft hatten.

Das Kaitach-Gebirge bildet keineswegs einen gleichlaufenden Rücken, sondern es scheint vielmehr ein mächtiger Gebirgsstock vorhanden zu sein, von dem besonders nach Norden und Süden mehre Arme und zwar meistens in schlangenartiger Richtung verlaufen. Woraus der Gebirgsstock besteht, wird weder aus den Berichten Reineggs, noch aus denen Gildenstädts klar, und sonst ist Niemand bis dahin vorge drungen. Gmelin wurde in ihm ermordet und sein Grab befindet sich bei dem bald zu erwähnenden Kajakent. Reineggs spricht von Granit, den er an einzelnen Stellen gefunden haben will; da er aber unter diesem Namen besonders die Trachyte des Hauptzuges versteht, so könnte wohl der Haupttheil des Gebirgsstockes ebenfalls aus Trachyt bestehen, zumal außerdem auch Basalt erwähnt wird. Die Hauptmasse des ganzen Gebirges besteht aber wohl aus demselben, zur oberen Kreideseformation gehörigen Grobkalke, der im ganzen Kaukasus unmittelbar dem Thonschiefer aufliegt. Zerrißene Höhen, enge Thäler, schluchtenähnliche Abgründe und senkrechte Felsenwände zeichnen das Kaitachgebirge aus. Nach Osten lagern sich dem Grobkalke dieselben tertiären Gebilde eines verschiedenartigen Kalkes, der Molasse und des Mergelschiefers an, deren ich schon häufig Erwähnung gethan habe. Aus diesen quillt wiederum, und zwar keineswegs in geringer Menge, Naphtha, und in Tabasseran soll sich sogar eine ausgezeichnete weiße Sorte vorfinden. Außer-



dem ist der östliche Abhang des Gebirges und selbst die Uferebene an warmen Schwefelquellen ziemlich reich, sie aber aufzuführen, dazu ist der Raum hier zu eng. Endlich finden sich, der Halbinsel Apsheron analog, auch einzelne Salzseen auf der Uferebene vor.

Während die Bewohner des Gebirges sich zum großen Theil ihre Freiheit erhielten und keine Herrscher oder diese nur nominell duldeten, finden wir in Daghestan fast allenthalben Fürsten. Von besonderem Gewichte waren aber deren nur vier: der Schamchal von Tarku, der Ükmei von Kaitach, der Chan von Derbend und der Maxim von Tabasseran, zumal sie über die anderen eine Art Oberherrschaft ausübten, oft aber auch ihre weitläufigen Besitzungen unter ihre Söhne theilten.

Bei der Beschreibung des Landes beginne ich im Norden und dort finden wir

1) die Besitzungen des Schamchals von Tarku, über den ich mich schon früher ausgesprochen habe. Schamchal soll syrischer Fürst bedeuten und diese Würde von dem Araber Abu Mukellim an einen einheimischen Fürsten des Gebirges, aus dem Stamme der Behram Dschur, d. i. der königlichen Sassaniden-Familie, verliehen worden sein. Ich habe schon früher gesagt, daß die Herrscher der Rechtgläubigen (der Kasikumük), die eben diesen Titel hatten, sich wahrscheinlich später von dem rauheren Kumük nach dem freundlicher gelegenen Tarku übersiedelten. Vielleicht wurde aber auch nach dem Untergange dieser der Titel Schamchal auf die Herren von Tarku übergetragen. Mit Bestimmtheit wissen wir, wie ebenfalls schon erwähnt, daß Nadir Schah einen kumükischen Fürsten zum Schamchal in Tarku einsetzte; dessen Enkel, Abu Mukellim Chan, herrscht noch jetzt. Ich machte im Jahre 1837 in Tiflis die Bekanntschaft des letzteren, und wie man aus meinem früheren Reisewerke (Band II., Seite 320) ersieht, vermag er durchaus nicht seinen tatarischen Ursprung zu verleugnen. Aber auch seine Unterthanen sind zum großen Theil Tataren und

gehören zum Stamme der schon oben genannten und näher bezeichneten Kumüken. Man sollte deßhalb eigentlich die Besitzungen des Schamchals zu gleicher Zeit mit denen der übrigen kumükischen Herrscher abhandeln, aber man hat sich einmal daran gewöhnt, den Schamchal, besonders da er unter den persischen Sefiden den stolzen Namen Wali Daghestan erhielt, unter den daghestanischen Fürsten aufzuführen. Da nun auch die Russen ein Gleiches thun, so glaubte ich um so weniger von der allgemeinen Annahme hier abgehen zu dürfen.

Bevor ich zu der Beschreibung der Herrschaft übergehe, habe ich in Betreff Tarku's noch etwas zu berichten. Nach Einigen soll nämlich die heutige Stadt Tarku das alte Semender, nach Anderen hingegen die Residenz der ebenfalls noch von den Sakaniden eingesetzten Herrscher vom goldenen Throne, der Sferirschahs, gewesen sein. Daß Semender und Enderi nur in der Zeit verschieden sind, habe ich schon oben gesagt, aber auch Sferir (Sfarir), wie die Residenz des später christlich gewordenen Reiches genannt wurde, lag wo anders und wahrscheinlich an derselben Stelle, wo das heutige Dorf Raja = Kent liegt. Noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts will man hier Ruinen einer bedeutenden Festung gesehen haben, und bei den Einwohnern ist der Glaube allgemein, daß vor langer Zeit hier eine große Stadt gestanden und diese einen mächtigen Herrscher, von dem die Herren von Kaitach abstammen sollen, gehabt habe. Noch jetzt führt der Fluß, der nicht weit davon sich in das Meer ergießt, nach der Stadt den Namen Homri = Dsen, d. h. Fluß von Homri (Phumri Klaproth, Chamrasoni Bieberstein, Gamri russisch). Die Uferebene des heutigen Kaitach hieß zu Reineggs Zeit Kutzsch, d. i. Kreuz. Mir wurde erzählt, daß der ganze Strich von dem Sulak bis in die Nähe von Derbend zu allen Zeiten diesen Namen geführt habe, und Peter der Große nannte seine neue, 1722 am Sulak erbaute Festung deßhalb Swätoi Krest, d. h. heiliges Kreuz. Das Gebiet



der Sferirshahé begann schon nördlich von Verbend und erstreckte sich wahrscheinlich bis an den Ausfluß des Terek oder des Sulak.

Gichwald behauptet in der Beschreibung seiner Reise (Band I., Seite 84), daß der Schamchal von Tarku sich schon 1559 unterworfen habe, allein die Geschichte meldet uns nur aus dem Jahre 1557 die Unterwerfung der tjumenischen Fürsten, die ohne Zweifel kumükische Tataren und nicht, wie sonst erzählt wird, Tscherkessen waren. Peter der Große hob 1725 die Würde eines Schamchals gänzlich auf und besetzte Tarku mit russischen Truppen. Unter der Kaiserin Anna Joannowna wurde aber wiederum der Terek zur südlichen Gränze Rußlands bestimmt und Nadir Schah ernannte 1735 den kumükischen Fürsten Kaspulad zum Schamchal; vier Jahre später wurde die Festung zum heiligen Kreuz wiederum geschleift. Erst mit Katharina II. erkannte der Schamchal von Neuem die Oberherrschaft des russischen Kaisers an und ist bis jetzt seinem Eide treu geblieben.

Das Gebiet des Schamchals umfaßt die ganze Uferebene südlich und östlich vom Sulak und erstreckt sich dann noch weiter südlich über die Vorhöhen, welche hier bis an das Meer reichen, herab bis über die sogenannte Quelle der Russen (Uruf = Bulak) nördlich von der Mündung des kleinen Flusses Intsche. Wir haben den Koifzu bis zu seinem Durchbruche verfolgt, wo er von den Russen den Namen Sulak erhält. Dieser geschieht ohnweit der berühmten Beste Achulko und der Fluß ändert damit seine bis dahin nordöstliche oder ganz östliche Richtung in eine nördliche um. Auf der linken Seite setzt sich das Gebirge, welches der Stamm Solotau einnimmt, fort, rechts hingegen ziehen sich unbedeutende Höhen dahin. Dem lesghischen Dorfe Tschirkai gegenüber liegt auf dem rechten und niedrigeren Ufer die Beste Eugen (Effenieffsk), zu Ehren des früheren Generalstatthalters Golowin, der diesen Vornamen besaß, so genannt. Ein Paar Stunden nördlicher befindet



sich eine zweite Beste, welche nach dem großen, dabeiliegenden Dorfe Miatli oder Mietli den Namen erhalten hat. Noch weiter nördlich kommt man in das Tatarendorf Zirjurt (russisch Tschirjurt), an dem die Russen 1845 eine neue Beste zum Schutze einer fliegenden Brücke über den Ssulak angelegt haben. Das Regiment Prinz von Württemberg hat hier ebenfalls seine Kantonnirungen erhalten. Reineggs behauptet von diesem Zirjurt, daß es früher den Namen Ihrankaleh gehabt habe. Nach demselben Reisenden hieß auch in den älteren Zeiten der ganze Strich vom Terrek bis nach Derbend Ibran, ein Name, der vielleicht mit Iran, d. h. Persien, zu identifiziren wäre. Von nun an macht der Fluß die Gränze zwischen den kumükischen Herrschaften Enderi und Kostek und dem Gebiete des Schamchals, und wendet sich bei der Beste Kassjurt östlich, um sich endlich mit zwei Armen, von denen der nördliche Agrachan, der südliche eigentlich nur Ssulak heißt, in das kaspische Meer zu ergießen. Zwischen der Mündung des Ssulak und Agrachan zieht sich eine Landzunge nördlich gehend weit in das Meer hinein, welche ebenfalls den letzteren Namen führt.

Die Residenz des Schamchals ist Tarku oder Tarki, eine nicht unbedeutende Stadt von ungefähr 1,200 Häusern und 8,000 Einwohnern. Ihre Lage ist sehr wichtig, denn sie zieht sich an einer Vorhöhe hinan, die fast bis an das Meer reicht. Die Russen haben diese Lage wohl erkannt und auf dem höchsten Punkte eine Citadelle erbaut, die, weil häufig ein heftiger Wind daselbst weht, den Namen Burnaja, d. i. der stürmischen, erhalten hat. Der tiefer gelegene Stadttheil heißt dagegen auch Nisowoje, d. i. der niedrige. Nördlich von Tarku ist eine große, von kumükischen Tataren bewohnte Ebene, südlich und südwestlich hingegen hügeliges und selbst gebirgiges Land vorhanden. Man bringt das letztere in fünf Gaue, die von Lesghiern bewohnt werden. Von ihnen befindet sich der Gau Erpeli westlich in den Vorbergen und



in ihm liegt die Festung Temir Chan Schura, auch wohl nur Schura genannt, nicht weit davon hingegen das schon oben erwähnte Dorf Kiasir = Kumül. Die anderen Gaue, Karabudak (Karapbuch Rein.), Gubden oder Kubten, Utamisch (Ottemisch) und Boinak oder Buinak, liegen südlich. Von diesen wird der letztere gewöhnlich dem Thronerben angewiesen. In ihm hat man auch in der neuesten Zeit ein großes und befestigtes Proviandmagazin angelegt, welches ebenfalls Buinak heißt.

2) Westlich von den genannten Gauen und mitten in dem Gebirge, liegt die Herrschaft Mechtula, die Reineggs mit Kasikumül verwechselt. Lesghier bewohnen sie. Schon in früheren Zeiten hatten sich die fürstlichen Statthalter von Kasanich (Kasanischtsche russ.) und Schingutai fast unabhängig gemacht, bis endlich der letztere, ein naher Verwandter des Schamchals, Mehti, sich der Oberherrschaft ganz entzog und seinem Ländchen den Namen Mechtula gab. Mit dem Tode des letzten Fürsten, Achmed Chan, vor ungefähr sechs Jahren, wurde zwar dessen Wittve eingesetzt, aber die Provinz selbst ist unter russische Administration gestellt.

3) Südlich von Mechtula wohnt auf beiden Seiten des Kaitachgebirges der Lesghierstamm der Akuschen, deren Land russische Charten Dargo nennen. Diese Akuschen sind ein wohlhabendes Völkchen; in den fruchtbaren Thälern und auf den mattenreichen Abhängen befinden sich eine Menge Dörfer, von Wein- und Obstgärten umgeben. Die Bewohner bildeten in der letzten Zeit sechs Schlachten oder Verbrüderungen, die früher, zwölf an der Zahl, gleich der Schweiz eine Föderativ-Republik bildeten. Zermoloff unterwarf sie 1818 und stellte sie unter die Aufsicht des einheimischen Kadi, Mohammed Chan. Wie die Schweizer seit Jahrhunderten ungeschmälerete Freiheit für sich in Anspruch nahmen, sich aber außerhalb ihres Landes dem Dienste der Fürsten, oft zur Bedrückung der Unterthanen, weiheten, so auch die Akuschen, um deren Gunst nicht allein die daghestanischen Fürsten, sondern

auch die Könige Grusiens und Persiens buhlten. Viele Usurpatoren haben sich nur durch sie in Besitz eines Landes gesetzt, und mancher rechtmäßige Herrscher nahm zu ihrer Hilfe seine Zuflucht, um sich in seinem Lande zu erhalten. Ich erinnere nur an die Chane von Schirwan und namentlich an Feth Ali Chan von Kuba.

Im Jahre 1843 ergriffen die Akuschen offen die Partei Schamils und eroberten die ganze Küste des Meeres südlich von Tarku bis fast nach Derbend. Da ihr Land gleichsam den Schlüssel zum Inneren bildete und seine Eroberung der Awariens vorausgehen mußte, so wurde auch schon im nächsten Jahre der Feldzug nach Akuscha eröffnet. In der Proklamation, welche General Reidhardt vor der Eröffnung desselben erließ, sollte den Bewohnern Akuscha's nur Gnade widerfahren, wenn sie sich unbedingt unterwerfen würden; das kleine Ländchen von höchstens 4—5 Meilen im Durchmesser setzte aber mit Hilfe Schamils so viel Widerstand entgegen, daß der Feldzug des Jahres 1844 sich nur auf seine Eroberung beschränkte. Diese selbst kam erst nur dann zu Stande, als die mächtige Verbrüderung der Judakaren, mit großen Opfern von den Russen gewonnen, an der allgemeinen Sache zum Verräther wurde und deren Streiter plötzlich gegen ihre Landsleute und Bundesgenossen die Waffen ergriffen.

4) Südlich von dem schamchalschen Gaue Gubden und der Republik Akuscha liegt die Herrschaft Kaitach und reicht südlich bis Tabageran, von dem es durch einen bedeutenden Arm des Kaitachgebirges, auf dem die oben erwähnte Mauer sich hinzieht, geschieden wird. Nach Reineggs soll das Ländchen früher Saul geheißten haben. Der östliche ebene Theil, der vorzugsweise den Namen Kutsch führt, steht jetzt unter dem militärischen Kreishauptmanne von Derbend und ist in zwei Distrikte getheilt, von denen der eine zu Rajakent und der andere zu Welikent seine Behörde hat. Westlich ist das Ländchen gebirgig und besteht aus einer Menge



Thäler, die alle entweder in das Thal des Flusses Bugam (Bugam der Russen, Buamp Rein.) oder in das des Darbach (Terebagh Rein.) verlaufen. Die Bewohner der ersteren werden Kaitach, die des letzteren hingegen Karakaitach genannt. Reineggs unterscheidet fünf Gaue: Kutse, Barschli, Kaitak, Murrä und Irtschamul; die tifliser Generalstabcharte von 1834 ebenfalls fünf: Gamri (Homri), Kabadarga, Siurchi, Karakaitach und Terefema. Der letztere enthält die Wohnsitze der hier nomadisirenden Truchmenen. Die Charte von 1844 hat, nachdem die Ebene am Meere als mit Derbend vereinigt angegeben ist, noch vier Gaue: Kaitach, Siurgä, Gank und Madchalıs (Medschalis). Madchalıs war früher auch der Hauptort des ganzen Ländchens.

Kaitach hatte immer seine eigenen Herrscher, die den Namen Ükmei oder Ukmei (Ukum) führten und nach dem Derbend Nameh schon von den Arabern bestätigt sein sollen. Unter dem Namen Hemse wird der erste Ükmei genannt. Peter der Große unterwarf sich schon 1727 den damaligen Ükmei, und dasselbe geschah von Neuem durch den Graf Ssuboff gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts. Der Ükmei erhielt damals ein prächtiges Schwert zum Geschenk und eine jährliche Pension von 2,000 Rubel. Jermoloff verlangte von ihm 1818 von Neuem den Eid der Treue. Vor 28 Jahren empörte er sich aber gegen Rußland und damit wurde die Würde eines Ükmei aufgehoben. Mehre fast unabhängige Kadıs (Richter) traten an ihre Stelle. Gegenseitige Eifersucht in den nun herrschenden Familien rief aber bald Feindseligkeiten hervor, an denen die Herrscher von Tabasgeran ebenfalls Theil nahmen. Die Geschichte von Kaitach und Tabasgeran gibt von nun an das treue Bild einer Anarchie, in der Verrath und Todschlag die hauptsächlichsten Rollen spielen. 1836 kam es zu einem allgemeinen Blutbade, aus dem nur ein Glied aller herrschenden Familien Kaitachs und vieler Tabasgerans übrig blieb, und dieses, Dschamoff mit Namen, wurde im Jahre



1843 vom General Argutinsky wiederum als Ühmei setzt. Man bezweifelt aber allenthalben, daß dieser schlaue Häuptling Rußland lange treu bleiben werde, und das kostbare Schwert, welches seinen Vorfahren abgenommen und ihm zurückgegeben ist, möchte wohl dereinst gegen den geschwungen werden, der es als Zeichen seines vollen Zutrauens gab. Früher gehörte auch der südlich von Akuscha gelegene Distrikt Siurga zu Kaitach, allein ihre 8,000 Bewohner machten sich schon lange unabhängig und standen unter einem besonderen Kadi, der sich 1818 zwar ebenfalls unterwarf, aber bis jetzt nie einen Tribut gezahlt hat. Im späteren Kampfe der Russen mit Schamil nahmen sie zum großen Theil gegen Rußland Antheil.

Zu Kaitach gehört auch das Dorf Kuwetschi (Kubitschi oder Kubescha), was sich seit Jahrhunderten schon eines großen Rufes erfreut. Seine Einwohner sollen sich von allen übrigen Kaukasiern wesentlich unterscheiden und sie selbst behaupten, daß sie vor vielen Jahrhunderten eingewandert seien. Für Firengi, d. h. Europäer, halten sie sich übrigens keineswegs, wie mehre Reisende erzählen. Ebenso sind sie nicht Christen, sondern in hohem Grade fanatische Mohammedaner, die schon lange die Partei Schamils ergriffen. Sie sind als ausgezeichnete Stahlarbeiter auf dem ganzen kaukasischen Isthmus bekannt und ihre Waffen werden theuer bezahlt. Da Schamil hauptsächlich aus Kuwetschi seinen Bedarf erhielt, so war man von russischer Seite auch darauf bedacht, sich des ohnehin günstig gelegenen Dorfes zu bemächtigen. Im Sommer 1844 marschirte General Argutinsky von Kumük aus gegen das Dorf und nahm es nach tapferem Widerstande ein. Er vermochte sich übrigens nicht lange zu halten und zog sich deshalb nach Zerstörung des Dorfes wiederum zurück. Wie ich später vernahm, soll Kuwetschi seine Unterwerfung angeboten haben.

Ich habe schon früher, wo ich über die kaukasische Mauer sprach, des Dorfes Erwähnung gethan und gesagt, daß die



Mauer, nachdem sie noch den Engpaß gesperrt, hier ein Ende habe. Der Hauptfluß des Kaitachgebirges, Buham, durchbricht nämlich dieses bei Kuwetschi und ruft dadurch einen Paß hervor, der für den östlichen Kaukasus von größter Wichtigkeit ist. Vielleicht verdankt Kuwetschi ebenso wie Derbend seinen Ursprung den Persern, und seine Bewohner wären dann eine persische Kolonie. Kuwetschi kommt schon bei den Arabern des vorigen Jahrtausends vor und Masjudi führt seine Bewohner unter dem Namen Derehtjeran, d. i. Panzermacher, auf. Abulfeda nennt sie Serkjeran, d. h. Goldschmiede.

5) Südlich von Kaitach liegt die Herrschaft Tabasjeran oder Tawafuran (Tairberan bei Jstakri, Tabaristan bei Masjudi) und erstreckt sich vom Darbad bis zur Mündung des Gürgürehtschai. Sie besteht nur aus dem ganzen Gebiete des Rubasß und aus mehren Seitenthälern, die links in das Thal des Gürgürehtschai auslaufen. Ein von Norden nach Süden laufender Höhenzug, Kara-Syrt, theilt das Ländchen in zwei gleiche Hälften und von ihnen wird die westliche das freie Tabasjeran genannt, weil ihre Bewohner keine Fürsten oder Richter über sich dulden. Die östliche Hälfte gehört zwei Herren und von diesen hat der, welcher den nördlichen Theil inne hat, den Namen Kadi (Richter), der andere hingegen ist Fürst und wird Maschim (Machsum, eigentlich Mawsumeh) genannt. Der letztere heißt jetzt Ibrahim-Beg und hat seinen Sitz in Mirtschag. Beide wurden zwar schon durch Ssuboff unterworfen, aber sie bekümmerten sich so wenig um ihren Oberherrn, daß sie sich nicht selten sogar feindselig benahmen. Zwar bestimmte Fürst Madatoff im Jahre 1820 den damaligen Maschim Adelschan von Neuem zur Unterwerfung, aber doch war Jermoloff sechs Jahre später gezwungen, den General Düsterloh mit einer bedeutenden Truppenabtheilung ins Innere von Tabasjeran zu senden und damit die völlige Unterwerfung zu Stande zu bringen. Die Familie des Maschim behauptet

arabischen Ursprunges zu sein und das Verbend Nameh sagt uns auch, daß ein gewisser Mohammed Mamkur in Tabakeran eingesetzt wurde. Die Herrscher dieses Landes datiren sich aber, wie schon oben gesagt, als solche schon aus einer früheren Zeit, denn Ruschirwan ernannte unter seinen Markgrafen auch einen Tabakeran = Schah.

Der schmale Küstenstrich östlich bildete fast zu allen Zeiten ein Besizthum des Herrn oder Statthalters von Verbend, nach dessen Besizze es den Naqims häufig gelüfete. Aber nur kurze Zeit war bisweilen diese wichtige Festung in ihren Händen. Da ich schon früher von ihr gesprochen, übergehe ich sie jetzt. Tabakeran besaß übrigens früher eine größere Ausdehnung als jetzt, und namentlich gehörte das ganze Gebiet des Gürgürehtschai und das linke Ufer des Ssamur zu ihm. Zu Reineggs Zeit waren mehre Dörfer und Stämme des Ssamurgebietes im Besizze angesehenener Einwohner von Verbend.

6) Die letzte noch zu erwähnende Herrschaft in Daghestan ist Kuräle, aber sie hat einen neueren Ursprung. Die Lesghier des Stammes Kurä hatten, wie ich schon oben gesagt habe, vor Nadir Schah auch die rechte Seite des Ssamur inne und erkannten später den Chan von Kuba, Feth Ali Chan, zum großen Theile als ihren Herrn an. Dieser trat aber die Herrschaft über sie einem awarischen Fürsten, Surghoi mit Namen, als Sühne einer Blutschuld ab. Dessen Enkel, Arslan Beg, erweiterte seine Herrschaft und bemächtigte sich endlich sogar des kasikumüfchen Chanates. Doch davon habe ich schon oben gesprochen.

Die Herrschaft Kuräle besteht fast aus dem ganzen Gebiete des Gürgürehtschai (Girgeri Göldeust., Gurieni Klaps, Gologery der Russen) und aus der linken Seite des Ssamur. Der Gürgürehtschai setzt sich aus zwei einander parallelaufenden Flüssen zusammen und von ihnen führt der nördliche und größere auf den russischen Charten auch den Namen Chalezu und Mitschatschai, während der südliche Kuratschai genannt wird.



Das Quellengebiet des ersteren gehört zu Kasikumut, die linke Seite des Flusses hingegen zum großen Theile zu Tabakeran. Klaproth und Andere nennen hier zwei Stämme, Kurai und Kuräle, die aber nicht mehr von einander verschieden sind, als daß der erstere eine Zeit lang den Feth Ali Chan von Kuba als Herrn anerkannte und sein Gebiet den Grund zur ganzen Herrschaft legte. Kurach, welches jetzt eine russische Besatzung ist, war früher die Residenz des Fürsten.

Neuntes Kapitel.

Schamil und der kaukasische Krieg.

Die Perser haben das Sprichwort: „wenn es dem Schah zu wohl ist, geht er auf den Kaukasus,“ und alle Könige, welche sich die Eroberung des Kaukasus vorgenommen hatten, erreichten entweder ihren Zweck nicht, oder mußten sogar mit Schimpf und Schande abziehen. Dies mag Rußland, das mit allen ihm zu Gebote stehenden Hilfsmitteln das mächtige Gebirge sich unterwerfen will, aber seinen Zweck noch keineswegs erreicht hat, in seinem bis jetzt vergeblichen Kampfe zur Beruhigung und zum Troste dienen.

Die Geschichte des kaukasischen Gebirges und seiner Bewohner gehört noch zu den frommen Wünschen, die ihrer Lösung wohl noch lange Zeit vergeblich entgegen sehen. Wenn schon die Anlage dieses Reiseswerkes nicht erlaubt, mich speziell damit zu beschäftigen, so fühle ich mich außerdem als Naturforscher keineswegs hinlänglich orientirt, um eine allen Anforderungen entsprechende Geschichte des kaukasischen Gebirges den Gelehrten vom Fache zu übergeben; zum besseren Verständniß der von mir bereisten Länder halte ich es aber doch für nothwendig, die Daten, welche ich an Ort und Stelle über die neueren und neuesten Erscheinungen einzog, hier niederzulegen und ihnen einige allgemeine Bemerkungen voranzuschicken.



In der Beschreibung des Gebirges habe ich schon an den passenden Stellen zum Verständnisse des jetzigen politischen Zustandes Andeutungen aus der Geschichte einzelner Herrscher gegeben; ich erlaube mir aber, bevor ich zu dem Gebirgskriege selbst übergehe, noch im Allgemeinen Einiges aus der früheren Geschichte voranzuschicken. Die alten Griechen und Römer kannten die östliche Hälfte des Kaukasus fast gar nicht, und auch die späteren Schriftsteller des Orientes sind in Betreff dieser Gegenden sehr karg. In ein hohes Alterthum geht keiner zurück. Die Geschichte beginnt eigentlich erst mit den persischen Sasaniden, und zwar hauptsächlich mit Ruschirwan. Was Grusier und Armenier aus früheren Zeiten über den Kaukasus sagen, ist sehr wenig und außerdem so mit Mythen umhüllt, daß der geschichtliche Werth nur äußerst gering ist.

Ruschirwan hatte eine Vorliebe für die Westküste des kaspischen Meeres, und vielleicht bestimmten die vielen Naphthaquellen und die dadurch bedingten Feuererscheinungen den großen Beschützer des reinen Feuerdienstes dazu. Ihm wird, wie ich schon an mehreren Stellen angedeutet habe, die Erbauung vieler Städte zugeschrieben und ebenso verdankten die oben genannten Markgrafen (Marsbane) ihm ihre Entstehung. Nachdem die Araber das Reich der Sasaniden über den Haufen geworfen hatten, breiteten sie ihre Eroberungszüge auch bis zum Kaukasus aus und fanden zum Theil auf seinen südlichen Abhängen und in den Ebenen daselbst weniger Widerstand; desto kräftiger traten aber die Völker des Gebirges entgegen. Derbend wurde zwar erobert und von Neuem besetzt, aber nördlich von dieser Pforte aller Pforten versuchten alle arabischen Eroberer vergebens, ihren Einfluß geltend zu machen. Zehn Jahre blieb das eine Thor, welches aus der Stadt nordwärts führte, einmal geschlossen, da die Bewohner jenseits desselben alle und jede Verbindung mit den Fremden abschnitten. Es trat daher im Osten des Kaukasus vor über tausend Jahren dieselbe Er-



scheinung hervor, wie jetzt im Westen, wo auch die Russen nicht wagen dürfen, aus ihren Besten am schwarzen Meere sich herauszugeben. Der tapfere und kluge Abu Nußellim blieb sogar bei Chunsak in einer Schlacht gegen die Ungläubigen, und nach Reineggs wallfahren noch jetzt fromme Moslimen nach seinem Grabe. Harun al Raschid, einer der größten Chalifen, hatte zwar für Verbend eine Vorliebe und hielt sich selbst mehrmals eine längere Zeit in dieser Stadt auf, aber trotzdem vermochte er seine Macht im Kaukasus nicht weiter auszudehnen. Die Stämme im Gebirge und nördlich erhielten sich ihre Freiheit. Bis zur Mitte des zwölften Jahrhunderts herrschten mit Bestimmtheit noch die christlichen Inhaber des (goldenen) Thrones (Sahib es Sferir), und auch die Allan oder Lan, d. h. Lesghier, werden zu dieser Zeit noch als Christen angegeben.

Die Züge Dschingis-Chans und seiner Feldherren brachten ebensowenig, wie die Timurs, eine wesentliche Umgestaltung der Dinge in Daghestan und Lesghistan hervor, aber doch scheint damit das Christenthum allmählig dem Islam gewichen zu sein. Mehr als die Eroberer selbst haben wohl die tatarischen Stämme, welche sich im nördlichen Theile Daghestans niederließen, zur größeren Verbreitung der mohammedanischen Religion beigetragen, zumal das Christenthum nirgends in der Nähe eine mächtige Stütze besaß. Die Schirwanschahs waren selten so mächtig, daß sie ihren Einfluß auch jenseits Verbends auf eine längere Zeit hätten behaupten können, und die Chane von Schirwan (Schemachi) vermochten es noch weniger. Unter den persischen Sessiden war es besonders Abbas der Große, der nach Vertreibung der Türken sich in Daghestan fester setzen wollte, aber es doch auch nur dahin brachte, daß er den Schamchal von Tarku unter seiner Oberhoheit, aber sonst in fast unabhängiger Stellung, als König von Daghestan, Wali Daghestan, bestätigte. Mit dem Beginne des vorigen Jahrhunderts stritten sich Perser, Russen und Türken um den Besitz des



Gebirgslandes. Wenn auch Nadir Schah verheerende Züge nach dem Westen des kaspischen Meeres machte und die Türken gänzlich, die Russen hingegen bis zum Terek vertrieb, so war doch mit seinem Tode aller persische Einfluß für immer vernichtet und der Rußlands trat an seine Stelle. Die zweite Katharina erfaßte die Pläne des ersten Peter in ihrer ganzen Ausdehnung und unterwarf sich fast alle Herrscher Daghestans. Unter ihrem Sohne Paul wurden sie aber wiederum aufgegeben, bis endlich Alexander sie von Neuem in Ausführung zu bringen versuchte; doch auch dieser starb, und obgleich wiederum zwanzig Jahre gekämpft worden ist, können sich die Russen doch nur des Besizes der Uferebene rühmen. Selbst diese wurde noch 1843 von den Lesghiern verwüstet und erfreut sich daher keineswegs der nöthigen Sicherheit.

Wir haben aus dem eben Gesagten ersehen, daß Rußland schon seit anderthalb Jahrhunderten die Eroberung Daghestans, dann die des ganzen Gebirges und endlich sogar die des kaukasischen Isthmus ins Auge faßte. Mit einer Hartnäckigkeit und Zähigkeit, deren die Geschichte Rußlands mehr als ein Beispiel liefert, verfolgten in dieser Zeit die Herrscher an der Newa den, wie gesagt, zuerst von Peter dem Großen entworfenen Plan. Wie allmählig ihr Einfluß im Nordosten des Kaukasus festen Fuß faßte, und Katharina zuerst, nach dem Beispiele der ungarischen Militärgränze, eine militärische Linie im Norden des Kaukasus gründete, habe ich schon in dem ersten Theile meiner frühern Reiseberichte (Band I., Seite 179) weitläufiger auseinander gesetzt.

Wir sehen im 15.—18. Jahrhunderte die Russen oft in engerem Bündnisse mit den Bergvölkern, um Türken und Perser, welche sich die Herrschaft über die freien Söhne des Gebirges anmaßten, zu bekämpfen. Namentlich sind in dieser ganzen Zeit die Tscherkessen, zumal sie damals noch Christen waren oder sich doch wenigstens dem Christenthume

zuneigten, beständig Bundesgenossen der Russen; erst als die ländersüchtigen Absichten der letzteren mit der Ohnmacht und endlichen Unterjochung der Tatarhane deutlicher wurden, erscheinen auch die Tscherkessen als Feinde Rußlands und machen mit den übrigen Bergvölkern gemeinschaftliche Sache.

Ein fanatischer Priester, Scheich Manşur mit Namen, benutzte diese Abneigung der Kaukasier gegen die Russen und warf sich zu einem von Gott selbst gesandten Propheten auf, um den Völkern des Gebirges die reine Lehre des Islam zu bringen und sich den Anmaßungen der Russen zu widersetzen. Von Geburt ein Tschetsche, suchte er sich zuerst in seinem Vaterlande Anhänger zu verschaffen, und führte mit diesen alsbald glänzende Waffenthaten aus. Damit stieg sein Ruf auch in den benachbarten Distrikten. Zum ersten Male steigerte sich der Islam, der bis dahin im Kaukasus einen so schlechten Boden gefunden hatte, bis zum äußersten Fanatismus. Die meisten seiner Landsleute traten aus dem bisherigen Indifferentismus heraus und schlossen sich ihm an.

Nicht zufrieden damit, ging Scheich Manşur mit einem Theile seiner Anhänger nach Tscherkessien und verbreitete auch in diesem Lande zum ersten Male die Lehre Mohameds, ohne die Einwohner selbst aber bis zum Fanatismus steigern zu können. Sie schlossen sich zwar gern und willig den Raubzügen Scheich Manşurs an, aber nur, weil sie eine gute Beute zu machen hofften und weil es gegen den allgemeinen Feind ging. Doch Scheich Manşur wurde 1791 in Anapa von den Russen gefangen genommen und in das Innere Rußlands abgeführt.

Damit verlor der weiße Zar (wie von den nomadisirenden Völkern im Norden des Kaukasus der Kaiser genannt wird) einen bedeutenden Feind und er konnte sich einige Jahre darauf ungehindert in den Besitz von ganz Daghestan setzen. Die Eifersucht der verschiedenen Fürsten war seinen



Abichten günstig und wo er es für nöthig fand, unterstützte er bald den Fürsten gegen dessen Unterthanen, bald aber auch das Volk gegen seine Herren. Da, wo Gleichheit unter den Bewohnern herrschte, blieb jedoch der russische Einfluß unbedeutend, oder faßte gar keinen festen Fuß. Es lag Rußland auch noch gar nichts daran, sich das keine goldene Früchte versprechende Gebirge zu unterwerfen, denn es hatte mit der Besitznahme Grusiens und des übrigen Transkaukasiens so viel zu thun, um seine Macht daselbst zu befestigen, daß es seine vielfach in Anspruch genommenen Kräfte nicht zersplittern durfte. Es unterwarf sich dafür südlich vom Gebirge einen kaukasischen Fürsten nach dem anderen und schonte, wie wir schon gesehen haben, weder Gold noch Versprechungen, um sie sich freundlich gesinnt zu erhalten.

Der Generalstatthalter Jermoloff hatte seine Stellung wie keiner seiner Nachfolger erkannt. Er wußte, daß er es mit kaukasischen Völkern und nicht mit an Gehorsam gewohnten Russen zu thun hatte. Mit seltener Kraft und Energie führte er die Zügel der Regierung, hütete sich aber wohl, in die Gewohnheiten und Rechte der Völker und Fürsten einzugreifen. Wen er einmal strafte, der fühlte auch mit ganzer Strenge den Arm der Gerechtigkeit, und ehe einer es versah, stand Jermoloff mit wenigen Leuten mitten im feindlichen Lande. Hatte er sein Werk vollendet, dann ging er, jedem großen Herrscher im Oriente gleich, wiederum nach Tiflis zurück und ließ wie früher gewähren. Es wagte nicht leicht Jemand, sich zum zweiten Male gegen ihn, seinen Herrn, aufzulehnen. Kaiser Alexander schenkte seinem Statthalter volles Vertrauen und hieß Alles, was dieser that, schon im Voraus gut.

Nicht so Kaiser Nikolaus. Ihm mißfiel das herrische Benehmen Jermoloffs, und da außerdem noch zwischen beiden aus einer früheren Zeit Mißverhältnisse obwalteten, so trat schon bald ein Wendepunkt im Leben des letztern und in der Geschichte des kaukasischen Isthmus ein. Der persische

Krieg brach 1826 aus und Paskewitsch trat an die Stelle Jermoloffs. Seitdem kämpft nun Rußland mit aller ihm zu Gebote stehenden Macht, um sich auch das Gebirge zu unterwerfen. Man hatte sich aber in Petersburg sehr verrechnet, indem man wähnte: wäre man nur erst im Besitze der Länder diesseits und jenseits des Kaukasus, so würden die Gebirgsvölker, von allen Seiten eingeschlossen, sich nicht mehr ferner weigern, den Kaiser als ihren alleinigen Herrn zu betrachten. Man war zu voreilig und griff unvorsichtig in die Rechte und Freiheiten der Bergvölker und der Bewohner Transkaukasiens ein. Dazu kam nun noch, daß der persische und der bald darauf folgende türkische Krieg zwar die Meinung über die Macht Rußlands erhöht hatten, daß aber eben dadurch auch die Furcht vor derselben vermehrt wurde. Die Anzahl der Beamten war endlich auch größer geworden und die Einwohner der unterworfenen Gegenden wurden nicht mehr mit gleicher Achtung, wenn auch oft mit mehr Milde behandelt. Bestechung und Druck waren Laster, die sich auch am Kaukasus eingenistet hatten.

Paskewitsch machte nach Beendigung des türkischen Krieges dem Kaiser Vorschläge zur Unterwerfung der Tscherkessen und sie wurden genehmigt. Die polnische Revolution rief ihn aber auf einen anderen Kriegsschauplatz, und als dieser glücklich geendigt war, erhob sich ein neuer Prophet im Osten des Gebirges in der Person des bekannten Kasi Mollah (oder Kufu Mullah, wie ich ihn nur nennen hörte). Baron Gregor Rosen wurde zum Generalstatthalter des ganzen Kaukasiens ernannt und seine erste That war die Bekämpfung des fanatischen Priesters. Ganz Daghestan stand damals in vollem Aufruhr. Derbend, Tarku, Kislar und Mosdok wurden der Reihe nach bedroht, aber glücklich jeder Sturm zurückgeschlagen. Es liegt nicht in meinem Zwecke, diesen nicht unbedeutenden und gefährlichen Krieg mit Kasi Mollah weitläufiger zu beschreiben, zumal dieses Gichwald in seiner kaukasischen Reise (Seite 675 — 740) schon ausführlich ge-



than hat. Es genüge hier nur zu erwähnen, daß der Is-
lam durch Kasi Mollah auch im Inneren des Gebirges von
Neuem befestigt und außerdem noch in einzelnen Distrikten
zum ersten Male verbreitet wurde. Doch Himri (Himri russ.),
die Residenz des Propheten, fiel am 31. Oktober 1832 und
Kasi Mollah wurde unter den Todten gefunden.

Damit trat allerdings eine Ruhe ein, die aber schon
bald unterbrochen wurde. Die Russen hatten versäumt, den
günstigen Augenblick, wo die Kaukasier ohne Führer waren,
schnell zu erfassen und sich die feindlichen Stämme zu unter-
werfen. Aber einestheils war es schon spät im Jahre, und
dann hatten auch die Russen die augenblickliche Ruhe mit
so viel Opfern erkämpft, daß auch sie sich einer Erholung
hingeben zu können glaubten. Der Führer der feindlichen
Bergvölker war zwar todt, aber die Sache, für die gekämpft
wurde, hatte sich noch mit ganzer Kraft der fanatischen
Mohammedaner bemächtigt. Ein früheres Ereigniß trug
ebenfalls dazu bei, bald einen neuen Führer an die Spitze
zu stellen.

Ich habe schon einige Male der dscharschen Republik
auf dem Südbhange des Kaukasus Erwähnung gethan und
werde später noch mehr von ihr berichten. Obwohl die Dscha-
ren bisweilen den grussischen Königen gehorchten und auch
Rußland mit der Bestätigung Grusiens auf sie ein Recht
zu haben meinte, so waren sie doch in der That meistens
unabhängig. Jermoloff war einige Mal gegen sie gezo-
gen und hatte sie eingeschüchtert. Als aber der, den sie
allein gefürchtet, abgerufen wurde, und die Perser bis in
die Nähe von Tiflis Einfälle machten, so begannen auch
sie von Neuem ihre Raubzüge. Doch 1829 unterwarfen sie
sich wiederum und die Republik wurde als solche aufge-
hoben.

Mit dem Erscheinen Kasi Mollahs hatten aber auch sie
die russischen Behörden versagt, und in der Person des
Damsad Beg stellte sich ein tapferer Häuptling an ihre

Spitze. Die Russen wurden mit bedeutendem Verluste vertrieben. Da nahm der Generallicutenant Rosen (nicht der Generalstatthalter) zur List und zum Verrath seine Zuflucht und forderte den Häuptling zu einer Unterredung und zu einem Vergleiche auf. Der ehrliche und nichts ahnende Sohn des Gebirges erschien mit seinem Bruder Murad Beg und beide wurden gegen alles Völkerrecht gefangen genommen. Der damalige provisorische Generalstatthalter in Tiflis, Ssipeigin, hieß zwar den Treubruch nicht gut, behielt aber doch die beiden Gefangenen, obwohl sie sehr gut behandelnd, so lange bei sich, bis ihm von Petersburg aus nähere Befehle zukamen. Auch hier desavouirte man das gemeine Benehmen Rosens, denn der Kaiser befahl die beiden Häuptlinge augenblicklich und auf die ehrenvollste Weise in Freiheit zu setzen. Um sich ihrer Freundschaft zu versichern, versprach man dem Hamsad Beg eine jährliche Pension von 1,000, dem Murad Beg hingegen von 500 Silberrubeln.

Man hatte russischer Seits die Abwesenheit der Häuptlinge benutzt, die starke Beste Sakatal erobert und von Grund aus zerstört. An ihrer Stelle erstanden zwei neue Besten, von denen die eine den alten Namen Sakatal, die andere hingegen nach einer schon vorhandenen Burg Belakan genannt wurde. Kaum waren aber Hamsad Beg und Murad Beg in ihre Berge zurückgekehrt, als sie die Geschenke, die sie erhalten, nach Tiflis zurückschickten und alle fernern Verhandlungen mit Verachtung zurückwiesen. Die Verlegung eines selbst den Wilden heiligen Rechtes von Seiten der Russen hatte im ganzen Gebirge allgemeine Entrüstung hervorgerufen und viele, die noch nicht als Feinde Rußlands aufgetreten waren, scharten sich jetzt unter den Fahnen Hamsad Begs.

Ein Jahr darauf fiel, wie oben gesagt, Himri, aber Hamsad Beg, obgleich er einer der ersten Vertheidiger der Beste gewesen war, entkam; er gönnte sich nur ein Jahr der Ruhe und predigte von Neuem die allgemeine Vertreibung und Ermordung der Russen. Er trat an Kasi Mollahs



Stelle, aber obgleich tapferer und kühner, fehlte dem schlichten Ritter des Gebirges die Gabe, in feuriger Rede die Seinen zu begeistern. Vorsichtig suchte auch er erst im Inneren des Gebirges seine Macht mehr zu befestigen, bevor er seine Raubzüge auf feindlichem Gebiete begann.

In Arwar war der Nuzal gestorben und die Wittve Bachu Beg regierte im Namen ihres unmündigen Sohnes. Vielsach aufgefordert, an dem heiligen Kampfe gegen die Ungläubigen Theil zu nehmen, hatte sie doch immer Ursachen gefunden, sich den Anforderungen zu entziehen. Mehr als je drängte aber Hamsad Beg und verlangte von der Bachu Beg, daß sie 1,000 Mann aus ihren Unterthanen ausheben und ihm zur Verfügung stellen sollte. Als dieses nicht geschah, zog er mit einer großen Schaar seiner Getreuen nach Chunsak. Bachu Beg sandte ihm ihre beiden ältesten Söhne zur Unterhandlung entgegen; es kam zum Streite und bald darauf auch zum Kampfe, in dem beide Söhne erschlagen wurden. Mit gränzenloser Wuth fiel nun die fanatische Schaar über Chunsak her und ermordete Alles, was sich ihr entgegensetzte. Bachu Beg und die ganze fürstliche Familie fiel unter den Streichen der Mörder und nur einem Verwandten, Hadschi Murad, gelang es, mit dem jüngsten Sohne auf russisches Gebiet zu entfliehen.

Bis dahin hatte das Volk gegen alle Abkömmlinge der herrschenden Familie eine unbegrenzte Ehrfurcht an den Tag gelegt; es umgab die Glieder derselben, die sich rühmten, von den arabischen Eroberern des Gebirges abzustammen, eine Art heiliger Schein, der sie bis dahin, wenn auch schuldig, gegen jede Strafe geschützt hatte. Sie standen selbst über dem Gesetze und waren im eigentlichen Sinne unverlegbar. Schon Kasi Mollah hatte versucht, diese unbedingte Ehrfurcht gegen die fürstlichen Familien wenigstens zu mindern, wenn auch nicht ganz zu verdrängen, und deßhalb den Schamchal von Tarku nicht allein in Bann gethan, sondern ihn auch bekrigt. Aber häufig ereigneten sich die Fälle,

daß seine eigenen Leute ihm den Gehorsam versagten, wenn sie wußten, daß unter den russischen Truppen Glieder einer herrschenden Familie sich befanden; dadurch neigte sich mehr als einmal der Sieg auf russische Seite. Kası Mollah bezweckte deshalb nichts weniger, als sich in den Besitz des Schamchals zu setzen, aber alle seine Versuche wurden vereitelt.

Auch Hamsad Beg faßte den Plan seines Vorgängers auf und deshalb war ihm die Theilnahme von Seiten der awarischen Herrscherfamilie an dem Kampfe gegen die Ungläubigen von großem Gewichte. Als aber alle seine Vorschläge umgangen wurden und er kein Mittel mehr wußte, sie für die Sache zu gewinnen, wollte er mit einem Male seinen Landsleuten die unbedingte Ehrfurcht und Ergebenheit aus dem Herzen reißen. Er beschloß, zum Aeußersten, zur Ermordung der Familie zu greifen. Da aber Niemand an den geheiligten Personen sich vergreifen wollte, so scheute er selbst sich nicht, die beiden Söhne der Bachu Beg mit eigener Hand zu ermorden. Der Erfolg sprach, wie oben erwähnt, für seine Berechnung.

Nach allgemeiner Ermordung begab sich die wüthende Schaar in eine Moschee, um dem Höchsten für das Gelingen ihrer abscheulichen That den innigsten Dank auszusprechen. Hamsad Beg, in fortwährender höchster Begeisterung, ermahnte mit lauter Stimme, der heiligen Sache treu zu bleiben und erinnerte die Anhänger des Propheten an die Verheißungen, welche den Glaubenshelden in jenem Leben in Erfüllung gingen. Es hallte die That durch alle Thäler des großen Gebirges wieder, und alle Gaue entsandten einen Theil ihrer streitbaren Männer nach Chunsak, wo Hamsad Beg sich festgesetzt hatte. Es entstand damit eine Macht, drohender als je, und die Rußland unterworfenen Distrikte waren wie früher Raubzügen ausgesetzt. Es war für Rußland nun schon zu spät, seine im vorigen Jahre begonnenen Eroberungen im Inneren des Gebirges fortzu-



setzen; es wurde im Gegentheil durch die obwaltenden Umstände gezwungen, seine Gaue und Unterthanen mehr als je zu schützen.

Aus dieser neuen Verlegenheit befreite die Russen eine unvorhergesehene That. Die Ermordung der Familie des Ruzals galt doch, nachdem der erste Fanatismus sich gelegt hatte, hie und da noch für einen Frevel an den geheiligten Personen ihrer Herrscherfamilie. Der Awar, Hadschi Murad, glaubte auch um so mehr berechtigt zu sein, das ermordete Blut zu sühnen, als nur ein siebenjähriger Knabe, den die russische Regierung außerdem zur Erziehung nach Petersburg gesendet hatte, übrig geblieben war. Tag und Nacht beschäftigte er sich mit der Ausföhrung seiner Rache. Ein Jahr war vergangen und Hamsad Beg bereitete sich eben zu einem Raubzuge auf feindliches Gebiet vor, als Hadschi Murad in der Stille der Nacht in der Residenz des Häuptlings erschien und seinen Plan auch alsbald in Ausföhrung brachte. Hamsad Beg fiel unter den Dolchstichen seines Feindes.

Die awarischen Lesghier, mehr als die anderen ihrer Herrscherfamilie ergeben, stimmten dieser neuen blutigen That bei und die russische Regierung ernannte den Hadschi Murad während der Minderjährigkeit des letzten awarischen Sprößlings zum Verweser des Landes. Es trat damit im ganzen östlichen Gebirge eine Ruhe ein, wie sie seit sehr langer Zeit nicht geherrscht hatte, aber sie war nur scheinbar, denn das Feuer des Fanatismus war nicht einmal für den Augenblick gelöscht, sondern glimmte immer fort, um endlich mit neuen und vermehrten Flammen durchzubrechen. Die russische Regierung glaubte Alles beseitigt und fühlte sich im östlichen Gebirge selbst so sicher, daß sie den schon mehrmals begonnenen Plan der Unterwerfung Tscherkessiens, d. h. der westlichen Hälfte des Kaukasus, und besonders der auf den nordwestlichen Abdachungen und Vorbergen dieses Gebirges wohnenden Stämme beschloß. Paskewitsch's Projekt



wurde im Jahre 1834 in Ausführung gebracht; man forderte die einzelnen Stämme der Tscherkessen und Abassen zum Kampfe oder zur Unterwerfung auf. Der Widerstand war aber größer, als man vermuthete; General Weljaminoff konnte die Straße von der Hauptstadt der Kosaken des schwarzen Meeres nach Welenshil nur mit ungeheuren Opfern erkämpfen und sie ist doch seit einigen Jahren wieder aufgegeben worden. Man setzte sich zwar in den Besitz der tscherkessisch-abassischen Küste und es entstanden bis zum Jahre 1839 mit den früheren nicht weniger als 14 Festen, es darf aber bis heute kein Russe wagen, sich von einer derselben weiter zu entfernen, als deren Kanonenkugeln reichen.

Doch der Krieg mit den Tscherkessen entfernt mich zu sehr von dem Gegenstande, den abzuhandeln ich mir vorgenommen hatte, und ich wende mich deshalb von Neuem nach der östlichen Hälfte des Kaukasus und dem dortigen Kampfe der Russen mit den Bergvölkern. Hamsad Beg war zwar gefallen, aber es erhob sich ein neuer Führer, tapferer als Hamsad Beg und voll glühender Beredsamkeit, wie Kasim Mollah, in der Person Schamils. Neun Jahre kämpfen schon die Russen gegen diesen kühnen Häuptling, aber so sehr sie auch alljährlich ihre Truppenmassen vergrößern, so unglücklich sind sie bis jetzt im Kampfe gegen Schamil gewesen. Im Anfange der Herrschaft Jermoloffs, wo selbst Grusien noch eine unsichere Besizung war, wo die Lezghier des Abends in Tiflis einfielen und Menschen ins Gebirge wegschleppten, wo die Osseten Karthli verheerten und die Tscherkessen jenseits des Kuban raubten und plünderten, standen nur 18—20,000 Mann auf beiden Seiten des Kaukasus, und doch stellte dieser ausgezeichnete Statthalter schon nach wenigen Jahren eine Sicherheit in allen ihm unterworfenen Provinzen her, wie sie jetzt kaum noch vorhanden ist. Im Gebirge wurde damals der russische Name respektirt und viele der Fürsten zahlten unter Jermoloff so



viel Tribut, als sie später von der russischen Krone empfangen und sich doch endlich zu den Feinden schlugen. Die Summe der Hilfstruppen hat sich seitdem verzehnfacht, und doch wagt es ein einfacher Sohn des Gebirges mit wenigen seiner Getreuen, den russischen Adler zu höhnen und aus seinen Marken zu verjagen.

Ganz Daghestan und Lesghistan hat nicht so viel männliche Bewohner, als russische Soldaten dagegen kämpfen; blickt man auf die Charte und übersieht die Gaue, deren Bewohner gegen den nordischen Koloss ankämpfen, so begreift man nicht, wie ein Distrikt von kaum 100 Quadratmeilen einen so ungeheuern Widerstand entgegensetzen kann. Tschertei, eine frühere Residenz Schamils und ein Dorf von kaum 4,000 Einwohnern, lag hart an der russischen Gränze; Achulko, dieses den Russen so theure Felsenest, befand sich nicht weit davon, und Dargo, welches Fürst Woronzoff endlich 1845 zerstörte, aber doch nicht behaupten konnte, ist kaum vier Meilen von der letzten russischen Besatzung entfernt. Akuscha, ein Distrikt von 20—25 Quadratmeilen, unterlag 1844 erst dem eigenen Verrathe.

Hätte die Geschichte nicht mehre dergleichen Beispiele, und zeigte uns Frankreich in seinem Kampfe mit den Bewohnern Algeriens nicht etwas Aehnliches, so würde man auch den Krieg Rußlands gegen die Kaukasier nicht begreifen. Dem aber, welchem die Verhältnisse des Landes und seiner Bewohner nicht so bekannt sind, als zum Verständniß des Ganzen nothwendig ist, wird es immer schwer fallen, sich diesen Krieg zu denken. Welche Schwierigkeiten ein von zerrissenen Gebirgen durchzogenes und mit undurchdringlichen Wäldern besetztes Land an und für sich darbietet, brauche ich nicht weiter auseinander zu setzen: man ersieht das Einzelne aus meiner Beschreibung. Es liegt mir hier ob, die Schwierigkeiten noch mehr hervorzuheben, welche ein kräftiges, an wenig Bedürfnisse gewöhntes und über alle Entbehrungen leicht weggehendes Volk einem auf europäische

weise geregelten Heere entgegenzusetzen vermag. Während das letztere, um sich zu erhalten, ungeheurer Zufuhren von Lebensmitteln bedarf und diese bei der Armuth des Landes immer mit sich zu führen gezwungen ist, steht es mit dem Kaukasier ganz anders. Ihm ist es gleich, wo er des Abends sein müdes Haupt hinlegt, während selbst der gemeine Russe, wenn er mehre Wochen lang in der freien Luft und auf oft feuchtem Boden schlafen soll, nicht lange dauern kann und doch endlich unterliegt. Der Kaukasier füllt sich, wenn er in den Kampf auszieht, einen ledernen Beutel mit Hirsen- oder Mais-Mehl, welches nicht immer mit Hammelfett durchzogen ist, und befeuchtet einen Fingergriff davon mit reinem Quellwasser, um es so zu verschlucken. Der russische Soldat ist zwar an schlechte Kost gewöhnt, aber eben darum muß er auch mehr essen; von der schlechten Suppe und dem noch schlechteren Kommissbrode nimmt er eine solche Portion zu sich, wie sie einem deutschen Soldaten für mehre Tage hinlänglich sein würde.

Der Kaukasier ist mit allen Lokalitäten seines Vaterlandes auf das Genaueste vertraut, er kennt jeden Fels, von dem er die tobbringende Kugel dem Feinde entgegenfenden kann. Ihm ist jeder Versteck bekannt und in ihm sicher läßt er ruhig den Soldaten der Schützenkette neben sich vorübergehen, um im Rücken derselben seine Flinte abzufeuern. Der Russe kennt vielleicht das Thal, in dem er aufwärts marschiren soll, durch die oberflächliche Aufnahme eines Ingenieurs, aber ehe er es sich versieht, bietet sich ein Hinderniß dar, das ihn Stunden und selbst Tage lang aufhält. Der Feind postirt sich in geringer Zahl an einer kaum einzunehmenden Stelle, und erst nachdem das grobe Geschütz an einem passenden Orte aufgestellt und das Hemmniß dadurch beseitigt ist, geht der Zug endlich weiter. Der schlaue Feind setzt aber in der Regel größeren Truppenmassen im Anfange keinen großen Widerstand entgegen, sondern nimmt den Schein an, als wenn er mit aller Macht dem Feinde entgegen-



trete und endlich nur der Uebermacht weiche; lassen sich auf diese Weise die Russen verleiten, nicht mit der nöthigen Vorsicht vorwärts zu gehen, so setzen sie sich den größten Gefahren aus. Ich erinnere an den Zug Grabbe's in die itzcher'schen Wälder und an die Eroberung Dargo's. Boten über Boten wurden im Sommer 1845 nach Petersburg entsendet, um dem Kaiser über die glänzenden Erfolge der russischen Waffen und die schmachliche Flucht des Feindes zu berichten, aber plötzlich änderte sich die Scene. Die Russen, von allen Seiten bedrängt, verloren ihre tüchtigsten Offiziere; obwohl das offene, nur von einem dichten Buchenwalde umgebene Dargo, die Residenz Schamils, den russischen Kanonen unterlag, so war Woronzoff doch gezwungen, alle errungenen Vortheile aufzugeben und einen schimpflichen Rückzug anzutreten. Er wäre vielleicht mit seinem ganzen Heere aufgerieben worden, wenn General Freitag nicht zur glücklichen Stunde gekommen wäre und ihn aus seiner prekären Stellung befreit hätte.

Der Kaukasser streitet ferner für seinen Heerd und ein zur Manie gewordener Fanatismus verleihet ihm Kräfte, die sich bis zum Außerordentlichen steigern. Aber auch die Sühne des Blutes der im Kampfe gegen die Russen Gefallenen schreit nach Rache. Dieses fürchterliche Gesetz, welches dem nächsten Anverwandten befiehlt, das Blut eines Erschlagenen wiederum mit dem Blute dessen, der es vergossen, zu sühnen, existirt in voller Ausdehnung im Gebirge. Der, dem die Blutrache zu vollführen anheimgefallen, hört auf, dasselbe mit menschlichen Gefühlen versehene Wesen wie früher zu sein, nur blutige Rache im Herzen, schiebt er am Tage die Lust seiner Freunde und Gespielen und gönnt sich des Nachts kaum die nöthige Ruhe, denn Mordgedanken umgaukeln seine Sinne. Das Blut seines Feindes ist das Ziel, dem allein er nur noch lebt. Frau und Kind überläßt er in dieser Zeit ihrem eigenen Geschicke und in seinem Herzen, wo vielleicht früher die sanfte Göttin der Liebe

ihren Altar aufgeschlagen hatte, wohnen jetzt Rachegeister und treiben ihn gleich Erinnyen zur blutigen That.

Es genüge von den vielen Beispielen, die mir zu Gebote stehen, nur ein einziges. Dem glücklichen Vater zweier hoffnungsvollen Jünglinge hatten die Russen im ehrlichen Kampfe diese erschlagen, aber doch glaubte er berechtigt zu sein, ihr vergossenes Blut durch den Tod möglichst vieler Russen zu sühnen. Von seinem harten Lager erhob sich der bejahrte Mann, als man ihm die Nachricht brachte, und ohne das Zeichen des geringsten Schmerzes von sich zu geben, ergriff er die blanken Waffen, welche eine längere Zeit schon an der Wand geruht hatten. Weder der trostlosen Gefährtin seines Lebens, noch den weinenden Töchtern sagte er ein Lebewohl, lautlos ging er durch die Thüre seines einfachen Hauses, um — nie wiederzukehren.

Die Russen standen jenseits der Esunsha an dem Argun und waren eben von einer erfolglosen Expedition in das Innere der Wälder zurückgekehrt. Es wurden des Nachts Vorposten ausgestellt und ein helles Feuer loderte mit vielzüngigen Flammen in der dunkeln Nacht empor. Da kam der alte Tschetsche auf dem Bauche daher gerutscht, als gerade die Wachen an dem Feuer zu gemeinschaftlicher Lust sich vereinigt hatten. Das Jubeln der Soldaten und Kosaken, die sich im Branntwein von den Strapazen des Tages zu erholen suchten, hallte in dem dichten Gehölze wieder, während der greise Vater kaum aufzuathmen wagte. Immer vorwärts kroch der letztere innerhalb des Bereiches des russischen Lagers bis zu einer alten Linde, deren Stamm, mehre Fuß im Durchmesser enthaltend, in seinem oberen Theile ausgehöhlt war und daselbst von der dichten Krone umhüllt wurde.

Die Sonne näherte sich allmählig dem Horizonte und ihr Widerschein verdrängte die Finsterniß der Nacht, bevor sie selbst über demselben erschien. Da lugte der alte Vater mit der blutigen Wache im Herzen aus seinem Verstecke hervor



und legte das verderbenbringende Geschöß auf einen passenden Ast. Möglich vernahm man einen Schuß und ein Lieutenant stürzte getroffen zu Boden. Die ganze Mannschaft schrak zusammen, aber vergebens suchte man den, der den Schuß gethan. Mehre Stunden vergingen, da stürzte ein Zweiter zu Boden und gegen Abend erlag ein Dritter demselben Geschöß. Endlich entdeckte man den alten Tschetschen in seinem Verstecke, und wüthend über die Kühnheit des Kaukasiers, mißhandelte man den alten Mann auf das Gräßlichste, band ihm die Hände auf den Rücken, die Beine hingegen zusammen, und ließ ihn so bis zum andern Morgen auf der Erde liegen.

Der Tag war heiß, als man den Schwergesesselten mitten durch die allen Strahlen einer glühenden Sonne preisgegebene Steppe transportirte. Vergebens bat der Tschetsche um einen Trunk Wasser, als die Wächter sich an einer Quelle lagerten: man höhnte den vom gräßlichsten Durste geplagten Greis und spie ihm ins Gesicht. Da kochte es ob der ihm angethanen Schmach in der Brust des Gefangenen und es bemächtigte sich seiner eine Wuth, die ihm bei seiner Dhyrnacht den Geifer vor die Lippen trieb.

Endlich kam man an einen russischen Posten, dem man die Bewachung mehrerer Gefangenen anvertraut hatte. Es war ein hölzernes, mit einer Gallerie umgebenes Haus, wie man sie häufig im ganzen Tschetschenlande findet, in dem der gefesselte Tschetsche mit anderen seiner Landesleute bewacht wurde. Allen hatte man die Hände auf den Rücken gebunden. Es wurde Nacht und drei Mann hielten auf der Gallerie Schildwache. Wiederum loderte ein Feuer, und das hier aufgestellte Piket lagerte sich, der lauten Lust sich hingebend, darum. Die Flinten wurden nicht weit davon auf bekannte Weise aufgestellt. Von den drei Schildwachen gesellten sich zwei ebenfalls später zu den Feuern und die dritte ging gemessenen Schrittes auf der Gallerie auf und ab.



Im Gefangenhause herrschte große Stille und nur das leise Athmen der Schlafenden vernahm der Wächter, wenn er an der offenen Thüre horchte. Doch es täuschte sich der Wächter, denn der alte Tschetsche hat sich auf eine ungreifliche Weise seiner Fesseln entledigt. Offiziere, welche mir die Begebenheit erzählten, meinten, daß der Tschetsche die Hanfstricke, mit denen er gebunden war, nur dadurch zerrißen haben könne, daß er, mit dem Rücken an eine raue Stelle der Wand gelehnt, seine Fesseln an dieser zerrieben habe. Wenn man aber bedenkt, welche Ausdauer dazu gehört, eine solche gleichförmige Bewegung viele Stunden lang ohne Unterbrechung fortzusetzen, so kann man die Kraft des Tschetschen nicht genug bewundern.

Weit davon entfernt, als er wiederum im freien Besitze seiner Glieder war, nun an die Flucht zu denken, blieb er mit der gesteigerten Rache im Herzen, um dieser allein zu fröhnen. Leise schlich er an die Thüre und als die Schildwache kam, um sich von der Ruhe der Gefangenen zu überzeugen, griff der Tschetsche plötzlich mit beiden Händen nach dem Halse des Soldaten und erdrosselte den, der wenige Augenblicke vorher nichts ahnte, auf eine erschreckliche Weise. Dieses Alles geschah binnen wenig Minuten. Er entwaffnete die Schildwache und löste dann die Banden seiner Mitgefangenen. Letztere entflohen aufs Eiligste, nur er blieb mit seiner Rache. Auf dem Bauche schlich er sich nach der Stelle, wo das Piket Soldaten, die noch fortwährend am Feuer jubelten, ihre Flinten aufgestellt hatten, um ein Gewehr nach dem anderen wegzutragen. Auch Feldstühle und allerhand Gehölz, was herum lag, schleppte er fort und verschanzte damit die einzige Oeffnung des Gefangenhauses. So hinlänglich verbarrikadirt, ergriff er eine der Flinten nach der anderen und schoß sie auf das Piket ab. Ein Soldat stürzte todt über den andern, und die übrigen suchten vergebens ihre Flinten. Der Lärm verbreitete sich schnell weiter und entferntere Pikets kamen zu Hilfe. Doch jede russische Kugel



verfehlte ihr Ziel, während der Tschetsche, durch das Feuer begünstigt, das seinige sicher ins Auge faßte. So hatte der letztere endlich alle Flinten abgeschossen. Hierauf warf er seine Barrikaden plötzlich über den Haufen, nahm in jede Hand eine Pistole, in den Mund hingegen einen Säbel und stürzte sich dahin, wo die Russen am Dichtesten standen. Man wundert sich vielleicht darüber, daß der Kaukasier auf der Flucht zu jeder Zeit seine Richtung dahin nimmt, wo das Gedränge am Dichtesten ist, aber er weiß, daß ihm dort weniger Gefahren drohen. Mit dem Säbel in der Faust, widersteht ihm kein Russe, wohl aber hat er kein Mittel, um sich gegen die Kugel des Feindes zu sichern. Deshalb sucht er das Gedränge auf, wohin nicht geschossen wird, und meidet lichte Stellen, wo ihn eine russische Kugel erreichen könnte. Zwei Russen sanken, von den Kugeln der Pistolen getroffen, todt nieder. Da ergriff endlich der Tschetsche den Säbel und hieb, mit fast übermenschlicher Kraft begabt, auf alle die, die nicht wichien. Glückliche kam er durch; da warf sich ihm ein schon im Dienste der Russen ergrauter Armenier entgegen und es entspann sich zwischen beiden Kaukasier ein Kampf, in dem der alte Tschetsche bald todt niederstürzte. Doch auch sein Gegner starb den dritten Tag an den erhaltenen Wunden.

Wenn ein einziger Kaukasier einen solchen Widerstand entgegenzusetzen vermag, was kann Schamil dann erst mit Tausenden solcher Helden unternehmen? Beispiele der Art sind durchaus nicht selten, und wer den russischen Berichten über die Erstürmung von Achulfo 1839 folgt, wird die Kunde von einem Kampfe erhalten, wie die Geschichte nur äußerst selten erzählt. Das Herz jammert über den Untergang solcher thatkräftigen Menschen! Nur das grobe Geschütz bringt die Kaukasier zum Weichen und wohl wissend, daß dieses in der Ebene den Russen den Sieg verleiht, ziehen sich jetzt die Söhne des Gebirges in ihre engen Thäler und in ihre dichten Wälder zurück, um dort den gehafteten Feind zu erwarten. Die Zahl der Kaukasier ist übrigens keineswegs

immer so groß, als russische Berichte angeben, und mit seltenen Ausnahmen ist die der Russen im Kampfe weit größer. Trotz der Bajonette sind, auf beiden Theilen gleich günstigem Boden, zwei Theile Russen einem Theile Kaukasier unterlegen. Wären wirklich alljährlich so viele von den letzteren geblieben, als die offiziellen Zeitungen: der Invalide und die nordische Biene, angeben, so wüßte man wirklich nicht, wie bei der geringen Zahl der Bewohner des Kaukasus doch alljährlich die Streitmacht Schamils anstatt abzunehmen, im Gegentheile zunehmen könnte.

Im Gebirge sind fast immer die Kaukasier, selbst wenn die Russen weit überlegen sind; im Vortheile, und außer dem Terrain und der genauen Kenntniß desselben kommen ihnen ihre guten Waffen außerordentlich zu Statten. Mag die Flinte auch noch so plump aussehen und durch ihr bedeutendes Gewicht manchen Nachtheil mit sich führen: dadurch, daß ihre Kugel noch einmal so weit reicht, erwächst dem Sohne des Gebirges ein ungeheurer Vortheil. Der Tschetsche oder Lesghier, beständig zu Fuß, legt seine Flinte auf eine feste Unterlage und schießt mitten unter die Feinde nach einem mit Epauletten versehenen Offizier. Er weiß, daß er empfindlich schadet, wenn sein tödtliches Geschosß nur diesem gilt; mag er noch so viele Soldaten erschiesßen, die entstandene Lücke wird bald ausgefüllt, während sein dabei vergeudetes Pulver nicht so leicht ersetzt werden kann. Pulver und Blei sind dem Kaukasier von großem Werthe, denn bei den geringen, ihm zu Gebote stehenden Materialien bringt er beides nur in schlechter Qualität und kaum in der nöthigen Quantität zu Stande. Die russischen Berichte erzählen selbst, daß es den Lesghiern im Süden oft an Pulver fehle. Auch mir wurde bestätigt, daß im Süden erst der dritte Lesghier eine Flinte besitze, und daß ihm außerdem sehr wenig Pulver zu Gebote stehe.

Wenden wir uns nun den russischen Soldaten zu. Die europäische Taktik ist im Kaukasus nicht am Orte und in



der ersten Zeit des erbitterten Kampfes schon oft zu Schanden geworden. Die Kanonen sind im Gebirge und in den Wäldern sehr schwierig zu transportiren; wenn auch der russische Scharfsinn für sie einen Ausweg erfunden hat und kleinere Stücken auf zwei Pferden leichter vorwärts gebracht werden, so haben sie doch nicht die Vortheile, wie in der Ebene. Aber auch der gemeine Soldat vermag weniger im Gebirge, denn zunächst ist er gezwungen, eine schwere Bagage und Lebensmittel oft für mehre Tage mit sich zu führen; dann hat er einen Feind gegen sich, der außer seinen Waffen gar nichts trägt und deshalb leicht an allen Bergen herumklettern und sich schnell von einem Gefahr drohenden Punkte zu einem günstiger gelegenen begeben kann.

Der russische Soldat geht in der festen Ueberzeugung nach dem Kaukasus, daß ihn dort der Tod schon zeitig von der Erde rufe. Mit stoischer Ruhe nimmt er von allen seinen Bekannten für immer Abschied und wandert als Rekrut nach dem gefürchteten Süden. Innerhalb der russischen Gränze versucht er nicht einmal zu entfliehen, denn er weiß, daß die geheime und öffentliche Polizei Argusaugen hat, denen nichts verborgen bleibt. Kommt er aber ins Gebirge, dann ergreift er den nächsten Augenblick, an dem er entfliehen kann. Es gilt dieses namentlich von den Polen, denen man vorzugsweise den Kaukasus anweist, und in großer Anzahl befinden sich diese Unglücklichen im Gebirge bei den Tscherkessen sowohl, als bei den Tschetschen und Lesghiern, wo sie sich keineswegs immer einer guten Behandlung erfreuen, sondern oft einem noch schrecklicheren Loose anheimfallen. Auf meinen beiden Reisen innerhalb des kaukasischen Isthmus begegneten mir häufig solche Trupps. Die sie begleitenden Offiziere erhalten jedesmal, je nachdem ihnen mehr oder weniger Rekruten entlaufen sind, eine Belohnung von geringerer oder größerer Bedeutung.

Des russischen Soldaten Wille verliert sich vollkommen

in dem seiner Obern. Der Soldat geht als Mensch unter und wird zur Maschine. Kaltblütig und in das unvermeidliche Schicksal ergeben geht er dahin, wohin ihn der Befehl seines Obern ruft und scheut selbst den Tod nicht, wenn es dieser will. Auch im Kampfe mit den Kaukasiern wird er gleich einer beweglichen Brustwehr vorgeschoben und bildet mit den anderen eine Mauer, die allen feindlichen Kugeln zum Troste so lange weder wankt noch zittert, bis sie ganz aufgerieben ist. Im Kriege mit einer europäischen Macht hat gewiß der russische Soldat wegen seines unbedingten Gehorsams große Vortheile, nicht aber im Kaukasus, wo der Einzelne sich mehr überlassen sein muß. Ich kann die Aeußerungen meiner militärischen, sonst so humanen Freunde kaum begreifen, daß sie dieser radikalen Verleugnung des eigenen Ichs wegen den russischen Soldaten über alle anderen Europa's stellen. Man erzählte mir, daß Napoleon und Alexander sich einstens um die Vorzüge ihrer Soldaten gestritten hätten, weil ein Jeder die Seinigen für die, die ihrem Herrn am Meisten ergeben wären, hielt. Um den Streit endlich durch die That zu schlichten, ließ Alexander einige seiner Soldaten zu sich auf hohen Balkon kommen und befahl ihnen daselbst, augenblicklich hinunterzuspringen. Ohne sich weiter zu bedenken, stürzten sie sich vorwärts; aber Napoleon that dadurch dem grausamen Verlangen Einhalt, daß er den russischen Soldaten den Vorzug einräumte. Ich glaube keineswegs an die Wahrheit dieser mir oft wiederholten Erzählung, aber daß man sie nur erzählt, beweist, was für einen geringen Werth der Mensch in Rußland hat. Die Grausen erregende Geschichte der Assassinen trat lebhaft vor meine Seele.

Deutsche Politiker von Fach, mit denen ich hier und da über den kaukasischen Krieg sprach, warfen den Russen bald Feigheit, bald eine verkehrte Kriegsführung zu, aber eben weil sie die kaukasischen Verhältnisse mit den unsrigen verglichen, wurde ihr Urtheil falsch und ungerecht. Die frühern



Guerillaskriege in Spanien und in der Bendee ^{nähern sich} zwar schon in einzelnen Fällen dem kaukasischen Kampfe, aber immer sind sie noch sehr verschieden. Wenn auch dort das Volk in Masse aufstand und seinen Heerd bis aufs Aeußerste vertheidigte, so unterlag es doch sehr häufig dadurch, daß es dem Feinde gelang, sich der demselben nöthigen Hilfsmittel zu bemächtigen und deren nächste Existenz zu bedrohen. Es herrschte in der Bendee und in Spanien ein Wohlstand und zum Theil ein Reichthum, der während des Kampfes vor Allem vom Feinde ins Auge gefaßt wurde. Dieser bemächtigte sich zunächst der Städte und der größeren Orte, und deren Bewohner, um nicht Alles zu verlieren und geradezu zu Grunde zu gehen, sahen sich gezwungen, sich zu unterwerfen. Die Vernichtung des Handels und der Gewerbe galten ferner dem Feinde als ein erlaubtes Mittel, um seinen Zweck zu erreichen, und er scheute sich selbst nicht, die Getreidfelder zu verwüsten und dadurch den Einwohnern das nöthige Brod zu rauben. Nicht so verhält es sich im Kaukasus, der weder Städte besitzt, noch in seinen Thälern sich eines belebten Handels und mannigfacher Gewerbe erfreut; dem Russen wird nichts geboten, womit er den Bewohner des Gebirges fassen könnte. Das wenige Getreide, welches der Kaukasier in diesem Gebirge baut, ist schon hundert Mal von den Russen abgebrannt worden, und noch im Jahre 1840 wurde ein Theil der großen Tschetschna verwüstet, ohne aber, da Viehzucht die hauptsächlichsten Bedürfnisse liefert, das erwartete Ziel herbeizuführen.

Die Russen machen ebensoviel Razzias im Kaukasus, als die Franzosen in Algerien, aber sie richten weit weniger als die letzteren damit aus. Der Sohn des Gebirges entflieht, wenn der Feind in Masse in seinen Thälern einzieht, mit seinem Viehe, dem Einzigen, was er an Werth besitzt, tiefer ins Gebirge, und verhöhnt auf unerreichbaren Höhen den Feind, der unten im Thale mit Wuth die eben verlassenen Wohnungen zerstört. Mangel an Lebensmitteln zwingt den

Russen schon bald zurückzugehen, und damit eilt auch der Kaukasier wiederum in seine Heimath. Nach Verlauf weniger Tage ist dasselbe armselige Haus von Neuem wie früher hergestellt und damit auch die alte Ordnung wieder eingetreten. In dem eigentlichen Daghestan gibt es zwar schöne Obstgärten, aber ihre Besitzer hängen mehr an ihrer Freiheit, als an diesen und geben sie, obwohl traurigen Herzens, der Zerstörungswuth des Feindes preis. Tausende solcher Obstgärten sind im Jahre 1844 verwüstet worden, und Gegenden, die früher ein Paradies zu sein schienen, gleichen jetzt Einöden.

Ich erwähne hier noch eines Umstandes, den mir Politiker von Fach entgegenstellten. Nur europäische Kriege und die Kosten derselben ins Auge fassend, begriffen sie nicht, auf welche Weise Schamil einen jahrelangen Krieg führen könnte und woher ihm dazu die nöthigen Hilfsmittel kämen. Die Kriegsführung im Kaukasus kann aber von Seiten der Bergvölker gar nicht mit der unsrigen verglichen werden. Zunächst werden nicht Soldaten geworben, sondern Jedermann, der von der Sache ergriffen ist, nimmt von der Wand seine Waffen und folgt freiwillig den Fahnen Schamils. Er erhält keinen Sold und findet nur in der Beute oft reichliche Belohnung für seine Mühen und für seine Tapferkeit. Der Kaukasier ist von Haus aus an Einfälle gewöhnt und er bedarf der Beute, da ihn seine Heimath allein oft gar nicht ernähren kann. Doch finden jetzt bisweilen auch ordentliche Aushebungen statt, und so oft Schamil eine größere Expedition auf russischem Gebiete bewerkstelligen will oder einen ihm wichtigen Punkt bedroht sieht, entsendet er Boten in alle Gaue und befiehlt, daß ein gewisses Quantum von Streitern zu ihm stoßen, oder sich an einem bestimmten Orte einsinden solle.

Die Ernährung seiner Truppen fällt dem Gaue anheim, in dem diese sich gerade befinden; der einzelne Kämpfer bringt vom Hause nur ein ledernes, mit Mehl gefülltes



Säckchen mit, und aus diesem nimmt er, wenn er Hunger hat, seine karge Mahlzeit. Um den Gauen seines Landes nicht zu sehr zur Last zu fallen, vermeidet Schamil, auf einem Punkte größere Massen zusammen zu ziehen, und bringen es doch die Verhältnisse mit sich, so werden wiederum Boten nach anderen Gegenden entsendet, damit die nöthigen Vorräthe herbeigeschafft werden. Viele Dörfer, die schon lange den Russen unterworfen sind und, wie Schamil selbst einsieht, für jetzt diesen unterworfen bleiben müssen, halten es doch ins Geheim mit den Bergvölkern, und die Lieferung eines gewissen Quantums von Getreide und sonstigen Lebensmitteln befreit sie von Ueberfällen und Plünderung.

Für Kleidung sorgt Schamil ebensowenig, wie für Waffen. Der Kaukasier erscheint in den Kleidern, die er auch zu Hause trägt und führt die Waffen, die ihm eigen sind. Doch waren bei der vermehrten Anzahl von Streitern mehr Waffen nothwendig, und so wurden die Waffenschmiede der einzelnen Dörfer und besonders Kuwetschi's beordert, diese nur Gläubigen oder dem Häuptlinge selbst abzuliefern. Die Bezahlung geschieht tauschweise mit Getreide oder mit Vieh. Nur die Fabrikation des Pulvers steht zum großen Theile unter der besonderen Aufsicht Schamils, und aus dem allgemeinen Magazine wird die nöthige Masse den einzelnen Abtheilungen verabreicht. Daß aber trotzdem häufig, besonders im Süden, Mangel an Pulver ist, habe ich schon oben besprochen.

Nach dieser nöthigen Abschweifung kehre ich zu den Russen, die den Kaukasus bekämpfen sollen, zurück. Während der russische gemeine Soldat weder feig, noch tapfer genannt werden kann und eben nur aus einer Maschine besteht, die von den Maschinisten vor- oder zurückgeschoben wird, so verhält es sich mit den Offizieren doch anders. Hier begegnet man einzelnen Heldenthaten, die unsere ganze Bewunderung in Anspruch nehmen, und diese selbst sind häufiger, als die Beispiele der Feigheit und des Verrathes, die aber

hie und da auch vorkommen. Wenn die Franzosen sich mit Heldenthaten, die sie in Algerien vollbracht, brüsten, so haben auch die Russen ein Recht, die ihrigen an das Licht zu ziehen. Ich erinnere nur an den glanzvollen Rückzug des nun auch gebliebenen Generals Passel aus Chunsak und seine nicht genug anzuerkennende Vertheidigung bei Surjan, ich erinnere an die Vertheidigung der hart bedrängten Festen Nisowoje und Tschirach, ferner an Abin in Tscherkessien, wo man sich lieber in die Luft sprengte, als sich dem Feinde ergab, und an ähnliche Beispiele. Der russische Offizier hat zwei Hebel, die ihn mehr als die Sache, für die er kämpft, begeistern: die Orden und der Rang, ohne die man in Rußland gar nicht beachtet wird. Wenn er in den Krieg zieht, so berechnet er schon die Staffel des Avancements, die er nach dem Feldzuge betritt, und blickt mit eigenem Wohlgefallen auf die Brust, die nun bald ein neuer Orden schmücken wird.

Gleichwohl ist der Krieg im Kaukasus auch für den Offizier im höchsten Grade anstrengend und beschwerlich. Mir sind hinlänglich Erzählungen darüber zur Kunde gekommen und mit eigenen Augen habe ich mich davon überzeugt. Im Gebirge und im Sommer sind die Mühen und Entbehrungen zwar geringer, aber immer noch bedeutend genug; in den Niederungen oder im Winter hingegen, sowie im Spätherbste und in den ersten Wochen des Frühjahres vergrößern sich die Strapazen unendlich. Oft müssen mehre Bataillone viele Wochen lang in elenden, weder gegen Kälte, noch gegen Regen hinlänglich geschützten Löchern und sogar nicht selten im Freien auf dem Schnee zubringen. Während in der Regel ein Drittel der Mannschaft auf Wachen ausgestellt ist, ein anderes die nöthigen Lebensmittel herbeischaffen muß, sitzt das letzte Drittel in den elenden Wohnungen und verfertigt für den nothwendigsten Bedarf Kleidungsstücke und Stiefeln, die beide bei dem schlechten dazu gelieferten Material schon in der kürzesten Zeit zerreißen, für die übrige Mannschaft.



Möglich naht aber der Feind, und vielleicht plänkelt er nur auf den Höhen, um die Kräfte der Russen durch beständige Wachen allmählig zu lähmen, aber doch müssen Nadel und Pflume weggeworfen werden, um die Kaukasier zu vertreiben.

Dieselben Bataillone halten nie eine lange Zeit aus und werden deshalb häufig gewechselt. Die Hälfte oder ein Drittel eines und desselben Regimentes bleibt in seinen Kantonnirungen, während die übrigen gegen den Feind benutzt werden. Aber trotz dieser Vorsicht gehen alljährlich Tausende von Soldaten und viele Offiziere darüber zu Grunde. Dazu kommt nun noch das ungesunde und ungewohnte Klima der meisten Gegenden, besonders der Niederungen, welches ebenfalls wiederum eine Menge Russen hinwegrafft.

So wie sich über die Stärke Schamils nichts Bestimmtes sagen läßt, so ist auch die der Russen nicht genau zu ermitteln. In Schamils Verwaltung zu schauen, ist unmöglich, und die Russen behandeln ihre Pläne und Hilfskräfte so geheim, daß nur Eingeweihte mit Bestimmtheit die Anzahl der Truppen kennen. Selbst diesen ist es kein Leichtes, da die vom Kaiser verlangte Zahl nie vollständig vorhanden ist und man nur annähernd schätzen kann.

1843 war für Rußland ein unglückliches Jahr, denn Schamil benutzte die Gelegenheit, wo der Kaiser noch einmal die Defensiv ergriffen haben wollte, um mit seiner ganzen Macht über die russischen Distrikte herzufallen. Eine Festung ging nach der andern verloren und ein Stamm schloß sich nach dem andern dem Schamil an. Man sah in Petersburg endlich von Neuem, daß man mit Milde gegen die Bergvölker nichts ausrichten würde, und so beschloß der Kaiser, mit allem Nachdruck sich das Gebirge zu unterwerfen. Das ganze Korps des General Püders, der bis dahin in Odessa sein Standquartier gehabt hatte, wurde nach dem Kaukasus beordert, und viele Bataillone

eines zweiten Korps, welches früher der Generalstatthalter Reidhardt in Moskau kommandirte, marschirten im Frühjahre 1844 ebenfalls dem Kaukasus und zwar über denselben der südlichen Seite zu. Es wurde dadurch die gesammte kaukasische Macht um wenigstens 30,000 Mann vermehrt.

Als das Jahr 1844 ebenfalls verging, ohne die gewünschten Resultate herbeizuführen und Fürst Woronzoff den Oberbefehl bekam, so wurden, um die Lücken auszufüllen, neue Truppen entsendet. Um das eigentliche Rußland aber nicht selbst zu sehr zu entblößen, erschien ein besonderer Ukas (Kabinettsordre), in Folge dessen die Aushebung von Rekruten anstatt im November schon im März desselben Jahres geschah. Wie viel neue Mannschaft 1845 entsendet worden ist, weiß man ebensowenig mit Bestimmtheit, als im Jahre 1846. Es wurden aber nur die bedeutenden Lücken, welche die am Kaukasus stationirten Regimenter im Kriege und durch Krankheit erhalten, ausgefüllt.

In diesem Jahre hat der Kaukasus bis jetzt keine neuen Truppen erhalten; aber doch existirt eine ganz neue Division daselbst. Es ist deßhalb wahrscheinlich, daß diese aus den Resten des Lüders'schen Korps gebildet wurde, welches von nun an als solches nicht mehr genannt wird. Neuen, sehr zuverlässigen Nachrichten, die mir gefälligst zur Mittheilung übergeben wurden, verdanke ich folgende Uebersicht des jetzigen Bestandes aller dießseits und jenseits des Kaukasus stehenden Truppen:

A. Reguläre Truppen.

- I. Die 19. Division mit dem Stabe in Georgießsk, bestehend:
 - 1) aus dem tengins'schen Regimente, mit dem Stabe in Naltschik,
 - 2) aus dem nawahischen Regimente, mit dem Stabe in Wladikaukas,
 - 3) aus dem stauropolschen Jägerregimente, mit dem Stabe in Bivanoffsk,



- 4) aus dem kubanschen Jägerregimente, mit dem Stabe in Prottschnoi = Dkop.
- II. Die 20. Division, mit dem Stabe in Grosnaja, bestehend:
- 1) aus dem apskeronschen Regimente, mit dem Stabe in Temirchanschura,
 - 2) aus dem daghestanischen Regimente, mit dem Stabe ebendasselbst,
 - 3) aus dem Jägerregimente des Grafen Tschernitschew (früher kabardisches), mit dem Stabe in Wnekapnaja,
 - 4) aus dem Jägerregimente des Fürsten Woronzoff (früher kurinsches), mit dem Stabe in Grosnaja.
- III. Die 21. Division, mit dem Stabe in Zarskoje = Skology, bestehend:
- 1) aus dem Regimente des Fürsten Paskewitsch, mit dem Stabe in Chusfari,
 - 2) aus dem samurschen Regimente, mit dem Stabe in Chasireh (Chasri),
 - 3) aus dem tifliser Jägerregimente, mit dem Stabe in Zarskoje = Skology,
 - 4) aus dem mingrelischen Jägerregimente, mit dem Stabe in Beloi = Klutsch.
- IV. Eine Grenadierbrigade, mit dem Stabe in Gori, bestehend:
- 1) aus dem grussischen Grenadierregimente, mit dem Stabe in Gori,
 - 2) aus dem eriwanschen Grenadierregimente, mit dem Stabe in Manglis.
- V. Dazu gehörig an Artillerie, die in Tiflis ihren Stab hat, bestehend
- a. aus einer Division, nämlich:
 - 1) der 19. Brigade, mit dem Stabe in Stauropol,
 - 2) der 20. Brigade, mit dem Stabe in Grosnaja,
 - 3) der 21. Brigade, m. dem Stabe in Zarskoje = Skology, und
 - b. aus der Grenadier = Artillerie = Brigade, mit dem Stabe in Bambori.



VI. Die russischen Linienbataillone, bestehend:

- 1) aus der 1. Brigade, mit dem Stabe in Achalzich. Der Stab der fünf einzelnen Bataillone befindet sich in Kutais, Achalzich, Alexandrapol, Kanakir und Belscheneg;
- 2) aus der 2. Brigade, mit dem Stabe in Baku. Der Stab der neun einzelnen Bataillone befindet sich in Baku, Schuscha, Schemachi, Lenforan, Kumük, Derbend, Kasdjurt, Effgenieffsk und Petroffsk;
- 3) aus der 3. Brigade, mit dem Stabe in Esignagh. Der Stab der vier einzelnen Bataillone befindet sich in Sakataly, Quareli, Ananur und Tiflis.

VII. Die 13 kaukasischen Linienbataillone, welche einzeln ihren Stab in Stauropol, Lemirgojessk, Mochoschessk, Malekinsk, Georgieffsk, Kischlowodsk, Wladikaukas, Kasran, zwei in Wosdowisshensk, Umachanjurt, Gerselaul und in Kisklar haben.

VIII. Die tschernomorschen Linienbataillone, bestehend aus vier Abtheilungen.

1. Abth. Vier Bataillone, mit dem Stabe in Noworossiisk. Die einzelnen haben ihren Stab in Nikolajeffsk, in Anapa und zwei in Noworossiisk.
2. Abth. Drei Bataillone, mit dem Stabe in Gelentshit; die einzelnen besitzen ihn dagegen in Gelentshit, Welsjaminoff und Lasareff.
3. Abth. Vier Bataillone, mit dem Stabe in Eschumkaleh, während ihn die einzelnen in Ardiller, Bizunda, Bambori und Eschumkaleh haben.
4. Abth. Drei Bataillone, von denen zwei sich auf der Flotte und eines in Dschurgethi befindet.

IX. Neun Linienbataillone der tschernomorschen Kosaken.

X. Die Artillerie sämmtlicher Linienbataillone ist mir nicht bekannt.

XI. Dazu kommen noch:

- 1) das (früher nischnigorodsche) Dragonerregiment Erb-



prinz von Württemberg, mit dem Stabe in Tschirjurta (früher in Karaghadsch in Kaschien).

- 2) ein kaukasisches Schützenbataillon in Muchrawan.
- 3) ein kaukasisches Sappeurbataillon in Tiflis.
- 4) ein Reserve-Sappeurbataillon in Konstantinoffsk.
- 5) ein kombinirtes Lehrbataillon in Tiflis.
- 6) die anapa'sche halbe Berg-Eskadron.
- 7) zwei Kompagnien des balaklawas'schen Infanteriebataillons in Noworossiisk.

B. Irreguläre Truppen.

I. Linien-Kosaken, bestehend aus neun Brigaden, mit dem Stabe in Michailoffsk.

- 1) Brigade mit dem Stabe in Ustlabinsk.
 - a. 1. kaukasisches Regiment mit dem Stabe in Archangelsk.
 - b. 2. kaukasisches Regiment mit dem Stabe in Ladoffsk.
- 2) Brigade mit dem Stabe in Wosdwihsensk *).
 - a. 1. Laba-Regiment mit dem Stabe in Wosdwihsensk.
 - b. 2. Laba-Regiment mit dem Stabe in Wosnesensk.
- 3) Brigade mit dem Stabe in Protshnoi-Okop.
 - a. 1. kubanisches Regiment mit dem Stabe in Grigoripolsk.
 - b. 2. kubanisches Regiment mit dem Stabe in Nowo-Alexandrowsk.
- 4) Brigade mit dem Stabe in Nikolajeffsk **).
 - a. 1. staupolsches Regiment mit dem Stabe in Michailoffsk.
 - b. 2. staupolsches Regiment mit dem Stabe in Nikolajeffsk.

*) Dieses Wosdwihsensk ist von der Feste bei Grosnaja an der Esunsha wohl zu unterscheiden.

***) Dieses Nikolajeffsk ist nicht mit dem gleichnamigen bei Anapa zu verwechseln.



- 5) Brigade mit dem Stabe in Ssuworoffsk.
1. chopersches Regiment mit dem Stabe in Kalinoffsk.
 2. chopersches Regiment mit dem Stabe in Batalpashinsk.
- 6) Brigade mit dem Stabe in Gelitinsk (?).
1. Wolga-Regiment mit dem Stabe in Alexandroffsk.
 2. Wolga-Regiment mit dem Stabe in Gelitinsk.
- 7) Brigade mit dem Stabe in Prachlodnaja.
- das Bergkosaken-Regiment mit dem Stabe in Prochladnaja.
 - das wladikaukassische Regiment mit dem Stabe in Ardonsk.
- 8) Brigade mit dem Stabe in Tschertwennoi.
- das mosdoksche Regiment mit dem Stabe in Kolsjugai.
 - das grebensche Regiment mit dem Stabe in Tschertwennoi.
 - das kislarsche (terki-sameinsche) Regiment mit dem Stabe in Kargalinsk.
- 9) Brigade mit dem Stabe in Wolinsk.
1. Sjunsha-Regiment mit dem Stabe in Troizsk.
 2. Sjunsha-Regiment.
- Dazu gehört nun:
- 10) eine reitende Artillerie-Division, deren
1. Brigade in Nikolajeffsk,
 2. Brigade in Batalpashinsk und
 3. Brigade in Naur steht *).
- II. Tschernomorsche Kosaken mit dem Stabe in Jekaterinodar, bestehend aus zwölf Regimentern und einer Artillerie-Brigade, deren Standörter mir nicht weiter bekannt sind.

*) Ueber die Linien-Kosaken habe ich ausführlich in der Beschreibung meiner vorigen Reise (im ersten Bande von Seite 179 — 218) gesprochen.



- III. Donsche Kosaken, die alle sechs Jahre wechseln, und zwar
 12 Regimenter längs der kaukasischen Linie und
 7 Regimenter in Transkaukasien,
 1 $\frac{1}{2}$ reitende Artillerie=Batterien.
- Wo deren Stab steht, ist mir nur zum Theil bekannt.
- IV. Zwei oder drei uralische Kosaken=Regimenter.
- V. Ein aus Grusiern gebildetes Infanterie=Regiment.
- VI. Eine mir nicht bekannte Anzahl einheimischer Miliz.

Ich gehe nun zur militärischen Verfassung der Russen am Kaukasus über. Oberbefehlshaber der ganzen am Kaukasus stehenden Kriegsmacht ist zugleich der Generalstatthalter sämtlicher kaukasischen Länder, der in Tiflis seine Residenz besitzt. Jetzt ist es der Fürst Woronzoff, welcher aber zu gleicher Zeit seine frühere Generalstatthalterschaft Neurußland und Bessarabien beibehalten hat. Für die Truppen=Contingente nördlich vom Kaukasus ist schon seit langer Zeit ein besonderer, aber unter dem Oberbefehlshaber stehender Chef vorhanden, der in Stauropol residirt und jetzt durch Gurko vertreten ist. Unter diesem stehen auch die Altamans (Heerführer) der tschernomorschen und Linien=Kosaken (Sawadoffsky und Raschpil) und, wenn ich nicht irre, auch die Besatzungen der Festungslinie längs der Ostküste des schwarzen Meeres, welche in dem zu Kertsch in der Krim residirenden General Budberg einen besonderen Chef hat.

Eiskaukasien wird mit Ausnahme der zuletzt genannten Linie in eine rechte Flanke, in ein Centrum und in eine linke Flanke getheilt. Die rechte Flanke zieht sich längs des Kuban dahin, und ihr liegt die Bekämpfung der Tscherkessen und Abassen ob. Chef derselben war früher der berühmte, auch bei uns bekannte General Saß, jetzt hingegen ist es Obrist Richter. Neben der Kuban=Linie hat man in der neuesten Zeit noch eine zweite Linie längs der Laba errichtet und sie durch Besten besonders vertheidigt.

Das Centrum umfaßt die beiden Kabarden und wurde

1844 durch Fürst Golizyn befehligt. Er residirt in Malka, einem militärisch sehr wichtigen Punkte, am Ausgange einer Gebirgsschlucht. Eine Reihe von Festungen bildet hier die innere kabardische Linie neben der äußern der Linien-Kosaken, welche sich längs der Malka hinzieht.

Unabhängig vom Centrum, aber doch zu ihm gehörig, ist die militärische Herrschaft Wladikaukas, welche der tapfere, in den letzten Jahren vielfach genannte Nesteroff befehligt. Sie umfaßt das nördliche Ossien, den größern, östlich vom Terek gelegenen Theil der kleinen Kabarda, und sämtliche Gaue der Inguschen.

Die linke Flanke ist jetzt weit stärker, als die rechte, zumal noch alle Truppen, die auf der letztern nur halbwege entbehrt werden konnten, hierher beordert wurden. Neben der Kosakenlinie längs des Terek, hat man seit 1846 noch eine neue längs der Ssunsha gegründet, und sie mit zehn Besten (Kreposten) besetzt. Die Linie selbst setzt sich auch im Süden Kumükiens fort, und dort stehen außer den beiden innern noch an dem Ausgange von Schluchten wiederum vier Besten. Da, wo der Sulak aus dem Gebirge hervortritt, geht die Linie, das rechte Ufer des Flusses aufwärts gehend, südlich fort und wird durch drei Besten beschützt. Außerdem liegt eine vierte Beste weiter abwärts am östlich gehenden Sulak, und zwar ebenfalls rechts. Endlich gehören auch die Festungen Temirchanschura und Tarku hierher.

Die linke Flanke besteht aus dem tschetschischen und daghestanischen Detaschment. Das erstere hat seinen Sitz in Grosnaja an der Ssunsha und wird von General Haschort befehligt; der Chef des letztern hingegen ist General Kluke von Klukenu, der in Temir-Chan-Schura residirt. Diese 1833 und 1834 erbaute, aber erst 1844 in dieser Ausdehnung angelegte Festung befindet sich in der Herrschaft des Schamchals und besetzt den Eingang in das Gebirge.

Im Süden zieht sich längs des Ssamur, und westlicher auf dem südlichen Kaukasusabhange eine militärische Linie



dahin, und diese beschützt Kuba, Scheki und Kachien gegen die Einfälle der Bergvölker. Die Reihe von Festen jenseits des Alasan in Kachien nennt man vorzugsweise die Iesghische Linie; die ganze Militärmacht daselbst führt aber den Namen des Iesghischen Detaschments. General Schwarz ist hier der Chef und Sakataly seine Residenz. Am Ssamur steht das Samursche Detaschment, und alle Festen, besonders jenseits dieses Flusses, gehören zu ihm. Chef war bis jetzt der armenisch-grusische Fürst Argutinsky, dem aber nun das Gouvernement von Verbend anvertraut ist. Er hatte eigentlich in Gülar jenseits Chastreh sein Standquartier, hielt sich aber in der neuesten Zeit am Meisten in Tschirach in Kuräle auf.

Von dieser imposanten Kriegsmacht, welche Rußland dießseits und jenseits des Kaukasus aufgestellt hat, gehe ich auf die der Bergvölker über, die an Quantität zwar weit geringer, an Qualität hingegen ihres Gleichen sucht. Die Stärke aller, Rußland feindlichen Völker des Kaukasus läßt sich selbst approximativ nicht bestimmen. Ich beschränke mich hier zunächst auf die Macht Schamils im östlichen Kaukasus. Diese geben russische Berichte gegen 40,000 Mann an, ich bezweifle aber, ob Schamil je so viel zusammengehabt hat. Eine solche Masse nimmt trotz des frugalen Lebens des Kaukasiers doch mehr Lebensmittel in Anspruch, als die armen Gegenden aufbringen können und Schamil herbeizuschaffen im Stande ist, und würde schon in den ersten Wochen aus Mangel gezwungen sein auseinander zu gehen. Die Vertheidigung des Gebirges ist freilich eine andere, als die in civilisirten Ländern, denn jeder Distrikt muß hier, wie schon erwähnt, für sich stehen und erhält nur im äußersten Nothfall Hilfe. Jeder Distrikt hat seinen Chef, der bald den Namen Kadi (in Daghestan) führt, bald Naib (im Tschetschenlande) genannt wird. Ihm liegt die polizeiliche Aufrechthaltung der Ordnung und Vertheidigung der ihm untergebenen Gegend ob. Er steht unmittelbar unter dem

Befehle Schamils, den er von Allem in Kenntniß setzen muß und dagegen seine Verhaltensmaßregeln angewiesen erhält. Von besonderer Bedeutung sind alle Distrikte, welche unmittelbar an russische Besitzungen gränzen, und hier hat Schamil seine eifrigsten Anhänger zu Raibs ernannt. Als solche sind namentlich die von Itschkeri und Ssolotau bekannt. Wenn man bedenkt, daß der Theil des östlichen Kaukasus, dessen Bewohner im offenen Kampfe gegen Rußland sich befinden, keineswegs eine große Ausdehnung besitzt und ringsum von bedeutenden Streitkräften umgeben ist, so kann man die Energie, die Klugheit und die Kriegskunde Schamils nicht genug bewundern.

Bevor ich nun zum Kampfe Schamils gegen den nordischen Kolosß übergehe, wird es wohl gut sein, einige Worte über die Persönlichkeit dieses kaukasischen Helden und über die in den Zeitungen häufig genannten Müriden zu sagen, zumal man sich hie und da, und namentlich in Rußland der Meinung hingibt, daß man unter denselben eine besondere mohammedanische Sekte zu verstehen habe. Zu jeder Zeit hat es aber in allen islamitischen Ländern Männer gegeben, die sich mit der Auslegung des Koran und der in der Sunna niedergelegten Aussprüche beschäftigten und sich dadurch ein besonderes Ansehen verschafften. Oft versammelte sich das Volk um sie, und junge Leute lebten Jahreslang in ihrer Gesellschaft, um von der Weisheit ihres Meisters zu lernen. Ein solcher Mann wurde Murschid, d. i. Lehrer, genannt, und seine Anhänger erhielten den Namen Müriden, d. h. Schüler. In Ländern, wo auch Aiten und selbst Ungläubige lebten, hielten sich die Murschiden für nothwendiger, als sonst, und namentlich existirten sie seit mehreren Jahrhunderten in Schirwan und im östlichen Kaukasus.

Ein Murschid von bewährtem Rufe war Hadjschi Ismail Effendi, der Schüler eines angesehenen Religionslehrers in Bagdad, mit Namen Halidscha Schah. Er erwarb sich in



Kurzem ein so großes Ansehen, daß die Russen ängstlich wurden und ihm allerhand Schwierigkeiten in den Weg legten. Er wohnte im schirwanschen Dorfe Kurtamir, verließ dieses aber endlich, vielfach in seinem Wirken gehindert, um nach der Türkei überzusiedeln. Einer seiner ausgezeichnetsten Schüler war Mohammed Effendi, der sich nach Tabakeran begab und für dieses Ländchen und für Kuräle der erklärte Murschid wurde. Von diesem erhielt Kasi Mollah (Kusu Mullah in Daghestan genannt) seine Bildung und unter dessen Schülern befand sich Schamil, ein tschetscher Tschetsche von Geburt. Kasi-Mollah war übrigens nicht der erste politische Murschid des östlichen Kaukasus, denn der früher erwähnte Scheich Manfur ging ihm fast ein halbes Jahrhundert voraus. Hamhad-Beg war nicht Murschid, sondern ein einfacher Häuptling des Gebirges.

Schamil soll ein Alter von 50 Jahren haben, nicht groß sein und einen gedrungenen Körperbau besitzen. Sein starker Bart wird ihm als besondere Zierde gepriesen. Es scheint, als wenn er von gemischter Abstammung sei, und obwohl Tschetsche, doch viel tatarisches Blut in seinen Adern habe. Alle russischen Offiziere von Bedeutung stimmen darin überein, daß die Kaukaster noch nie einen solchen Führer gehabt haben. Obwohl er keineswegs, wie mir russische Offiziere erzählten, früher in russischen Diensten gestanden, und also die europäische Kriegsführung nirgends gelernt hat, so legt er doch eine solche Kenntniß an den Tag, die selbst bei seinen Feinden die volle Bewunderung in Anspruch nimmt. Einer der ausgezeichnetsten Generale des jetzigen Krieges erzählte mir von einem Rückzuge Schamils, der in solcher militärisch zu rechtfertigenden Ordnung geschehen war, als hätten Europäer ihn vollbracht. Weit entfernt, sich mit seinem Feinde im offenen Felde zu messen und seine tapfern Landsleute den Kanonen der Russen preiszugeben, nimmt Schamil nur da den Kampf an, wo Menschen gegen Menschen, und nicht mit solchen Mordinstrumenten, die ihres Gewichtes



halber bei den Tscherkessen den Namen „tausend Mann“ führen, streiten, und zwar selbst wenn seine Leute weit geringer an Zahl sind. General Reidhardt machte ihm in einer Proklamation den Vorwurf der Feigheit, aber mit Indignation ließ er seinem Feinde eine Replik folgenden Inhaltes zustellen: „er begreife einen so tüchtigen General, wie Reidhardt, nicht, daß er auch an seinem Feinde nicht die Wahrheit anerkennen wolle und ihm Feigheit vorwerfe. Ein Chef nehme nirgends am Handgemenge Theil, da von seiner Existenz zu viel abhängt. Wie er ihn (den General, Reidhardt) nirgends als Theilnehmer eines gewöhnlichen Kampfes gesehen habe, so leite auch er nur das Ganze und bekümmere sich nicht um das Specielle. Daß er übrigens nicht die Kugel des Feindes fürchte, habe er bei mehreren Gelegenheiten und namentlich in Achulko gezeigt.“ Man erzählt auch von Schamil, daß, als General *** einen enormen Preis auf seinen Kopf setzte, er ausgesprochen habe, wie sehr es ihn freue, daß man ihn so hoch halte; er seinerseits denke von besagtem Generale nicht so, denn er bezahle für dessen Kopf auch nicht einen Rubel.

Schamil ist ein roher Natursohn des Gebirges, und man darf deshalb auch nicht solche Anforderungen an ihn stellen, wie wir sie bei civilisirten Völkern verlangen. Innerhalb seines Reiches hält er auf musterhafte Ordnung, und jeder Frevler am Gesetze wird auf das Strengste bestraft. Vollkommene Sicherheit des Eigenthums herrscht in allen den Gauen, deren Bewohner ihn als ihren Führer anerkennen. Gleichheit gilt im ganzen Lande, und Jedermann erfreut sich desselben Rechts. Die furchtbarste Strafe trifft den Verräther am Glauben und am Vaterland, und der Tod ist noch die geringste. In seiner Umgebung sollen sich, nach russischen Berichten, Henker befinden, welche die Schuldigen mit schweren Keulen todtschlagen; mir wurde aber erzählt, daß er einzelne Verräther aufhängen ließ. Zeigten sich aber ganze Dörfer der Sache untreu, dann war ein allgemeines



Blutbad die Folge. So wurde im Februar 1844 das Dorf Zenteri (Zonteri der Stabscharte) im Gaue Itschkeri auf grausenerregende Weise verwüftet, und weder der ohnmächtige Greis noch das unschuldige Kind an der Mutter Brust konnten den Tigern menschliche Gefühle einflößen.

Gegen Gefangene ist Schamil keineswegs immer so grausam, als russische Berichte erzählen, denn nur erst, wenn diese entlaufen wollen, Spione gewesen sind, oder endlich auch zufällig seine Wuth reizen, vergießt er Blut. Ich weiß, daß er Ueberläufer gar nicht angenommen und sie selbst gebunden der betreffenden Behörde ausgeliefert, andere Gefangene hingegen mit viel Schonung behandelt hat; ich kenne aber auch Beispiele einer unmenschlichen Grausamkeit. So ließ er einen Artilleristen, der eine Kanone gegen die Russen abfeuern sollte und sich dessen weigerte, in Stücke hauen. Als Paschek in einer Schlucht eingeschlossen und dem unvermeidlichen Tode preisgegeben schien, einen Unterhändler, der freilich die Sache in die Länge zu ziehen beauftragt war, an Schamil gesendet hatte, verfuhr dieser, als plötzlich Entsatz kam, auf gleiche barbarische Weise mit dem Unglücklichen.

Obgleich Schamil keineswegs zu all den Charlatanerien, deren Kasi-Mollah und Andere zur Auffrischung des Fanatismus sich bedienen, seine Zuflucht nimmt und nur ein ernstes Benehmen an den Tag legt, so hat er gerade dadurch und durch seine einfache und frugale Lebensart bei seinen Landsleuten ein solches Ansehen und eine so unbedingte Ergebenheit erlangt, wie vor ihm noch Niemand. Nicht allein seine Anhänger betrachten ihn als den alleinigen rechtmäßigen Imam, sondern auch die Sunniten der transkaukasischen Provinzen. Nach dem Koran kann nur Ein Imam und Nachfolger des Propheten sein, und als solcher wird der Sultan in Konstantinopel betrachtet. Da dieser aber den Gläubigen im Gebirge nicht allein alle Hilfe versagt, sondern sogar mit den Ungläubigen gemeinschaftliche Sache macht, so haben sich die unabhängigen Mohammedaner

des Kaukasus von dem Sultan losgesagt und betrachtet nun Schamil als ihren rechtmäßigen Imam. Interessant war es mir, daß während meiner letzten Anwesenheit in den dortigen Gegenden der Glaube allgemein war, daß, wenn Schamil noch einmal im Kampfe mit Rußland unbesiegt hervorginge, Frankreich und England ihn als Beherrscher des Kaukasus anerkennen würden. Er selbst und seine Müriden, d. h. seine Schüler und Adjutanten, sind weiß gekleidet, während die übrigen Streiter eine weiße Binde um den rechten Arm, oder irgend ein weißes Abzeichen besitzen. In den Berichten wird oft Mürid und Streiter Schamils als gleichbedeutend genommen, während wiederum ächte Müriden mit den Raibs verwechselt werden. Die wichtigsten Müriden sind: Hadschi Murad, der früher erwähnte Mörder Hamsad Begs, Ribit Mohamma, Hadschi Mollah, Soliman Effendi (welche beide letztere ausgezeichnete Redner sein sollen), Dschawat Chan, Sultan Daniel Beg, der frühere Herrscher von Elisui, und Surchai Chan von Kasikumük; als Raibs hingegen werden genannt: Schwaib Mollah in der großen Tschetschna, Hatschi Taschaff in Itschkeri, und Abarka Dibir in Ssolotau.

Als ich mich 1837 auf den südlichen Abhängen des Kaukasus befand, vernahm ich noch keine Kunde von Schamil. Man machte im Sommer desselben Jahres zwar eine Expedition von Kachien aus, um die Dido's und Unso's sich zu unterwerfen, da diese es besonders waren, welche in das Weinland Grusiens unausgesetzt Einfälle machten; man wagte sich aber gar nicht in ihre Thäler und erließ nur schwülstige Proklamationen. Man schien übrigens den Zweck erreicht zu haben, denn im Spätherbste kamen Abgeordnete der beiden Lesghier-Stämme, um ihre Unterwerfung anzuzeigen. Dabei scheint es aber geblieben zu sein.

1838 begann Schamil seine verheerenden Einfälle auf russischem Gebiete, besonders in Kumükien und in dem Gebiete des Schamchals. Es standen damals nur wenige



Truppen in diesen Gegenden, so daß ihm nicht der gehörige Nachdruck entgegengesetzt werden konnte. Das damals ihm zu Gebote stehende Terrain beschränkte sich nur auf die Gaue Itschkeri, Ssolotau und Awuch, und auf die Engpässe des Koifzu auf dem Wege nach Awar. Dort, an dem andischen Koifzu, erhebt sich ein steiler Felsen (wahrscheinlich aus feiner Molasse und nicht, wie Andere wollen, aus vulkanischem Tuffe bestehend), und auf dem schwer zugänglichen Gipfel hatte sich Schamil die dort schon seit langer Zeit existirende Burg Achulko zur Residenz erwählt. Ihn hier anzugreifen, dazu fehlte es an den nöthigen Hilfsmitteln, und man schob es deshalb bis zum nächsten Jahre auf.

Ermuthigt durch die Erfolge Schamils im Norden, wurden auch die südlichen Lesghier von Neuem raub- und beute-süchtig und machten einen Einfall in der Provinz Kuba, bei dem selbst die Hauptstadt bedroht wurde. Die hauptsächlichsten Theilnehmer an diesem Zuge waren die Bewohner der Stämme Ahti und Rutul, daher auch ihre Bestrafung und Unterwerfung für das Jahr 1839 beantragt wurde.

Russischer Seits traf man im Winter für den bevorstehenden Feldzug sowohl im Norden Daghestans, als auch auf der lesghischen Linie, die nöthigen Vorkehrungen, aber auch Schamil rüstete sich zur äußersten Vertheidigung; mit Hilfe der ihm damals fast allein ergebene Gaue von Itschkeri, Awuch und Ssolotau, sowie im Besitze der Koifzu-Pässe wagte er es, einer so bedeutenden Macht sich entgegenzusetzen. Den ganzen Winter hindurch verwendete er auf die Zugänge in das Innere genannter Gaue seine ganze Sorgfalt, und es entstanden eine Menge Befestigungen, die freilich einer europäischen Kriegskunst mit Kanonen nicht lange Widerstand zu leisten vermochten. General Grabbe, der damalige Chef der ganzen kaukasischen Linie, übernahm den Oberbefehl und beabsichtigte nichts weniger, als Achulko, den bis dahin sicheren Zufluchtsort Schamils, mit Gewalt zu nehmen. Diese Felsenburg liegt nicht weit von der Vereinigung des andischen mit dem



atarischen Koisku, in dem Winkel derselben, und hat deshalb besonders da sie auf dem südlichen Ufer des ersteren auf einem fast senkrecht aufsteigenden Berge erbaut ist, schon von selbst eine fast uneinnehmbare Lage. Das rechte Ufer des vereinigten Koisku oder des Ssulak (wie die Russen den Fluß von der Vereinigung an nennen) liegt bedeutend tiefer, als das linke, und um auf das südliche Ufer des andischen Koisku zu gelangen, war Grabbe gezwungen, den ganzen, durch eine Menge Schluchten und Thäler schwierigen Gau Ssolotau zu durchwandern und sich zunächst des feindseligen Dorfes Tscherkei (Tschirkai) zu bemächtigen. Doch vorher machte eine Abtheilung seiner Soldaten Einfälle in die tscherischen Wälder, in denen sich hart an der Gränze der tapfere Naib Hadschi Taschaff verschanzt hatte. Man bemächtigte sich zwar in der Mitte Mai zweier solcher Befestigungen, gab aber schon bald die weitere Besetzung der genannten Wälder auf.

Bei dem früher wichtigen Sklavenmarkte Enderi, in der dort angelegten den Bergvölkern „unverhofften“ Festung, in Wnesapnasa, sammelten sich die Truppen und gingen den Altaschju aufwärts. In seinem Duellengebiete wohnen zwei Tschetschen-Verbrüderungen, welche nach ihren Hauptdörfern Gobar (Chubar, russ. Stabsch. von 1844, Hubara in dem Bülletin der Expedition von 1845 nach Dargo) und Burtunai den Namen erhalten haben und hauptsächlich in der kumükischen Ebene Raubzüge machten. Die Einwohner wichen Schritt vor Schritt, und selbst Schamil, der sich bei Burtunai festgesetzt hatte, zog sich endlich nur vor den Kanonen zurück. Er ging nach Gumbet, um sich dort von Neuem zu verschanzen; Grabbe zog aber nach Tscherkei, dem großen und reichen Dorfe, auf fruchtbarer Terrasse hoch über dem Ssulak gelegen. Ein Theil der Bewohner war geflohen, aber die reicheren, welche vor der Verheerung ihrer schönen Obstgärten Sorge hatten, unterwarfen sich den vortheilhaften Bedingungen des russischen Generals.



Glücklich überstieg Grabbe den Rücken des andischen Kaukasus, um sich in das Bassin des andischen Koisku zu begeben und gelangte damit in den Gau Gumbet. Bei dem Dorfe Arguani kam es zu dem blutigsten und hartnäckigsten Treffen, was seit lange im Kaukasus geschlagen worden ist und zwei volle Tage dauerte. Augenzengen, die selbst am Kampfe Theil nahmen, versicherten mir, daß die Tschetschen mit wahrer Wuth jeden Fußbreit Landes vertheidigt hätten und endlich wiederum nur den Kanonen gewichen wären. Aber auch die Russen müssen tapfer gekämpft haben, weil sie, wenn auch an Zahl und Hilfsmitteln überlegen, doch endlich das Feld behaupteten.

Der andische Koisku wurde übersezt, und damit befand sich Grabbe in dem Gaue Koiskubui, der aber hier mit einer Reihe isolirter Felsenkuppen versehen ist und den Tschetschen eine Menge einzelner Vertheidigungspunkte darbot. Auch hier kamen die Russen nur langsam vorwärts und waren selbst gezwungen, bevor sie die Belagerung Achulko's unternahmen, die ganze Umgegend auf mehrere Stunden weit von den herumschwärmenden Feinden zu säubern.

Den 12. Juni begann die Belagerung und erst den 23. August zogen die Russen in die öde Beste ein. Die Vertheidigung wurde von Schamil mit der äußersten Sorgfalt geleitet; so oft die Russen sich mit Gewalt der Burg zu bemächtigen suchten, wurden sie wiederum mit blutigen Köpfen heimgesandt. Von allen Stürmen war der erste, der schon am 16. Juni erfolgte, den Russen im hohen Grade verderbenbringend gewesen. Man schloß endlich Achulko auf eine Weise ein, die jede Zufuhr unmöglich machte, und hoffte so den Feind zur Uebergabe zu bringen. Doch man war, wenigstens im Anfange, in Irrthum, denn Schamil hatte eine langwierige Belagerung vorausgesehen und sich auf mehre Wochen verproviantirt. Als aber die Russen noch nach 6 Wochen die Beste fortwährend einschlossen, begann sich doch allmählig Mangel an Lebensmitteln einzustellen.

Alle Ausfälle der Belagerten wurden mit Glück zurückgeschlagen und Hunderte der tapfern Tschetschen unterlagen; aber die Noth zwang sie immer wieder zu neuen unglücklichen Ausfällen.

Aber auch die Russen hatten eine so lange Belagerung nicht erwartet und ihr Vorrath wurde von Tag zu Tag geringer. Sie schlossen demnach die Beste noch enger ein und versuchten dann von Neuem sie mit Gewalt zu nehmen, doch die ausgehungerten und bereits bis zur Hälfte zusammengesmolzenen Tschetschen vertheidigten sich mit derselben Hartnäckigkeit wie früher. Mit ungeheurem Verluste wurden endlich am 17. Aug. die neuen, erst von Schamil angelegten, Befestigungen genommen; damit hatten die Russen festen Fuß gefaßt.

Auf das Aeußerste gedrängt, bot Schamil unter bestimmten Bedingungen die Uebergabe an und stellte seinen Sohn selbst als Geißel. Doch Grabbe verlangte unbedingte Unterwerfung und zunächst die Ueberlieferung Schamils selbst. Drei Tage der Ruhe traten ein, um endlich einem noch mehr erbitterten Kampfe Platz zu machen. Wahrscheinlich entkam Schamil in dieser Zeit und nahm an den folgenden Kämpfen gar keinen Theil. Moritz Wagner erzählt in einem Berichte in der allgemeinen Augsburger Zeitung (1844 No. 200) die Entweichung Schamils, ich vernahm aber von einem Augenzeugen, daß dieser Häuptling auf folgende Weise entkommen sei: Es war durch Spione zur Kenntniß des Generals gekommen, daß Schamil in der Nacht sich an der steilsten Stelle seiner Burg herunterlassen und entfliehen wolle. Die Wachen wurden verdoppelt, und wirklich bemerkte man an der besonders bezeichneten Stelle verdächtige Bewegungen. Auf dem Bauche rutschten zuverlässige Soldaten an den Fuß einer steilen Felsenwand, und als wirklich ein Strick, an dessen Ende ein Mensch gebunden war, bemerkbar wurde, verdoppelte man die Aufmerksamkeit. Der Tschetsche, unten angekommen, band sich los; der Strick brachte,



nachdem er wiederum hinaufgezogen war, bald einen zweiten und kurz darauf einen dritten. Alle Drei krochen auf dem Bauche vorwärts, als die Russen über sie herfielen und sie fesselten. Einer von ihnen gab sich als Schamil zu erkennen und lauter Jubel herrschte in der nächsten Umgebung des Generals, der seinem Kaiser versprochen hatte, den Schamil todt oder lebendig zu bringen. Kurze Zeit darauf wurden an derselben von Beobachtern entblößten Stelle von Neuem Stricke heruntergelassen, und der ächte Schamil entkam glücklich. Man bemerkte später im Koiku ein Floß und auf ihm Männer, die in geschäftiger Eile vorwärts ruderten. Es knallten sogleich die russischen Büchsen, doch die Flüchtigen entkamen auf das jenseitige Ufer. Am anderen Morgen hatte man den Irrthum erkannt.

Wüthend über die Täuschung, befahl der General schon am anderen Morgen einen Sturm. Hauptmann Schulze stellte sich mit seinen Getreuen, die rechts und links von der tödtlichen Kugel getroffen niedersanken, an die Spitze. Er selbst erhielt drei Schüsse, von denen der eine durch die Mundhöhle ging. Endlich war die Höhe erstiegen, und es begann ein Kampf, der furchtbar gewesen sein soll. Ich enthalte mich der näheren Beschreibung der Eroberung Achulko's, da außer Wagner noch ein anderer ungenannter Berichterstatter der allgemeinen Zeitung dieselbe im vorigen Jahre treffend geschildert hat. Den 23. August 1839 wehte das russische Panier auf den Ruinen Achulko's; aber der Sieg war theuer erkauf. Nicht 300 Russen blieben, wie offizielle Berichte erzählen, sondern über 2,000, denn allein von den 1,500, welche stürmten, erreichten nur 150 die Höhe. Die Zahl der Tschetschen, die geblieben, soll 700, also fast soviel, als die Burg vertheidigt hatten, betragen haben. Russische Berichte geben wiederum 1,200 Todte und 900 Gefangene an, aber ich frage, wie diese Masse in dem Bereiche einer engen Gebirgsburg Platz finden konnte, und welcher Proviant dazu gehörte, um sie fast zehn Wochen

lang zu ernähren? Sagen doch dieselben Berichte selbst, daß auch die Frauen lieber starben, als sich gefangen gaben.

Bald darauf ergab sich auch Dimri (Gimri), in der 1832 sich Kasim-Mollah festgesetzt hatte und getödtet wurde; aber die Einwohner Tscherkel's überfielen plötzlich eine Abtheilung Russen und machten eine nicht unbedeutende Beute. Grabbe beschloß sogleich, das übermüthige Dorf zu bestrafen; die Einwohner schickten ihm jedoch bald darauf Gesandte, um sich über das Geschehene zu entschuldigen und um das Geraubte auszuliefern. Dadurch entgingen die Tscherkeser ihrer Strafe, aber dem Dorfe gegenüber, auf dem tiefer gelegenen rechten Ufer des Ssulak, wurde die Eugens-Beste (Effenieffs russ.) angelegt. Eugen ist nämlich der Vorname des damaligen Oberbefehlshabers Golowin.

Nicht weniger glücklich wurde im Süden auf der Samurschen Linie der Feldzug vollendet. Es galt hier den räuberischen Lesghierstämmen von Ahti und Nutul, die schon seit mehren Jahren die Provinz Kuba beunruhigt hatten. Hier leitete der Oberbefehlshaber selbst die Expedition. Man ging auf der gewöhnlichen Handelsstraße, welche sich von Derbend den Samur aufwärts zieht, und fand, als man hinter dem Schahdagh angelangt war, den Feind auf den gegenüberliegenden Höhen aufgestellt, um dem Vordringen der Russen einen Damm zu setzen. Golowin ließ den Bergrücken gerade an seiner steilsten und höchsten Stelle ersteigen, und so sahen die Lesghier plötzlich ihre Feinde zum Theil noch hoch über sich. Erschrocken über die drohende Gefahr, von den Russen umzingelt zu werden, schickten sie Abgeordnete, um ihre Unterwerfung zu beantragen. Auf der rechten Seite des Samur wurden im Gaue Ahti die Besten Tiflis'sk und Ahti angelegt und dieser selbst unter militärische Aufsicht gestellt. Nutul erhielt den Sultan David von Eligui zum Verweser.

Nicht so glücklich endete für die Russen das Jahr 1840, als es begonnen. Schamil sah ein, daß er mit den Paar



Tausend seiner Landsleute der russischen Macht nicht lange widerstehen könnte, und daß er im vergeblichen Kampfe nur gränzenloses Unheil über sein Vaterland herbeiführen würde. Er machte deßhalb dem General Grabbe Vorschläge, die aber alle schnöde zurückgewiesen wurden. Man verlangte nichts weniger, als unbedingte Unterwerfung. Um die Itschkeren, den hartnäckigsten Tschetschenstamm, noch mehr einzuschüchtern, wurde ohnweit des früheren Sklavenmarktes Jaksfai, da wo der Fluß gleiches Namens aus dem Gebirge tritt, die Beste Gersel-Nul angelegt.

Ueber das übermüthige Verlangen der Russen empört, machte Schamil eine Rundreise durch das ganze Land der Tschetschen. Mit glühender Beredsamkeit schilderte er das Unrecht, welches seine Landsleute bis jetzt schon von den Russen erduldet hätten, wie der Herrscher der Ungläubigen nur darauf bedacht sei, den Islam auszurotten und den Propheten aller Propheten zu lästern. Sein geheimnißvolles Entkommen aus Achulko kam seinen begeisternden Reden zu Statten, denn durch das ganze Land verbreitete sich der Glaube, daß der Engel Gabriel selbst den frommen Priester entführt und zum Propheten geweiht habe. Das strenge Leben, welches er führte, seine genaue Kenntniß des Koran und die geistige Ueberlegenheit, womit er alle seine Landsleute überragte, verschaffte ihm trotz der vorjährigen Verluste ein Ansehen, wie er es früher nie besessen.

Die Russen ahnten nicht, was in den Wäldern der großen Tschetschna vorging. Man hatte zwar über die Versuche Schamils, seine Landsleute für sich zu gewinnen und das russische Joch, dem sie sich besonders seit Jermoloff im Jahre 1818 unterworfen, abzuschütteln, vielfache Kunde erhalten, aber die Erfolge des vorigen Jahres machte die Russen für alle vorsichtigen Maßregeln taub. Im Mai schon war der Angesehenste in der großen Tschetschna, Schwaib Mollah, gewonnen, und damit trat auf einmal das ganze Land auf Schamils Seite. Verheerende Einfälle waren der Anfang der

erneuten Feindseligkeiten. Schnell wurden die nöthigen Streitkräfte in Grosnaja gesammelt, und mit ihnen ging man die Ssunsha aufwärts bis dahin, wo das Flügchen Balerik auf der rechten Seite einfällt. Das Gebiet südlich von der Ssunsha gehört dem tapferen Tschetschenstamme Gëchi (Kighi), der vor Allem sich für Schamil erklärt hatte. Es kam zu einem Treffen, in dem die Tschetschen allerdings den Kanonen der Russen weichen mußten, aber doch wagten die Russen sich nicht weiter vor. Auch die bis dahin ruhigen Karabulaken begannen sich zu regen, und um den Aufstand nicht weiter westlich um sich greifen zu lassen, wurde an ihrer nördlichen Gränze, aber auf der linken Seite der Ssunsha, die Feste Kasach-Kitschu angelegt.

Während dieses in der Tschetschna geschah und Schwaib Mollah den Kampf gegen die Russen leitete, war Schamil in Awarien, um deren Bewohner, ohne Ausnahme Mohamedaner, für sich zu gewinnen. Gadschi Murad, der Mörder Hamzad Begs, war Verweser des Landes, hatte sich aber eben dadurch von der schlechten Verwaltung der Russen überzeugt. So oft er seine Landsleute in Schutz gegen Betrug, Druck und Hochmuth genommen, hatte er selbst Kränkungen jeder Art erfahren. Die Siege der Russen hatten sein Herz mit Trauer erfüllt, und als Schwaib Mollah und die ganze Tschetschna das Panier Schamils ergriff, fühlte auch er sich zu diesem hingezogen. So fand Schamil bei seinen Ueberredungen weniger Widerstand, als er geglaubt hatte. Gadschi Murad trat öffentlich zur Sache der Tschetschen über, und damit war auch für die Lesghier ein Beispiel zur Nachahmung gegeben.

Erschrocken über den neuen Verlust in Awarien, setzten die Russen schnell den Ahmed Chan von Dschingutai (Dschengutau) oder Mechtula zum Verweser Awariens ein. Ab-sichtlich vermieden sie, die aufgeregten Awaren durch einen russischen Offizier beherrschen zu lassen; von der Treue Ahmed Chans überzeugt, hatten sie auch völlig Recht, durch



einen eingebornen Fürsten das Land verwalten zu lassen. Die Einwohner blieben treu, aber doch sahen die Russen die Nothwendigkeit ein, sich des für die ganze östliche Hälfte des Kaukasus so gewichtigen Hochlandes mehr, als jetzt geschehen, zu vergewissern und beschloßen deßhalb, die wichtigsten Punkte zu besetzen. Doch dazu war es für das Jahr 1840 schon zu spät, zumal in der großen und kleinen Tschetschna der Aufstand immer drohender wurde.

Die Vorschläge Grabbe's wurden von den meisten Dörfern abgewiesen, und so versuchte der General, die Tschetschen durch Razzia's einzuschüchtern. Es war gerade die Zeit der Aernthe, und der Mais, wie die Hirse standen auf den Feldern mitten in den Wäldern noch in vollen Aehren. Diesen galt es zunächst, und wo keine unbedingte Unterwerfung erfolgte, wurde das Getreide niedergebrannt. Doch die, welche durch zeitige Rückkehr zum Gehorsam sich ihre Felder unversehrt erhielten, fielen wiederum der Bestrafung Schamils anheim. Ihre Dörfer wurden verwüstet, und dadurch noch mehr eingeschüchtert, traten auch die, welche bis dahin den Russen treu geblieben, bald auf seine Seite.

Man hatte zwar den Befehl ertheilt, Gechi und ein zweites, Majoran genanntes Dorf zu besetzen, aber die Tschetschen machten dem kommandirenden Generale soviel zu schaffen, daß weder Zeit, noch Hilfsmittel dazu vorhanden waren. Es unterblieb nicht allein für dieses Jahr, sondern hat bis jetzt (1847) noch nicht geschehen können, obwohl Gechi von der Esunsha-Linie nicht weiter als zwei Meilen entfernt ist.

Der Winter machte allen ferneren Operationen ein Ende. Man sah sich auf einmal, trotz der Siege von 1839, in einer mißlichen Lage, denn man hatte es nicht mehr mit einem Häuptlinge und seiner Burg zu thun, das ganze Tschetschenvolk, mit Ausnahme der Inguschen und Kisten, war aufgestanden. Man besaß längs der Esunsha zwar schon vier Befestigungen: Naeran, Wolynskoje (früher Pregradnyi

Stan, d. i. schöne Station), Grosnaja, und das im vorigen Jahre erbaute Kasach-Kitschu; aber doch hielt man noch die Erbauung zweier andern: Sakanjurt, dem Einflusse des Walerik in die Ssunsha gegenüber, und Umachanjurt, am Einflusse der Ssunsha in den Terak, für nothwendig.

Noch wichtiger war Avarien, dessen Bewohner noch nicht aufgestanden waren. Die Straße dorthin geht über ein Kalkgebirge, was die äußerste und über dem Sulak gelegene Ausbreitung des andischen Kaukasus darstellt und auf dessen östlichen Abhängen die Herrschaft Mechtula liegt, nach dem Anfange der Koisgu-Engpässe, die von einer Reihe von Bergkuppen beherrscht werden. Alle diese, welche schon früher von den Einwohnern besetzt und bewohnt waren, wurden zu russischen Besten umgewandelt. So entstanden die Besten Burduk-Kaleh, Unzukul, Balakany, Surjan, Ssatanüch und Moksof, aber auch Simri, Achulko und Chunsak wurden befestigt. Schamil legte nicht das geringste Hinderniß in den Weg, denn er wußte, daß er ohne den Beistand der Einwohner nichts vermochte, mit diesen aber auch bald Herr von allen diesen Besten werden würde. Das Terrain war ihm so günstig, daß, wie auch der Erfolg gezeigt hat, er nur im Norden die Kommunikation abzusperrern brauchte, um damit die Besten zur Uebergabe zu zwingen. Ihm lag zunächst am Herzen, den so gesteigerten Fanatismus der Tschetschen nicht erkalten zu lassen.

In der Tschetschna stand Alles in Feuer und Flammen, denn die Russen fuhren fort, Razzia's zu machen und die Auls (Dörfer) niederzubrennen. Trotzdem bestimmte Schamil selbst noch die Bewohner der meisten Dörfer der kleinen Tschetschna, sich auf seine Seite zu schlagen und sich zum Theil der eigenen Sicherheit halber über der Ssunsha anzusiedeln. Der neuen Ssunsha-Linie zum Troß machte der kühne Häuptling sogar an der Terak-Linie verheerende Züge und brannte allenthalben die Vorräthe an Heu und Getreide der Linienkosaken und der Festungsmannschaft nieder. Mehrere Mal zog er,



mit Beute reich beladen, in seine schwer zugänglichen Wälder zurück. Als er vernahm, daß der Kommandant von Kiskar den bedeutenden Transport von 40,000 Stück Vieh, besonders von Schafen, durch die kleine Tschetschna führen sollte, erschien er plötzlich mit einer bedeutenden Macht und griff das schwache Konvoi mit einem solchen Nachdruck an, daß nicht allein alles Vieh, sondern auch die Kanonen in seine Hände fielen. Dieses geschah fast unter den Augen der Kommandanten von Grosnaja und Tschernolennoi, die Hilfe abzuschicken weder Zeit hatten, noch es ohne neuen Verlust wagen durften. Schamil war lange in seine Wälder zurückgekehrt, als von russischer Seite die Verfolgung geschah.

Glücklicher waren die Russen mit der Eroberung von Tscherkai, dessen Bewohner ihre Feindseligkeiten wiederum begonnen hatten. Man versuchte, von der Beste Eugen aus eine Brücke auf das gegenüberliegende Ufer zu schlagen, fand aber einen solchen Widerstand, daß man schon bald den Plan aufgeben mußte. Das linke Ufer ist, wie gesagt, weit höher, und da die Tschetschen außerdem mit Kanonen versehen waren und sehr gut zielten, so wurde die Ausführung um so schwieriger. Man ging deshalb den Sulak gegen 30 Werst abwärts und kam dort glücklich hinüber. In ihren vier Pfählen bedroht, setzten die Tscherkeser nur geringen Widerstand entgegen und unterwarfen sich endlich von Neuem. Um sie aber von nun an in besserem Gehorsam zu erhalten, schlug man eine Brücke über den Fluß und setzte so die Eugens-Beste mit dem Dorfe in offene Kommunikation.

Die Ereignisse auf dem Kriegsschauplatz, welche die Kräfte so sehr in Anspruch nahmen, daß alle Operationen auf der Tscherkessen-Linie aufgegeben werden mußten, hatten mehr als je die volle Aufmerksamkeit des Kaisers in Anspruch genommen. Dazu kamen noch ungünstige Nachrichten aus Transkaukasien. Die neue Verfassung des Baron Hahn hatte fast das ganze Land in Aufruhr versetzt; Achalzik



und Armenien hatten zum Theil ihre Behörden verjagt und das Einschreiten einer bewaffneten Macht nothwendig gemacht. Der Kaiser hielt es für nöthig, von Neuem Jemand an den Kaukasus zu senden, der ihm die Lage der Dinge klar und deutlich auseinandersetzen konnte. Der Kriegsminister Graf Ischernitschew wurde dazu beauftragt und ging schon im Frühlinge des Jahres 1842 dahin ab. In drei Monaten machte er dort eine Rundreise von 4,000 Werst. Ob er bei einer solchen Schnelligkeit das Land aber wirklich so kennen gelernt hat, als nothwendig war, wird gewiß mit mir Jedermann bezweifeln.

Grabbe, durch die Verluste der beiden vorigen Jahre betroffen, nahm sich vor, den Kriegsminister, wenn ihn sein Weg auf die Terel-Linie führen würde, mit einer ähnlichen glänzenden That, wie die Eroberung von Achulko war, zu überraschen. Er bezweckte nichts weniger, als den Zufluchtsort Schamils und dessen eigentliche Heimath, Dargo, ein großes, aber offenes Dorf an den Quellen des Jakkai, zu zerstören und damit den Feinden zu zeigen, daß für die Russen Alles erreichbar sei. Er selbst wollte die Expedition leiten.

Am 29. Mai zogen 8,600 Mann aus Gersel-Nul den Jakkai aufwärts. Dichte Wälder bedecken das im Anfange breite Thal und nicht minder dichtes Gehölz erscheint auch auf den vielfach zerrissenen Höhen des Kalkgebirges, um jedem Eindringen die größten Schwierigkeiten entgegenzusetzen. Nach gewohnter Weise trafen die Itskerer, die dieses Mal ihre Wälder allein vertheidigen sollten, im Anfange nur geringe Vorkehrungen; aber ihr Naib, Hadshi Taschaff, fiel, als die Russen sich in einer Schlucht befanden, mit um so größerer Wuth über sie her und richtete ein fürchterliches Blutbad an. Grabbe, von allen Seiten eingeschlossen, gab schon bald seinen weiteren Marsch auf und ließ den Rückzug antreten. Kaum sahen dieses die Feinde, als ihre Macht sich zu verdoppeln schien, und mit furchtbarer



Kraft warfen sie sich auf die Russen. Noch nie hatten die Wälder Itscheriens ein solches Blutbad gesehen. Es bedurfte der ganzen Energie des sonst in dem Kriege mit den Tschetschen so bewanderten und durch persönliche Tapferkeit nicht weniger, als durch eminente Geistesgaben ausgezeichneten Generals Grabbe, um eine völlige Auflösung des Heeres zu verhindern. Die todtbringende Kugel galt vorzüglich den durch bessere Kleidung ausgezeichneten Offizieren. Von 60 Offizieren kamen nur 24 wiederum nach Gersel-Aul zurück; über 2,000 Soldaten wurden eine Beute des Todes. Die ganze Bagage und die meisten Kanonen waren in die Hände der Feinde gefallen. In den traurigsten Umständen langte das Heer wiederum in der ihnen Schutz verleihenden Beste an, und zum ersten Male erhielt nach langer Entbehrung der gemeine Soldat wiederum hinlänglich Speise. Bald darauf kam Graf Tschernitschew und war Zeuge des schmähligen Rückzuges, der um so empfindlicher für Grabbe wurde, als er im Frühjahr schon alle Vorkehrungen zu glänzenden Siegesfesten getroffen hatte.

In Petersburg wurde das Unglück dem Chef zugeschrieben, und so sehr Grabbe sich auch bis dahin ausgezeichnet und mit einer nicht genug anzuerkennenden Umsicht in die schwierigen Umstände sich gefunden hatte, so fiel er doch in Ungnade und wurde durch General Gurko ersetzt. Zwei Jahre später erlitt Graf Woronzoff in denselben itscherischen Wäldern noch größere Verluste und wurde zum Fürsten ernannt. Außer Grabbe verlor die kaukasische Linie in demselben Jahre auch auf der Tscherkessenseite den General Saß, der ebenfalls in Ungnade fiel. Laut jubelten die Tscherkessen über diese Nachricht.

Schamil nahm an dem Kampfe seiner Landsleute in dem Jahre 1842 nirgends Antheil, ihm lag es mehr daran, die Lesghier für sich zu gewinnen. Bis jetzt hatten diese nur für sich Einfälle gemacht und an dem allgemeinen Wohle des Vaterlandes noch gar keine Theilnahme gezeigt. Wenn

er im Anfange die meisten Stämme auch keineswegs für sich gewann, so regte er doch ihren alten Haß gegen die Russen auf. Im Geheimen knüpfte er auch mit den Söhnen der Herrscherin von Kasi-Kumük Verbindungen an, die schlaue Mutter verstand aber, diese in ihrer Treue zu erhalten. Da die Verhandlungen zu nichts führten, versammelte Schamil eines Abends die Schaar seiner Getreuen um sich und zog in der größten Geschwindigkeit nach Kumük, um die ganze fürstliche Familie aufzuheben und die Kaskumüken zur Theilnahme am heiligen Kampfe zu bestimmen. Das Erstere gelang.

Es geschah dieses im Spätherbste 1842. Als man in Tiflis die Nachricht erhielt, wurde Obrist Ssaliffin beauftragt, mit allen ihm zu Gebote stehenden Hilfsmitteln schnell ins Gebirge zu rücken und das Vordringen Schamils zu verhindern. Mit 300 Mann brach der tapfere Obrist auf und besetzte den Paß, der aus der Herrschaft Kuräle nach Kumük führt. Obwohl Schamil unter den Kaskumüken nur wenig Anhang gefunden hatte, blieb er doch ruhig in Kumük, bis endlich Fürst Argutinsky mit den nöthigen Truppen erschien und ihm den Besitz des Landes wiederum streitig machte. Man sah russischer Seits nun auch die Nothwendigkeit ein, das Chanat Kasi-Kumük militärisch zu besetzen und sich eine Straße dahin offen zu erhalten. In Kuräle wurden deshalb die Burgen von Kurach und Tschirach ausgebessert und mit den nöthigen Besatzungen versehen. Auch Kumük setzte man in gehörigen Stand und legte einige Rotten zur Vertheidigung hinein.

Im Winter 1842—43 hielt sich Schamil vorzugsweise in den westlichen Gauen Awariens, die schon seit langer Zeit die Herrschaft ihres Chanen abgeschüttelt hatten, auf und brachte diese auf seine Seite. Dann durchzog er von Neuem das ganze Land der Tschetschen. Fast jedes Dorf hatte einen Führer, der, oft nur von 20—30 Männern begleitet, Einfälle auf russischem Gebiete machte. Von allen



Seiten kam den Russen die Kunde, daß Schamil Alles aufbiete, um sie zunächst aus Avarien zu verjagen; man machte zwar in Tiflis die nöthige Anzeige und bat um Verhaltungsmaßregeln, war aber doch nicht vorsichtig genug.

Graf Tschernitschew hatte mit eigenen Augen gesehen, was ein fanatisirtes, wenn auch noch so kleines Volk vermag, er hatte die Terrain-Schwierigkeiten kennen gelernt und sich von der Verschiedenheit einer kaukasischen Kriegsführung hinlänglich überzeugt, er glaubte deßhalb seinem Kaiser keinen besseren Rath ertheilen zu können, als wenn er die Defensivvorschläge. Der Kaiser ging darauf ein. Man wollte die Gränzen im Kaukasus festhalten, wie sie jetzt der status quo mit sich gebracht habe, aber die so gezogene Linie mit den nöthigen Vertheidigungsmitteln versehen. So hoffte man den Fanatismus, besonders der Tschetschen, mit Hilfe der Zeit zu mildern, und da auch andere friedliche Mittel in Bewegung gesetzt werden sollten, um die Bergvölker für sich zu gewinnen, so konnte — meinte man — derselbe Zweck leichter erreicht werden, als durch Gewalt. Doch man war im Irrthume. Der Haß gegen die Russen hatte bereits einen so hohen Grad erreicht und Schamil war seiner eigenen Kraft und der Terrain-Vortheile seines Vaterlandes auf eine Weise bewußt worden, daß er den Kampf mit Glück fortzusetzen sich getraute. Daß die Russen die Offensive aufgaben, hielten die Bergvölker für Schwäche, und da jene außerdem viele Tausende von Silberrubeln an mächtige Häuptlinge ausgaben, so glaubten die Tschetschen und Lesghier sich um so mehr befähigt, die Russen ganz aus dem Kaukasus zu vertreiben.

Plötzlich brach der Sturm im Frühjahr von allen Seiten los. Die Tschetschen fielen über die Esansha- und Terel-Linie her und wiederholten dieselben Verwüstungen, welche die Russen in den feindlichen Gauen vorher sich hatten zu Schulden kommen lassen. Mosdok wurde sogar förmlich belagert und nur die Tapferkeit der Bewohner und zeitige



Hilfe rettete die Festung. Noch schlimmer erging es den Russen in Awarien, wo eine Beste nach der andern in die Hände der Feinde fiel. Hadjschi Murad, der frühere Verweser des Landes, leitete hier die Operationen. Zum Unglück für die Russen war kurz vorher der Chan von Dschingutai, der, wie oben gesagt, dem Hadjschi Murad in der Verwaltung des Landes gefolgt, gestorben; damit hatte der russische Einfluß ungemein verloren. Zwar verwaltete wiederum kein Russe, sondern der armenisch-grusische Fürst Orbelian unter dem militärischen Beistande des Hauptmanns Paskef und einiger Notten Soldaten das Land, aber die Gährung und die Unzufriedenheit mit den Russen hatte bereits Wurzel gefaßt. Wenige Dörfer blieben treu, mußten aber diese Treue auf schreckliche Weise büßen, denn die Wohnungen wurden niedergerissen und ihre Einwohner tiefer ins Innere übergesiedelt.

Leider ist mir die Eroberung Awariens durch Hadjschi Murad nur oberflächlich bekannt; was ich darüber vernahm, war so widersprechend und zum Theil selbst unwahrscheinlich, daß ich Bedenken trage, hier alle einzelnen Erzählungen wiederzugeben. Einige der Besten gab man der sich mehrenden Gefahren halber von selbst auf und auch der Hauptmann Paskef erhielt den Befehl, Chunsak zu räumen und es sich selbst zu überlassen. Doch zuvor sprengte er die Festungswerke in die Luft und zog dann mit seinem Häuslein ab, während Orbelian blieb und später gefangen genommen wurde.

Paskef ging auf der gewöhnlichen Straße nach Temir-Chan-Schura nordwärts, aber schon bald setzte sich ihm Hadjschi Murad entgegen. Es ist hier nicht der Ort, den glänzenden Rückzug Paskefs weitläufig zu beschreiben, zumal er in der Allgemeinen Augsburger Zeitung (1844 Nr. 179) von einem Unbenannten seine Anerkennung gefunden hat; ich führe deshalb nur die Hauptsachen auf. In dem verlassenen Surjan, einer russischen Beste, hielt sich Paskef



30 Tage lang gegen eine nicht unbedeutende Uebermacht. Dann wurde ihm in den Koifu=Engpässen von Neuem der Weg versperrt und er sah sich gezwungen, sich an einer günstigen Stelle zu verschanzen. Alle Aufforderungen, sich zu ergeben, wies er von sich, und blieb seinem Vorgesetzten selbst noch treu, als die falsche Nachricht zu ihm gelangte, Temir=Chan=Schura sei erobert und Klufe von Klufenau, der Kommandeur des daghestanischen Detachements, in Gefangenschaft gerathen. Schamil selbst ließ Paskef sagen, daß er seiner Tapferkeit die höchste Achtung zolle, daß er aber sich und seine Leute vergeblich opfere, da Temir=Chan=Schura in seinem Besitze sei.

Allerdings hatte Schamil zu gleicher Zeit versucht, sich dieser wichtigen Beste zu bemächtigen. In aller Eile rückte Klufe von Klufenau zwar zum Ersatze herbei, wurde aber von Schamil geschlagen und gezwungen, in derselben Festung, die er entsetzen wollte, Zuflucht zu nehmen. Wochen lang blieb Schura eingeschlossen, bis endlich General Freitag, der jederzeitige Helfer in der Noth, zur Hilfe kam und Schamil zwang, sich ins Gebirge zurückzuziehen.

Paskef kam bis dahin in eine sehr kritische Lage, denn aller Mundvorrath war aufgezehrt, und die Munition an Pulver und Blei ging ebenfalls auf die Neige. Ein Pferd wurde nach dem andern geschlachtet, aber auch dieses Ersatzmittel näherte sich seinem Ende, und Paskef sandte schon einen Unterhändler an Schamil. Doch waren dessen Bedingungen zu hart und so zogen sich die Verhandlungen in die Länge. Endlich drohte der siegreiche Häuptling mit Eröffnung der Feindseligkeiten, da wurde Temir=Chan=Schura entsetzt und Klufe von Klufenau erschien, um nun auch den Paskef zu befreien. Allgemeiner Jubel erschallte in den Bergen und triumphirend zog die tapfere Schaar in der oben genannten Beste ein, um sich allmählig von den unsäglichen Strapazen und Entbehrungen zu erholen. Leider befand sich aber der Unterhändler noch bei Schamil und starb unter zahllosen

Martern, die der in seinen Erwartungen getäuschte Häuptling unmenschlicher Weise über ihn verhing. Als die Kunde von der Heldenschaar nach Petersburg kam, belohnte sie der Selbstherrscher aller Reußen wahrhaft kaiserlich. Paskef wurde augenblicklich zum Obrist ernannt und war im Jahre 1845 bereits General, als Woronzoff die unglückliche Expedition nach Dargo unternahm. Dort, wie ich später erzählen werde, endete er leider schon seine so rühmlich begonnene Laufbahn.

Die Siege Schamils hatten ganz Lesghistan aufgeregt und einer der eifrigsten Müriden, Achwerdi Mohamma, versammelte eine große Schaar raub- und beutesüchtiger Lesghier, um zunächst den Fürsten von Elisui, Sultan Daniel, und das tapfere Bergvolk der Thuschen (Thuschizen, Thuschetzen) zum Aufstande zu bewegen. Beide waren aber Rußland treu ergeben. Die Thuschen wiesen alle noch so gut gemeinten Vorschläge zurück, während der schlaue Sultan Daniel unter allerlei Vorwand die Unterhandlungen in die Länge zu ziehen suchte. Achwerdi Mohamma zog den andischen Koifu aufwärts bis in das Gebiet seiner Quellen, zu den Sommerwohnsitzen der Thuschen. Das tapfere Bergvölkchen setzte aber einen hartnäckigen Widerstand entgegen; die Lesghier wurden mit großem Verluste zurückgeschlagen. Achwerdi Mohamma selbst blieb; sein Leichnam wurde unter großem Geheule über die Berge gebracht und dort in heiliger Erde bestattet. Unrichtig sind deßhalb die Zeitungsnachrichten, welche diesen tapferen Müriden bald in der Kabarda, bald bei Wladikaukas fallen lassen. Nicht er begleitete den Hadschi Mollah nach Tscherkessien, sondern Soliman Effendi, aber ein Jahr früher hatte er ebenfalls versucht, die Kabarder für Schamil zu gewinnen.

Die Sendung Hadschi Mollahs nach Tscherkessien verfehlte ihre Wirkung. Die zehnjährigen Kämpfe mit den Russen hatten auch die Tscherkessen ermattet, und so war ihnen die Ruhe, welche jetzt durch den Kampf mit Schamil



auf der Westseite der Linie eingetreten, zu lieb, um sie freiwillig wieder aufzugeben. Selbst die bis dahin erbitterten Feinde der Russen, die Abadsechen, wichen den Versuchen Hadjschi Mollahs aus. Es gelang ihm zwar, am Karakuban eine Versammlung der meisten Tscherkessen-Stämme zu Stande zu bringen, vergebens sprach er aber dort in feuriger Rede und mit der an ihm bewunderten Begeisterung für die Freiheit des Gebirges und seiner tapfern Bewohner; er fand fast allenthalben taube Ohren. Die Russen hatten freilich auch hierher ihre Spione gesendet und alle Mittel in Bewegung gesetzt, um die Vereinigung der Tscherkessen mit Schamil zu hintertreiben. Es wurden weder lockende Versprechungen, noch Geld geschont, um die Angelegenheiten indirekt für sich zu gewinnen. Vor Allem stellte man die Freilassung des Sklavenhandels in Aussicht. Nur der bekannte Tscherkessen-Häuptling Manfur-Beg, die Ubychen und Dschighethen (Tschigetten) *) erklärten sich für Hadjschi Mollah. So kehrte dieser Müüde unverrichteter Sache nach dem Osten zurück.

Mit der Eroberung Awariens war aber Schamil noch keineswegs zufrieden, denn er beabsichtigte nichts weniger, als den Herrscher von Tarku zu verjagen oder gefangen zu nehmen. Es bedurfte der ganzen Aufmerksamkeit Klufe von Klufenau's, um die häufigen Einfälle der feindlichen Lesghier zurückzuschlagen. Die Lage der Russen und besonders des Schamchals wurde um so bedenklicher, als sich selbst die Kuschen und zum Theil auch die Kaitachen dem Aufstande angeschlossen hatten. Von den letzteren war es besonders

*) Dschighethi nennen die Grusier Tscherkessen, und ohne Zweifel ist die Benennung mit der altgriechischen von Zichien, welches nach den Griechen längs des Meeres lag, identisch. Dschighethen heißt aber auch ein (tscherkessischer?) Stamm, der nordwärts von den russischen Abassen (Abchassen) seine Wohnstätte hat und eine besondere Sprache sprechen soll. Ueber die Tscherkessen siehe in der Beschreibung der vorigen Reise Band I., Seite 261 — 542.

der Stamm der Sjurgen, der bis nach Dərbend hin ver-
 heerende Einfälle machte. Auch das Dorf der Waffen-
 schmiede, Kuwetschi, schloß sich Schamil an und verpflichtete
 sich, nur an Theilnehmer am heiligen Kampfe Waffen ab-
 zugeben.

Gegen das Ende Novembers brach der Hauptsturm los.
 Ganz Akuscha und besonders die Verbrüderung der Judakaren
 erhob sich zur Bekämpfung ihres früheren Oberherrn, des
 Schamchals von Tarku. Eine Schaar von Lesghiern wälzte
 sich einer Lawine gleich vom Kaitachgebirge herab in die
 fruchtbaren Thäler und Ebenen am kaspischen Meere. Die
 Akuschen, seit vielen Jahrhunderten von den benachbarten
 Fürsten in Sold genommen, waren von allen Lesghiern am
 Meisten mit einer regelrechten Kriegsführung vertraut und ver-
 mochten deßhalb im offenen Felde mehr, als ihre Landsleute
 im Gebirge. Die wohlhabende Residenz des Schamchals lockte
 sie vor Allem, und außerdem, daß sie sich durch die Eroberung
 Tarku's eine große Beute versprachen und namentlich sich in
 Besitz der Niederlagen von Proviant und Munition, welche
 die Russen in dem am Meere gelegenen, aber von festen
 Mauern umgebenen und Nisowoje genannten Theile der
 Stadt besaßen, zu setzen hofften, konnte auch der Schamchal
 selbst, dieser immer noch im ganzen Daghestan als heilig
 betrachtete Herrscher, in ihre Hände fallen und dadurch den
 Russen ein wichtiger Bundesgenosse entrisen werden.

Mit wahrer Wuth warf sich die beutesüchtige Schaar
 auf Nisowoje, aber die dort aufgestellten Kanonen brach-
 ten sie bald zum Weichen. Eine volle Woche wurde die
 Beste eingeschlossen; die Chefs jedoch der darin liegen-
 den Notten Soldaten, Babanoff und Bolotnikoff, verthei-
 digten sich auf das Hartnäckigste. Am 1. Dezember kam
 endlich aus Temir-Chan-Schura Entsaß und der Feind war
 gezwungen, sich in das Gebirge zurückzuziehen, schweifte
 aber den ganzen Winter hindurch bis an die Thore Tarku's.
 Gegen Abend durfte Niemand mehr wagen, sich nur eine



kurze Strecke von der Stadt zu entfernen, und selbst am Tage wurden Leute in das Gebirge geschleppt.

Den Akuschen schlossen sich, wie gesagt, die Ssurgen an. Dieser Kaitachenstamm stand ebenfalls bis dahin unter einem die russische Oberherrschaft anerkennenden Kadi, hatte sich aber bis jetzt noch nicht um seinen Oberherrn bekümmert. Ihm war genug, daß die russische Regierung ihn von seinem eigentlichen Herrn, dem Fürsten von Kaitach, unabhängig erklärt und gegen ihn in Schutz genommen hatte. Der Aufstand der Ssurgen erregte auch die anderen Kaitachen, und um den Akuschen, welche reiche Beute gemacht hatten, in der Bekämpfung des gemeinsamen Feindes nicht nachzusehen, zogen sie raubend und plündernd ebenfalls bis zum kaspischen Meere. In Rajakent und Welikent, den Hauptörtern zweier zum derbendschen Kreise gehörigen Distrikte, nahmen sie die russischen Behörden gefangen. Damit war die den Russen unentbehrliche Kommunikation zwischen Tarku und Derbend vollständig unterbrochen. Fürst Argutinsky, der Chef des kamurschen Detaschements, eilte in aller Geschwindigkeit nach dem kaspischen Meere und vertrieb (wenn ich nicht irre) zu Ende Januar 1844 die Feinde wiederum aus ihren festen Stellungen. Um die bis dahin wenn auch nicht gerade treu gebliebenen, aber doch nicht förmlich zu Schamil übergetretenen Dörfer des unteren Kaitachgebirges für sich zu gewinnen, stellte Argutinsky die Würde eines Ufmei (Uzmei) wieder her und ertheilte sie dem aus der oben erwähnten allgemeinen Ermordung der herrschenden Familien übrig gebliebenen Dschamoff-Beg, der, ohne am Kriege Theil genommen zu haben, den Rang eines russischen Majors besaß. Für den Augenblick hatte Argutinsky richtig gerechnet, der untere Theil Kaitachs blieb ruhig und der obere wagte keine neuen Einfälle mehr zu machen.

Während aber die Russen im unteren Kaitach beschäftigt waren, erhielten sie tiefer im Gebirge, aus dem Argutinsky erst marschirt war, eine neue Schluppe. Surchai Chan von

Rasikumük benutzte nämlich die Abwesenheit des Generals, um die erst ein Jahr vorher von den Russen angelegte Feste Tschirach zu zerstören. Er sammelte schnell eine große Schaar Lesghier (aber doch nicht 12,000, wie russische Berichte erzählen) um sich und stieg des Nachts über die Höhen in das Quellengebiet des Gürgüreh:schai herab. Mit lautem Geheule warf sie sich zuerst über das unglückliche Dorf, in dem ein Bataillon des apscheronischen Grenadierregiments lag, und hieb, was ihr entgegen kam, nieder. Ein Fähndrich, Tscherbini, rettete sich in einen Minareh und setzte hier eine kurze Zeit den heftigsten Widerstand entgegen; er unterlag mit allen den Seinen. Nun wandte sich die ganze Schaar gegen die durch vier Bastionen geschützte Feste. Dort befehligte der Kapitän Dwetschkin und sandte den Anstürmenden ein Kartätschenfeuer entgegen. Drei Mal stürmten die Lesghier und drei Mal wurden sie zurückgeworfen. Von nun an schlossen die Feinde die Feste nur ein und versuchten bisweilen einen Angriff, um die Russen zu ermüden und so endlich zur Uebergabe zu zwingen. Nach drei Tagen der Belagerung war das Häuflein der Russen schon bis auf 70 herabgesunken und selbst diese wenigen vermochten nur noch geringen Widerstand entgegenzusetzen, denn die Munition fing an auszugehen und Mangel an trinkbarem Wasser trat ein. Da kam endlich Entsatz und in großer Unordnung flohen die Lesghier in ihre Berge zurück.

Ein noch gefährlicherer Feind wurden die Awaren, welche Hunger und Elend in die Rußland unterworfenen Gaue zur Plünderung trieben. Schamil und mehr noch der frühere Verweser des Landes, Hadshi Murad, hatten Awarien und besonders die bis dahin den Russen noch treuergebenen Dörfer entsetzlich verwüstet, so daß eine allgemeine Hungersnoth eintrat. Ein Theil der Einwohner war zwar gezwungen worden, sich höher im Gebirge anzusiedeln, litt aber dort ebenfalls Mangel an Lebensmitteln. Russische Offiziere erzählten mir, daß vor Allem die Verzweiflung diese unglück-



lichen Menschen in die den Russen unterworfenen Dörfer getrieben hätte, nur um zunächst den quälenden Hunger zu stillen. Bis auf die Knochen abgezehrt, als treues Bild des größten Elendes, erschienen sie selbst am Tage in der Nähe der Besten, um dort etwas auszuspioniren, was ihnen als Nahrung dienen könnte.

Der Oberbefehlshaber Golowin war schon im Anfange des Jahres 1843 abberufen und durch Reidhardt ersetzt worden. In ganz Rußland ist nur die eine Stimme über den zuletzt genannten General, daß er nämlich nicht allein ein in hohem Grade befähigter Feldherr war, sondern sich auch sonst durch hervorragende Eigenschaften auszeichnete. Dem Golowin gab man das Zeugniß der Schwäche, er besaß daher nicht die Kraft und die Energie, welche seine Stellung in so hohem Grade verlangte. Er ist jetzt Generalstatthalter in den drei deutschen Ostseeprovinzen und war früher Minister des Kultus in Polen gewesen, wo er sich bewährt hatte. Da die kaukasischen Provinzen vor Allem eines guten Administrators bedurften, glaubte wohl auch der Kaiser, mit Golowin eine gute Wahl getroffen zu haben, aber, weil mehr noch ein kräftigerer Arm zur Beherrschung des Kaukasus gehört, hatte sie doch nicht den erwünschten Erfolg; so wurde Reidhardt, der beides in sich vereinigen sollte, jetzt zu diesem Posten erwählt. Man sagt, daß Reidhardt lange Zeit sich geweigert habe, die ehrenvolle, aber doch gefährliche Sendung seines Kaisers anzunehmen. Er kannte die mißlichen Umstände und ließ sich nicht durch die lockendsten Aussichten täuschen. Er wußte, daß ein Krieg mit tapferen und fanatischen Bergvölkern keine leichte Sache sei, und so stimmte auch er dem Vorschlage Tschernitscheffs bei, das unfruchtbare, nichtsversprechende Gebirge sich ferner selbst zu überlassen und nur die beutesüchtigen Bewohner streng zu bewachen.

Doch auch Reidhardt hatte sich, wie aus den Berichten des Jahres 1843 deutlich geworden ist, getäuscht, denn eine



Unglücksnachricht kam nach der anderen nach Tiflis und von da nach Petersburg. Man sah endlich ein, daß auf gütlichem Wege gar nichts mit den Bergvölkern auszurichten sei, und daß nur die größte Konsequenz in den einmal gefassten Beschlüssen und vor Allem Energie zu einem Ziele führen könnten. Es wurde deßhalb beschlossen, den kaukasischen Krieg mit allem Nachdrucke wieder zu beginnen und ihn wo möglich mit einem Male zu beendigen. Reidhardt stellte dem darüber in Petersburg niedergesetzten Kriegsrathe allerhand Vorstellungen entgegen, sein sicherer, aber bedächtiger Operationsplan wurde leider verworfen. Obrist Wolf, Adjutant des Kaisers, ward in aller Eile an den Kaukasus entsendet, um seinem Herrn selbst näheren Bericht zu erstatten. Auch dann verharrete man noch im Kriegsrathe auf dem entworfenen Plane, Schamil und seine Anhänger mit einem Male von allen Seiten anzugreifen und zu einer Zeit nach dem Centralpunkte der Feinde vorzurücken. Man sah damit auch die Unzulänglichkeit der bis dahin an der östlichen Hälfte des Kaukasus stehenden Truppen ein und so wurde General Lüders beordert, mit seinem ganzen Korps aus Odessa nach Kaukasien zu rücken. Auch aus dem Inneren Rußlands kamen von mehren Regimentern einzelne Bataillone auf der Linie an, um ebenfalls zum Gebirgskriege verwendet zu werden.

So stand im Frühjahr 1844 eine furchtbare Macht diesseits und jenseits des Kaukasus, wie sie seit Dschingis-Chan und Timur nicht gesehen worden war. 150,000 Mann waren bereit, den Kampf mit einem Lande zu beginnen, welches kaum noch einmal soviel Einwohner hat und doch sind die Bergvölker, nachdem dieselbe Macht nun wiederum zwei Jahre sie zu erdrücken gedroht hat, siegreich geblieben. In keinem Jahre haben aber die Russen so viel Unglück gehabt, als 1844, und es schien wirklich, als hätte sich ein höheres Geschick mit den Bergvölkern verbunden, um die russische Uebermacht, gleich der spanischen Armada,

zu Schanden werden zu lassen. Man hat hier und da das Mißlingen des Feldzuges von 1844 dem General Reidhardt zugeschoben, aber man thut sehr unrecht; ich bin überzeugt, daß Rußland gerade diesem Generale sich in hohem Grade verpflichtet fühlen muß, da er in so mißlichen Umständen doch so viel gethan hat. Er hat Tscherkai und Aktscha wieder erobert, während seitdem nichts von Bedeutung gegen Schamil geschehen ist.

Die ungeheuren Truppenmassen hatten doch manche Dörfer, die der russischen Gränze am Nächsten lagen, eingeschüchtert, und da man auch russischer Seits nichts verfehlte, um die Tschetschen für sich zu gewinnen, so geschah hier und da ein Uebertritt. Schamil, erschrocken über das Geschehene, glaubte mit aller Strenge diesem Verrathe an der Sache des Vaterlandes und des Glaubens entgegentreten zu müssen, und als sogar das Dorf Zenteri (Zonteri der russ. Charten) in seinem eigenen Vaterländchen abtrünnig wurde, betief er sämmtliche Müriden und trug zu gemeinschaftlichem Rathe die Angelegenheit vor. Die äußerste Strenge war der Beschluß. Zenteri sollte der Erde gleich gemacht und seine Einwohner ohne Ausnahme von der Erde vertilgt werden. In stiller Nacht zog Schamil selbst von seinem Lieblingsdorfe Dargo aus, dem Jakkai abwärts, nach Zenteri. Es geschah so schnell, daß die unglücklichen Bewohner von dem, was ihnen bevorstand, auch nicht das Geringste ahnten. Bei dunkler Nacht erschien plötzlich die mordsüchtige Schaar in dem wohlhabenden Dorfe und es begann ein Blutbad, das nicht schrecklich genug gedacht werden kann. Doch es ist hier nicht der Ort, so weit in das Einzelne zu gehen, zumal ich schon früher in dem Feuilleton des rheinischen Beobachters (Jahrgang 1846, Nr. 46, 48, 49) eine detaillirte Beschreibung der Zerstörung Zenteri's gegeben habe.

Das Beispiel hatte seine Folgen; alle Dörfer, die mit den Russen in Unterhandlungen getreten waren, brachen sie auf das Eiligste wieder ab, denn so schonungslos auch die Russen



hie und da verfuhrten, solcher entsetzlichen und empörenden Grausamkeiten haben sie sich nirgends zu Schulden kommen lassen. Das ganze Tschetschenland war von nun an seinem Führer blind ergeben und die friedlicher gesinnten Bewohner zitterten schon bei der bloßen Nennung des Namens Schamil. Aber Zenteri war nicht das einzige Beispiel, wenn auch das schrecklichste.

In Kachien, dem östlichen Weinlande Grusiens, machen die Lesghier regelmäßig im Herbst Einfälle, und da die Einwohner dieses wissen, sind sie zu dieser Zeit mehr auf der Hut. Ähnlich wie bei den Linientosaken zieht sich auch hier am Fuße des Gebirges eine bewachte Linie dahin, und wie am Terek und am Kuban lodern mit Stroh umwickelte Stangen hell auf, wenn Gefahr droht. Sobald der erste Schnee fällt, ist der Uebergang über das Gebirge beschwerlich und wird es um so mehr, je weiter der Winter vorwärts rückt. Erst mit dem allmäligen Schmelzen des Schnees im Frühjahr stellt sich auch die Passage wiederum her und damit zeigen sich die Lesghier von Neuem. Im Frühjahr 1844 war leider die Bewachung der Linie nicht so früh eröffnet worden, als es gut gewesen wäre, und diese Unvorsichtigkeit benutzend, fiel eine Abtheilung Lesghier plötzlich über das unglückliche Dorf Gremi her und brannte es nieder. Ein Menge Einwohner wurden niedergemetzelt und andere, besonders Frauen und Kinder, ins Gebirge geschleppt.

Obrist Wolf kam zum zweiten Male aus Petersburg, um den Plan des Feldzuges dem General Reidhardt zu überbringen und dem Kriege selbst beizuwohnen. Es wurden fünf Detaschements gebildet und von ihnen die wichtigsten den Generälen Lüders und Gurko zugetheilt. Der erstere hatte seinen Sitz in Temir-Chan-Schura, welches man zur Festung ersten Ranges erhob und dem früheren Chef des Detaschements, Klufe von Klufenau, zur ferneren Bewachung anvertraut hatte. Gurko ging nach Grosnaja. In Wladikaukas kommandirte Obrist Nesteroff das kleinste Detaschement.



Auf der Südseite der Operationslinie befand sich General Schwarz in Sakataly als Chef des lezghischen Detachements, während Fürst Argutinsky schon den Winter seinen eigentlichen Sitz Gülar verlassen hatte und bald in Tschirach, bald in Kumük residirte. Er war, wie wir schon oben gesehen haben, im vorigen Herbst in beständiger Thätigkeit gewesen, denn den Versuchen, auch die Kasikumüken, von deren Fürsten sich bereits mehre auf der Seite Schamils befanden, zum Aufstande zu bewegen, mußte mit allem Nachdrucke begegnet werden. Die Einfälle lezghischer Stämme, und besonders der Ssiurgen, hatten sich auch im Winter fortgesetzt, und wenn auch Argutinsky einmal einen bedeutenden Vortheil über sie erkämpfte, so durfte er sich doch nicht weiter vorwärts wagen. Der Oberbefehlshaber selbst hatte sich das große Dorf Tscherwolnnoi, welches den grebenschen Kosaken gehört, als Standquartier auserwählt.

Eine Proklamation geht jeder russischen Expedition vorher und so ließ auch Reidhardt die folgende im Gebirge verbreiten:

„Im Namen Gottes des Allmächtigen!“

„Der Befehlshaber des kaukasischen Korps, General=Vou=verneur der Civilverwaltung und der Verhältnisse mit den angränzenden Völkern Cis= und Transkaukasiens, General=Adjutant Reidhardt.“

„Den Chanen, Bek's, Kadi's, Effendi's, Mollah's und allen Völkern Daghestans und des Landes der Tschetschen.“

„Die Unruhen und das Blutvergießen, welche schon so viele Jahre unter den Völkern des Kaukasus an der Tagesordnung waren, haben die allerhöchste Aufmerksamkeit des russischen Kaisers in Anspruch genommen, und deßhalb haben Se. Kaiserliche Majestät den allerhöchsten Entschluß gefaßt, über den ganzen Kaukasus in diesem Jahre Ruhe und Wohlergehen zu verbreiten. Zu diesem Zwecke sind neue Truppen angekommen, und sollten die Umstände eine

„Verstärkung verlangen, so stehen aus der großen russischen
 „Armee, von deren Macht die eurer Landsleute, welche in
 „Rußland gewesen sind, erzählen können, noch andere Re-
 „gimenter bereit, hierher zu marschiren.“

„Völker Daghestans und des Tschetschenlandes! Ich ver-
 „künde euch hiermit, daß diese Truppen nicht etwa dazu
 „bestimmt sind, die mohammedanische Religion auszurotten
 „und die Kaukasier selbst ihrem Untergange entgegenzuführen;
 „sie sind gekommen, um Schamil und seine Anhänger zu
 „bestrafen, diesen frechen Betrüger, welcher alle Bergvölker
 „aufwiegelt und allem Elende des Krieges preisgibt, um
 „seine hab- und herrschsüchtigen Absichten in Erfüllung zu
 „bringen, sich selbst aber jeder Gefahr entzieht und vor der
 „russischen Kugel versteckt. Während er euch Gleichheit und
 „Ausrottung aller erblichen Macht verspricht, gelüftet es ihm
 „nur nach dem Erbe der verschiedenen Chane und Bek's.
 „Die Bewohner eurer Dörfer verführt er zu Handlungen,
 „die weder Leben noch Gut schonen. Drückende Steuern
 „verhängt er über euch und zwingt euch, dem elenden Joche
 „seiner Herrschaft euch zu unterwerfen. Er nennt sich zwar
 „euren Beschützer und den Vertheidiger eurer Rechte, aber
 „überall, wo er erscheint, hört man nur von Strafe und
 „grausamen Handlungen. Man frage in Kasikumük, in
 „Awarien, in Andi, in den Besitzungen des Schamchals
 „und höre endlich, was er in Zenteri gethan. Nicht Greise,
 „Weiber und Kinder schonte der Wütherich. Er will euch
 „den durch seine Schuld verschwundenen Wohlstand wieder
 „herstellen und macht euch außerdem eine Menge Verspre-
 „chungen, die doch nie in Erfüllung gehen können. Wie
 „kann z. B. der Sultan eine Armee zu eurer Hilfe senden,
 „da er erst vor Kurzem freiwillig die früher gegebene Ver-
 „pflichtung erneuert hat, unter keiner Bedingung sein Wort
 „zu brechen und den kaukasischen Völkern im unrechtmäßigen
 „Kampfe gegen ihren Oberherrn behilflich zu sein.“

„Tschetschen und Daghestaner! Bald werden die russischen



„Truppen sich mitten in eurem Lande befinden! Ich wieder-
 „hole es noch einmal, sie werden nur kommen, um euch von
 „eurem Tyrannen zu befreien und um die Schwachen zu
 „vertheidigen, welche ihre Verirrungen einsehen oder nur
 „mit Gewalt zum Aufstande bewogen sind. Im Namen des
 „großen russischen Kaisers, der alle Macht zur wohlverdient-
 „ten Strafe der Aufrührer in meine Hände gelegt hat, aber
 „doch das große Vergehen einer wohlwollenden Vergessenheit
 „zu übergeben wünscht, kündige ich allen denjenigen die volle
 „Verzeihung an, welche zwar durch Wort und That Schamil
 „behilflich gewesen sind, jetzt aber sich von Neuem und mit
 „reutigem Herzen unterwerfen und zur Pflicht der Treue und
 „der Unterthanenschaft zurückkehren, daß für die Unverletz-
 „lichkeit eures Glaubens, eurer Kirche, eurer Sitten, eures
 „Eigenthums und eurer Volksthümlichkeiten alle Maßregeln
 „getroffen werden sollen. Alles dieses wird euch auf festen
 „und unveränderlichen Grundlagen zugesichert. Ich kündige
 „euch aber auch an, daß alle Dörfer und Verbrüderungen,
 „welche von nun an der gesetzlichen Macht sich noch ferner
 „widersetzen und Schamil und seinen Helfershelfern Beistand
 „leisten, einer Züchtigung, wie sie früher noch nie vorge-
 „kommen, unterworfen werden sollen. Alle Verbrüderungen,
 „welche sich bereits aus den Ebenen und Vorgebirgen tiefer
 „in dem Kaukasus niedergelassen haben und nicht in der
 „nächsten Zeit zu ihrem früheren Besitze zurückkehren, werden
 „ihrer Ländereien für immer verlustig erklärt.“

„Die Bedingungen, unter welchen die Afschen und Zu-
 „dakaren sich unterwerfen können, sind bei dem Befehlshaber
 „des daghestanischen Detaschements einzusehen.“

„Daghestaner und Tschetschen! Das jetzige Jahr soll
 „euer Schicksal entscheiden! Von euch hängt es ab! Wählt!
 „Unterwerft euch entweder freiwillig der rechtmäßigen und
 „der mildthätigen Regierung, und ihr werdet der Gnade
 „eures Kaisers, dem das Glück und das Wohl aller seiner
 „Unterthanen am Herzen liegt, euch erfreuen, oder verharret



„in euren Verirrungen und benehmt euch ferner feindselig
 „gegen die rechtmäßige Gewalt; dann sollt ihr aber zusam-
 „men mit Schamil der Bestrafung und Vernichtung preisgege-
 „ben werden. Der russische Adler schwebt drohend über euch
 „und er, der zur selben Zeit dort, wo die Sonne aufgeht,
 „und dort, wo sie in das Meer sich senkt, erschaut werden
 „kann, der über den Kasbek und über den Elbruf, wie über
 „kleine Hügel dahin fliegt, wird euch allenthalben erreichen.“

Der Kommandeur des kaukasischen Korps,
 General-Adjutant Reidhardt.

Tiflis, den $\frac{2}{14}$ April 1844.

Diese Proklamation habe ich zuerst in der oben näher bestimmten Skizze im Feuilleton des rheinischen Beobachters bekannt gemacht. Ein halb Jahr später erschien sie auch in der Augsburger Allgemeinen Zeitung und wurde durch Herrn Bodenstädt, der zur Zeit meiner letzten Anwesenheit in Tiflis zweiter Lehrer der französischen Sprache am Gymnasium war, mitgetheilt. Herr Bodenstädt machte auch zu gleicher Zeit eine Proklamation Schamils bekannt, die an Länge der Reidhardt'schen nur wenig nachgab. Trotz meines eifrigen Nachforschens und meines längeren Aufenthaltes in der Nähe des Kriegsschauplatzes ist sie mir entgangen, während mehre Tagesbefehle Schamils in meine Hände kamen. Es wurde mir auch erzählt, daß dieser merkwürdige Häuptling des Kaukasus in allen seinen Befehlen und Erlassen sich einer lakonischen Kürze bediene; als Beispiel hatte ich in der erwähnten Skizze auch einen Tagesbefehl mitgetheilt, erlaubte mir aber in ihr, um in die Schreibweise Schamils eine bessere Einsicht zu geben, aus einem anderen noch etwas hinzuzufügen. Hier ziele ich jedoch die Mittheilung eines unveränderten Tagesbefehls vor.

„An Mohammed, Kadi der Akuschen.“

„Ich habe mit dem kasikumüskhen Mohammed Effendi
 „Truppen nach Kaitach und Tabakeran abgefertigt. Dir



„befehle ich, ohne den mindesten Aufschub mit deinem Sohne
 „Abubekr 1,000 Mann ebenfalls dahin abzuschicken und die-
 „sem die nöthigen Verhaltungsmaßregeln zu geben.“

„Gott beschützt alle diejenigen, welche an ihn glauben
 „und ihn fürchten! Ich selbst werde bald mit dem Heere
 „vortwärts rücken. Du aber hältst dich fertig! Fürchte
 „nichts und verlaß dich darauf, daß das Ende unserer
 „Unternehmungen gelingen wird und daß wir die Ungläu-
 „bigen und Halsstarrigen vernichten werden.“

„Möge Gott mir und dir helfen, die Wahrheit wieder
 „herzustellen und die Lüge zu vertilgen! Möge er uns ver-
 „einigen mit allen Rechtgläubigen. Auch siehe ich ihn an,
 „dir Kraft und Sieg zu geben.“

Schamil, Imam des Kaukasus.

Reges Leben herrschte im Frühjahr 1844 in Tiflis und auf der ganzen Linie nördlich und südlich vom Kaukasus. Truppen zogen ein und zogen wiederum fort. Man hatte, wie früher, auch dieses Mal Milizen bewaffnet. Darunter versteht man Eingeborne, die sich freiwillig und unfreiwillig zur Theilnahme an dem Kampfe gegen Schamil erbieten und eine Art irregulärer Truppen bildeten. Als solche behielten sie ihre eigene Kleidung und ihre eigenen Waffen und wurden von einheimischen Offizieren befehligt. Die Milizen hatten sich früher besonders gegen die Tscherkessen ausgezeichnet; namentlich wurden mir die Mingrellier als tapfere Leute geschildert, die jetzt die früheren Unbilden, welche sie Jahrhunderte lang von den Tscherkessen erduldet hatten, zu rächen suchten. Der ganze grusische Volksstamm steht aber im Oriente im Rufe der Tapferkeit, und besonders hat die persische Geschichte eine Menge Beispiele. Obwohl jeder Eingeborne, der unter die Milizen tritt, täglich $\frac{1}{2}$ Silberrubel erhält, dafür freilich sich auch zu beköstigen hat, so ist der Zudrang doch keineswegs groß und die Regierung bedient sich aller Mittel, um Milizen zu erhalten. Die Grusier, so sehr sie



auch den Mohammedaner und besonders den Osmanen haben, gehen im Allgemeinen ungern in den Kampf gegen Schamil, denn sie wissen wohl, daß, wenn einmal dieser unterworfen ist, man auch ihre Freiheiten und Rechte schmälern wird. Der frühere unvorsichtige Versuch, auch in Grussen Rekruten auszuheben, hat die Bewohner des Landes jenseits des Gebirges in hohem Grade gegen die russische Regierung mißtrauisch gemacht.

Nachdem alle Truppen an den bestimmten Orten angekommen waren, reiste auch Reidhardt im Anfang Mai nach Tscherwennoi ab, um die Operationen zu beginnen. Eine solche Masse Menschen, wie sie besonders auf der Nordseite des Kaukasus angehäuft war, verlangte in Betreff ihrer Ernährung auch die geeigneten Vorkehrungen. Reidhardt hatte deshalb schon im Winter einen Beamten nach Astrachan, wohin eine Menge Getreide auf der Wolga heruntergeschifft wird, gesendet, um für eine Million Silberrubel die nöthigen Vorräthe anzukaufen. Der Beamte verschwand aber plötzlich und ist seitdem noch nicht aufgefunden worden. Reidhardt kam in die größte Verlegenheit. Wenn auch der Kriegsgouverneur von Astrachan, weil er als Chef der Polizei einen solchen Betrug nicht verhindert hatte, abgesetzt wurde, so herrschte doch überall am Kaukasus eine so große Noth, daß man gezwungen war, von den Linientosaken das Getreide um die höchsten Preise einzukaufen, und dabei doch auf schmale Bissen gesetzt war. Bei solchen Umständen konnte man an ein Beginnen der Operationen gar nicht denken.

Erst im Juni eröffnete Reidhardt den Feldzug mit der Belagerung von Tscherkei, nach dessen Einnahme man den Zug nach Akuscha beginnen wollte. Während der Zeit ward General Freitag, der Chef der Sfunshalinie, beordert, den Stamm Awuch zu züchtigen und später Einfälle in die große Tschetschna zu machen, namentlich das große Dorf Gechi zu zerstören. Obrist Nesteroff sollte von Wladikaukas aus die Inguschen im Zaume halten, dann die Karabulaken beunruhigen und später zur Verwüstung

der großen Tschetschna sich mit Freitag vereinigen. Fürst Argutinsky stand in Tschirach und hatte Befehl, in Kasikumük, wohin sich die Ssurgen mit aller Macht geworfen hatten, zu operiren. Er war fast fortwährend im Kampfe. Noch im Mai überrumpelte er plötzlich bei dem Dorfe Choesrek eine Abtheilung Ssurgen und nahm gegen 80 Mann gefangen. Es waren dieses dieselben Gefangenen, von denen ich früher (Seite 275) gesprochen habe. Aber trotz der errungenen Vortheile mußte sich Argutinsky doch wieder nach Tschirach zurückziehen. General Schwarz sollte mit der Eröffnung der Feindseligkeiten durch Reidhardt in die Gauen der Lesghier einrücken, um diese in Schach zu halten und namentlich sie zu verhindern, Schamil zu Hilfe zu eilen. Sobald Tscherkei und Akuscha gezüchtigt und unterworfen wären, wollte Reidhardt mit den Detaschements von Gurko, Lüders und Argutinsky nach Avarien vorrücken, um es von Neuem zu erobern. Endlich hoffte man auch sich Andi's zu bemächtigen und damit die Lesghier und Tschetschen zur Unterwerfung zu bringen.

So war der Plan, aber schon bevor er begonnen, wurde er vereitelt. Sultan Daniel, Fürst von Elisui, einer kleinen, schon mehrmals erwähnten und jenseits des Alasan in Rachien gelegenen Provinz, empörte sich plötzlich und brachte damit alle Provinzen Transkaukasiens östlich von Tiflis in Gährung. Ohne die besonnene Haltung und die Entschiedenheit des General Schwarz wäre großes Unglück herein gebrochen. Sultan Daniel galt bis dahin für den treuesten Vasallen des Kaisers, und dieser beeiferte sich wahrhaft, jenen auf alle mögliche Weise zu ehren. Er und das tapfere Bergvölkchen der Tschuschen hatten fast allein die Lesghier von den meisten Ueberfällen zurückgehalten, und noch im Anfange des Jahres 1844 ertheilte Sultan Daniel dem General Reidhardt die besten Rathschläge. Im Mai wurde sogar unter dem Voritze der Generale Argutinsky und Schwarz ein Kriegsrath gehalten, in welchem Sultan Daniel sich ent-

schiedenen für Rußland aussprach. Und doch gehörte er einige Wochen darauf zu den erbittertsten Feinden des Kaisers.

Man hat dießseits und jenseits des Kaukasus viel über die Motive, die einen bis dahin so treuen Vasallen zum plötzlichen Abfalle bewogen haben mochten, gesprochen, so daß eben dadurch der wahre Grund verborgener blieb. Da ich an Ort und Stelle selbst Nachrichten, und zwar von Personen, die auf das Vertraueste damit bekannt waren, einzog, so will ich auch nicht zögern, das, was ich vernommen, hier mitzutheilen. So treu auch Sultan Daniel seinem Kaiser anhing, so war er doch zu sehr ein Sohn des Gebirges, um an dem üppigen und verweichlichenden Hofe der mit der Macht eines Vicekönigs ausgestatteten Generalgouverneure zu Tiflis sich zu gefallen. Die steife Form gefiel dem einfachen Kaukasier nicht, und so sehr man sich auch bemühte, ihn nach Tiflis zu ziehen, so kam er doch nur äußerst selten dahin. Trotzdem stieg er an Würden bis zu dem Range eines Generalmajors und erhielt der Reihe nach mehre Geldbelohnungen, deren er um so mehr bedurfte, als er auf seiner Burg Elisui einen glänzenden Hofstaat hielt und namentlich, obgleich er Mohammedaner und zwar Sunnite war, an den mouffirenden Weinen Wohlgefallen hatte. Wie ich schon oben erwähnt habe, bekam er im Jahre 1839 noch Nutul zu seinen Besitzungen und im Jahre 1844 wurde er zum Chef der Milizen, welche gegen die Lesghier kämpfen sollten, ernannt. Als solcher standen russische Beamte unter seiner Aufsicht.

Obwohl sein Ländchen zu dem unter militärischer Aufsicht stehenden Kreise Sakataly gehörte, so herrschte er doch in demselben ziemlich unbeschränkt, und erhielt sogar zur Belohnung seiner Treue eine nicht unbedeutende Pension. Bis auf Reibhardt hatte der Kreishauptmann sich nicht weiter um Elisui bekümmert, mit diesem jedoch fand dieses statt. Sultan Daniel beklagte sich bei General Schwarz darüber, zumal er gar nicht begreifen konnte, wie er als General



mit seinem Ländchen unter der Aufsicht eines Majors stehen könnte, aber Schwarz nahm den Kreishauptmann in Schutz. Darüber traten zwischen den beiden Generälen Mißverhältnisse ein, die sich allmählig bis zu einem Bruche steigerten.

Schwarz wurde mißtrauisch, und da er beobachtet hatte, daß Schamil die Besitzungen Sultan Daniels keinem seiner Raubzüge ausgesetzt hatte, so vermuthete er zwischen beiden ein Einverständniß. Mit vielem Gelde gewann er den geheimen Sekretär des Sultans, einen Armenier, und erfuhr nun, daß Daniel wirklich mit Schamil in Unterhandlung stände. Daniel war aber bestimmt nicht Willens abzufallen, denn wegen seiner Treue zu Rußland und wegen seines herrischen, ja selbst tyrannischen Benehmens gegen seine Unterthanen haßten ihn alle Mohammedaner. Um seine Ländereien gegen Schamils Einfälle zu sichern, hatte er die Aufforderungen dieses Häuptlings, zu ihm überzutreten, aus Politik keineswegs ganz zurückgewiesen, sondern diesen auf orientalische Weise hingehalten. So oft Schamil drohte, wies er auf die gerade obwaltenden Umstände hin, versprach aber, in einer bestimmten Zeit die Russen davonzujagen. Das Alles erfuhr Schwarz, der nur die Absicht Sultan Daniels darin ersah, zu Schamil überzutreten. Er ließ ihn heimlich bewachen; aber auch Daniel traute dem General Schwarz nicht und traf ebenfalls seine Vorkehrungen.

Da führte ihm der Zufall einen Brief seines Sekretärs an General Schwarz in seine Hände. Aufs Höchste empört über die Treulosigkeit eines Menschen, dem er sich ganz vertraut hatte, nahm er sich vor, an dem Verräther furchtbare Rache zu nehmen, und dann, da er wohl mit Recht vermuthen konnte, daß man ihm russischer Seits nie mehr trauen, vielleicht gar nicht glauben würde, nun wirklich zu Schamil überzugehen. Es blieb ihm seiner Meinung nach nichts weiter übrig. Daß er aber ein ehrenhafter Mann war, zeigten seine folgenden Handlungen; nur sein Rechtlichkeitsinn rettete Transkaukasien.

An demselben Abende ließ er ein großes Gelage veranstalten und als dieses begonnen, hielt er plötzlich den Zeugen des Verrathes, den Brief, seinem bisherigen Günstlinge vor die Augen. Vergebens warf sich dieser ihm zu Füßen, Henker ergriffen den Glenden und verstümmelten ihn auf entsetzliche Weise. Nach wenigen Stunden starb er. Hierauf entließ er alle russischen Beamten und rief selbst seinem Schwager, einem Sohne des schirwanschen Fürsten Feth Ali Chan, ihm nicht zu folgen, sondern nach Hause zu gehen. Alle flohen, die auf Rußlands Seite waren, und so kam die Nachricht von der Schilderhebung des Fürsten von Elighui schon zeitig nach dem 8—10 Stunden entfernten Sakataly. Schwarz stand schon bereit und marschirte am frühen Morgen aus, um den rebellischen Sultan zu bekämpfen. Da setzten sich die Dscharen und besonders die Einwohner des Dorfes Muchach seinem Marsche entgegen und zwangen ihn, auf der gewöhnlichen Straße über den Masan zu setzen und längs dieses Flusses weiter zu gehen.

Die Nachricht von dem Aufstande des Sultans wurde allenthalben bei den Bewohnern des Gebirges mit Jubel begrüßt, aber man liebte den Partheichef zu wenig, als daß dieser sich schnell hätte einen bedeutenden Anhang verschaffen können. Man wußte, daß nur die Noth ihn zu diesem Schritte gebracht hatte; namentlich schlossen sich ihm gar keine Schirwaner an, obwohl gerade diese das russische Joch nur ungern ertrugen. Beutesüchtige Lesghier, zum großen Theil aus seinen eigenen Besitzungen, kamen aber in Menge von ihren Bergen herab. Mit ihnen zog Daniel in die Ebene und besetzte an der Stelle, wo die große Straße von Tiflis nach Muchi und Schemachi über den Masan führt, die Fähr, um die Post, welche an dem Tage aus Tiflis erwartet wurde, zu überfallen. Zur rechten Zeit kam aber auch Schwarz.

Nur die Kanonen verschafften den Russen den Uebergang, indem das gegenüberliegende Ufer ins Kreuzfeuer genommen wurde. Sultan Daniel zog sich bis zu dem großen

und reichen Dorfe Rach zurück und daselbst kam es zu einem hartnäckigen Kampfe, in dem allerdings Sultan Daniel den Platz den Russen überließ, Schwarz fühlte sich aber keineswegs kräftig genug, um seinen Feind zu verfolgen. Ruhig zog sich Daniel in ein enges Thal, in dem eine Stunde aufwärts seine Burg Elizui auf steilem Felsen liegt, zurück und verschanzte sich hier auf das Vortheilhafteste.

Schwarz erhielt schon bald, besonders aus Ruchi und Zarskoje = Skolohy, Verstärkung und mit dieser rückte er nach einigen Tagen dem Eingange des Thales näher. Daniel empfing ihn hier mit seinen tapferen Leuten und zwei Mal wurden die Russen mit blutigen Köpfen heimgesandt. Schwarz sah die Nothwendigkeit ein, den Aufstand so schnell als möglich zu dämpfen, denn nur die schnellste Unterdrückung rettete Scheki und Schirwan vor ähnlichen Aufständen, und bot deshalb Alles auf, um wenigstens den Sultan ins Gebirge zurückzudrängen. Er befahl einen neuen Sturm, der so unglücklich ablief, daß man vergebens den sonst an Gehorsam so gewöhnten russischen Soldaten trotz der gebotenen Belohnungen zu einem neuen Versuche aufforderte. Auch die Milizen weigerten sich, dem gewissen Tode entgegen zu gehen. Da ergriff der Obrist Belgard die Fahne und forderte Freiwillige auf, ihm zum Siege oder zum Tode zu folgen. Die tapferen nischnigoroöder Dragoner, deren Regiment jetzt dem Kronprinzen von Württemberg zugetheilt worden ist, stiegen von ihren Pferden und stürzten sich mit wenig anderen Infanteristen ihrem Führer nach. Das plötzliche Heranstürmen der Tapfern setzte die Lesghier, die sich schon sicher wähnten, in Verlegenheit, und ehe sie sich versahen, war ihnen eine feste Stellung genommen. Da erschienen nun auch die übrigen Bataillone auf dem Felde des Kampfes und nach vielem und gegenseitigem Blutvergießen war Sultan Daniel gezwungen, die Vertheidigung des Einganges aufzugeben und sich mit seinen Getreuen auf seine Burg Elizui zurückzuziehen.

Auch dahin verfolgte ihn Schwarz, aber die Burg war zu fest, um sie zur Uebergabe zu zwingen. Da kam der Zufall zu Hilfe und eines Morgens fand Schwarz Elisui aller seiner Bertheidiger entblößt. Ohne Schwertstreich zogen die Russen in ihr ein. Sultan Daniel war die Nacht mit seinen Frauen und den meisten seiner Schätze ins Gebirge geflohen, obgleich er hinlänglichen Widerstand hätte leisten können. Die Ursache seiner schnellen Flucht soll die gewesen sein, daß Schwarz absichtlich die Nachricht verbreitete, Fürst Argutinsky eile mit dem ganzen kamurschen Detaſchement zur Belagerung der Burg herbei. Einer solchen Nacht konnte Sultan Daniel für die Länge der Zeit nicht widerstehen, und wenn er auch alle Angriffe abschlagen sollte, so fehlte es ihm doch zuletzt an den nöthigen Lebensmitteln. Schwarz hatte in aller Eile nach Ruchi Boten entsendet, damit Obrist Bekoff, welcher Chef der in Schirwan liegenden Garnisonstruppen war und damals, nach Ruchi beordert, diese Festung vor einer Ueberrumpelung zu sichern hatte, mit der Hilfe, die ihm zu Gebote stände, zu ihm stoßen möchte. Dieser erhielt zugleich den Befehl, das Thal, in dem Elisui liegt, nicht aufwärts zu gehen, sondern über das Gebirge zu kommen, damit es das Ansehen habe, als erscheine er mit der Vorhut des Fürsten Argutinsky. Die List war, wie erwähnt, gelungen.

Die Russen machten in der verlassenen Burg eine ungeheure Beute und namentlich fanden sie als reichlichen Ersatz für ihre Mühen ein großes Lager des besten Champagnerweines. Aber auch Waffen, Teppiche und Kleidungsstücke waren in großer Menge vorhanden und wurden zu den niedrigsten Preisen an anwesende Armenier von Gemeinen und Offizieren verkauft. Prachtige Pferde sah ich einige Wochen später, für die der Besitzer eine Kleinigkeit bezahlt hatte.

Wenn dieser Aufstand auch sehr schnell unterdrückt wurde, so war doch dadurch der ganze Operationsplan wesentlich verändert worden. Schwarz durfte die lesghische Linie gar



nicht verlassen, da einestheils Sultan Daniel jeden Augenblick in Kachien einzufallen drohte, und andernteils die mohammedanischen Bewohner Scheki's und Schirwan's ebenfalls in offenen Aufstand treten konnten.

Nicht so glücklich waren die Russen in Afuscha und auf der Sjunsha-Linie. Zwar wurden viele Dörfer der Awuch's (Auch's) zerstört, aber die meisten Einwohner unterwarfen sich nicht, sondern flohen in die itscher'schen Wälder. Die Karabulaken regten sich ebenfalls in ihren Wäldern, und da die Inguschen keineswegs für getreue Unterthanen gelten, so durfte Nesteroff seinen Bezirk gar nicht verlassen. Auch Freitag war trotz seiner Verwüstungen der awuch'schen Dörfer mehr als je auf die Sjunsha-Linie gewiesen. Kein Bewohner Grosnaja's durfte gegen Abend die Festung verlassen, ohne sich der Gefahr auszuweichen, gefangen zu werden.

Die Einwohner Tscherkei's hatten schon im vorigen Jahre die Brücke, welche von Effenieffsk über den Sulak herüberführte, abgebrochen und thaten der tiefer gelegenen Beste, zumal sie im Besitze von Kanonen waren, sehr großen Schaden. Die Unterwerfung dieses 4,000 Einwohner zählenden Dorfes war die erste Handlung Reidhardt's. Die Russen setzten weiter unten bei der jetzigen Beste Tschirjurta über den Sulak, fanden aber drüben den hartnäckigsten Widerstand. Jede Hufe Landes mußte mit Blut erkaufet werden. Tscherkei vermochte als offenes Dorf nicht lange zu widerstehen, aber die Einwohner kämpften wie wüthende Thiere um ihre Wohnungen. Viele blieben auf den Trümmern, nur wenige wurden gefangen und die meisten flohen nach Awarien. Die schönen Obstgärten, deren sich Tscherkei zu Hunderten erfreute, wurden von den Russen verwüstet und selbst die unschuldigen Bäume, von denen sich früher Hunderte von Menschen ernährt hatten, abgehauen. Tscherkei, welches den Tag vorher noch einem Paradiese glich, war jetzt in die traurigste Einöde verwandelt worden. Die Brücke über den Sulak wurde wieder her-



gestellt und damit auch die Kommunikation mit der Eugens-Beste (Effenieffs) von Neuem eröffnet.

Schamil hatte sich mit seiner ganzen Macht nach Akuscha begeben, um dieses Ländchen um jeden Preis zu vertheidigen. Reidhardt marschirte Anfangs Juli dahin, und jedes Thal und jedes Dorf wurde ihm streitig gemacht. Vergebens hoffte er Schamil zu einer Schlacht zu bringen; dieser schlaue Häuptling kannte seine Lage zu gut, um sich in einen ungleichen Kampf einzulassen. Er wich absichtlich aus, umschwärmte aber nichts desto weniger seinen Feind auf allen seinen Wegen und setzte ihm selbst an wichtigen, ihm vortheilhaft gelegenen Punkten einen hartnäckigen Widerstand entgegen. So war es namentlich bei Jely der Fall, einem befestigten Dorfe, welches aber zuletzt doch von den Russen genommen wurde. Reidhardt marschirte endlich auf den Hauptort Akuscha los, und da dieser in einem reizenden und offenen Bergkessel liegt, so konnte seine Einnahme den Russen weniger Schwierigkeiten entgegensetzen. Auf dem Wege dahin bot aber Schamil noch einmal seine ganze Kraft auf und warf sich beim Dorfe Gilly mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln auf das russische Heer. Es entstand ein mörderischer Kampf, der wohl, wenn sich nicht zwei Umstände zu ihren Gunsten ereignet hätten, für die Russen hätte unglücklich ausfallen können.

Man hatte schon mehrmals versucht, einen Theil der Bewohner des Ländchens für sich zu gewinnen und weder Geld noch Versprechungen geschont, aber Schamil war vorsichtig und beobachtete alle Handlungen seines Feindes genau. Da kam ein alter Groll zwischen den beiden hauptsächlichsten Verbrüderungen, den Einwohnern von Zudakara und denen des Dorfes Akuscha den Russen zu statten. Zudakara fühlte sich beleidigt und glaubte sich für die erhaltene Kränkung rächen zu müssen. Es ging auf die Vorschläge der Russen ein und wurde so an der eigenen Sache zum Verräther. Möglich kämpften die Zudakaren gegen ihre eigenen Landsleute. Trotzdem

war aber Schamil nicht so leicht aus seiner festen Stellung herauszutreiben, und nur erst, als Argutinsky plötzlich aus Kasikumük zu Hilfe kam, zog sich Schamil zurück. So waren die Russen endlich Sieger, aber während sie frohlockten, fiel der erbitterte Häuptling über eine Abtheilung her und richtete, ehe die anderen herbeieilen konnten, unter dieser ein Blutbad an. Bald darauf wurde das Dorf Akuscha genommen und damit die Unterwerfung des ganzen Ländchens beendigt.

Wahrscheinlich nach der Einnahme Akuscha's standen sich Reidhardt und Schamil noch einmal gegenüber. Der letztere hatte sich auf einem Berge festgesetzt, der durch das russische Heer nach Westen, also nach dem Innern Lesghistans, abgesperrt war. Lüders nicht weniger als Wolf und die meisten Generale hielten den Zeitpunkt für günstig, um jetzt den Schamil um jeden Preis anzugreifen, ihm den Rückzug abzuschneiden und ihn gefangen zu nehmen. Man erzählte mir, daß sogar ein Kriegsrath zusammengekommen sei, der sich unbedingt für den Angriff ausgesprochen habe. Aber Reidhardt zögerte immer noch und beschloß endlich, diesen erst den anderen Morgen anzugreifen. Unterdeß war Schamil verschwunden.

Man machte in Rußland fast allgemein dem Reidhardt Vorwürfe, daß er eine so günstige Gelegenheit, sich Schamils zu bemächtigen, ungenutzt habe vorübergehen lassen, aber ich bin von der Besonnenheit und Klugheit dieses Generals überzeugt, daß er zu seiner Zögerung gewichtige Gründe hatte. Zunächst besaß Schamil eine sehr feste Stellung, die nach dem Urtheile aller, die gegenwärtig waren, nur durch große Opfer genommen werden konnte; selbst die Gegner des Oberbefehlshabers geben zu, daß erst einige Tausende russischer Soldaten die Brücke bauen mußten, auf der man zum Siege schreiten konnte. Solche Opfer mußten wohl überlegt, und so viele Menschenleben durften nicht so gleichgültig preisgegeben werden. Der Erfolg scheint mir auch keineswegs so sicher gewesen zu sein, als Reidhardt's

Gegner meinten, und wie bekannt haben die Russen bei ihrer Uebermacht oft schon vom Siege geträumt, wo sie nachher den Kaukasern unterlagen. Mittag war schon vorüber, als der Kriegsrath den Angriff verlangte; in fünf oder sechs Stunden hätte von russischer Seite ungeheuer viel geschehen müssen, zumal man voraussetzen konnte, daß Schamil, wo es seiner Haut galt, sich nicht leichtsinnig einer Gefahr ausgesetzt und dann wenigstens die Vertheidigung bis auf das Aeußerste betrieben haben würde. Man denke nur an Achulko, wo zuletzt so wenig Lesghier kämpften und doch erst nach langer Zeit unterlagen.

Schamil zog sich über den Koißu zurück, wohin ihn Reidhardt nicht zu verfolgen wagte. Akuscha und Zudakara erhielten eine Besatzung, während das übrige russische Heer sich zum Theil nach Temir-Chan-Schura, zum Theil in seine angewiesenen Kantonnirungen zurückzog, um für den Herbst neue Kräfte zu sammeln. Freitag und Nesteroff hatten zwar Befehl, die große Tschetschna noch zu verwüsten und namentlich Gechi zu erobern, die Tschetschen jedoch waren nach Abzug der Hauptmassen so übermüthig geworden, daß umgekehrt sie unter Anführung ihres Naibs Schwaib Mollah allenthalben auf russischem Gebiete raubten und plünderten. Die Eugens-Beste am Sulak wurde am 25. Juli so lange förmlich eingeschlossen, bis sie Klufe von Klufenau wiederum entsetzte.

Um diese Zeit herum scheint Freitag wirklich auch einen Versuch zur Eroberung von Gechi gemacht zu haben. Obrist Nesteroff erhielt die Aufforderung, vom Gaue der Inguschen aus, in dem er stand, mitten durch die Wälder der Karabulaken nach dem Gaue Righi zu gehen und sich mit ihm zu vereinigen. Glücklicherweise kam er bis Pchan-Kitschu, von wo an das Gehölz dichter wird; allein hier wurde er plötzlich von allen Seiten angegriffen. Nur langsam kam er auf schmalem Pfade vorwärts, und den Tschetschen, die allenthalben im Walde versteckt lagen, bot die lange Kolonne

Gelegenheit, ihre wenigen Kugeln anzubringen, ^{обwohl} nur wenige Stunden noch von Freitag entfernt, wurde die Vereinigung doch erst nach langer Zeit endlich bewerkstelligt. Damit war die Expedition zu Ende. Freitag ging wieder nach Grosnaja, Nesteroff nach Wladikaukas.

Der August und ein Theil des Septembers verfloßen still, da beide Theile der Ruhe bedurften. Im Herbst versuchte zwar Reidhardt noch einmal von Kuscha aus nach Avarien einzudringen, gab aber seinen Plan schon zeitig wiederum auf. An einzelnen Stellen trafen die Russen zwar mit den Kaukasiern zusammen, es kam aber nichts von Bedeutung vor.

Reidhardt wurde im Januar 1845 durch den Grafen Woronzoff ersetzt und starb, ohne Zweifel in Folge der Anstrengungen, bald darauf (im September) zu Moskau. Woronzoff hatte die ehrenvolle, aber doch sehr prekäre Mission, die Klippe, an der die tüchtigsten Generäle gescheitert waren, nur unter Bedingungen angenommen. Bis 1838 hatten die Oberbefehlshaber im Kaukasus nur dem Kaiser allein und unmittelbar zu rapportiren, da aber Baron Rosen von seiner Gewalt Mißbrauch gemacht hatte, so wurden die Civil-Angelegenheiten unter die Aufsicht einer besonders eingerichteten kaukasischen Commission, der Krieg mit den Bergvölkern hingegen unter das Kriegs-Ministerium gestellt. Dadurch vermied man allerdings einige Mißbräuche, allein bei der Entfernung von 500 Meilen zwischen Petersburg und Tiflis und bei den eigenthümlichen, ganz besonders zu berücksichtigenden Zuständen der kaukasischen Länder entstanden Nachtheile, die sich weit schädlicher als die größten Mißbräuche der früheren Zeit bekundeten. Daß Reidhardt Alles erst nach Petersburg berichten mußte und dort seine Verhaltensmaßregeln, die er nie zu übertreten wagte, erhielt, hat hauptsächlich zu dem Unglücke beigetragen, welches Rußland in der Zeit seiner Administration betraf. Wenn man durch Berichte, Charten und spezielle Aufnahmen sich in Petersburg auch möglichst gut orientirte, so war man gerade



in der Residenz, wie überhaupt in ganz Rußland, mit den kaukasischen Verhältnissen durchaus nicht so vertraut, als man an Ort und Stelle sein mußte. Ein Land, wie das kaukasische Generalgouvernement, verlangt mehr wie jedes andere des weiten russischen Reiches eine diktatorische Gewalt, die den Augenblick zu fassen weiß, um die nöthigen und besten Maßregeln zu treffen. Graf Woronzoff erhielt sie. Er rapportirt nur dem Kaiser. In allen seinen Handlungen unabhängig, ist er in seinen Operationen durch nichts gehemmt, denn selbst der Kaiser enthält sich jeder speziellen Einmischung. Obgleich auch er besonders im ersten Jahre manche Fehlgriffe, die vor genauerer Kenntniß des Landes und seiner Verhältnisse unvermeidlich waren, that, so glaube ich doch, daß unter ihm die kaukasischen Länder sich besser als unter seinen Vorgängern befinden werden. Graf (jetzt Fürst) Woronzoff ist ein durchaus ehrenhafter, achtungswerther Mann, der seine Erziehung in England, wo sein Vater russischer Gesandter war, erhalten hat. Er besitzt Energie und Kraft, ohne die im Kaukasus nichts geschehen kann, und erfreut sich der Gabe einer schnellen Um- und Uebersicht, die ihm in der Regierung Neurußlands und Bessarabiens, wo er bis dahin zur allgemeinen Zufriedenheit regierte, sehr zu statten kam. Er hat ferner eine Vorliebe für Naturvölker und begünstigte selbst — so behauptete man wenigstens — früher die nogaischen Tataren auf Kosten der eigentlichen Russen. Endlich ist er im Besiz unermesslicher Reichthümer und kann einen großen Aufwand, der im Oriente ebenso nothwendig wie in Ostindien ist, machen, ohne dem Lande oder seinem Kaiser damit zur Last zu fallen.

Woronzoff begann die Uebernahme der Regierung in den kaukasischen Ländern dadurch, daß er an die Truppen eine Proklamation erließ, worin er alle die Thaten ausführte, die er früher schon als Offizier in der Kaukasus-Armee vollbracht. Der Kaiser und sein Kriegsrath waren noch überzeugt, daß man mit hinlänglichen Kräften



versehen, siegen müßte; auch Woronzoff scheint der Meinung zugethan gewesen zu sein, denn er nahm sich vor, die Residenz Schamils, das von hohen Buchen dicht umschlossene Dargo, um jeden Preis zu nehmen. Das war aber die Klippe, an der schon Grabbe gescheitert war und die auch ihn fast an den Rand des Unterganges brachte. Woronzoff nahm zwar den kaukasischen Krieg keineswegs so leicht, als es in Petersburg meist den Fall war, aber immer noch zu leicht, denn sonst hätte er den Zug nach Dargo nicht begonnen, sondern sich zuvor mehr in den auf dem Wege dorthin gelegenen Gauen festgesetzt.

Die Stärke der russischen Armee war ohne Zweifel dieselbe, wie im vorigen Jahre, denn Lüders stand mit seinem Korps noch im Lande der Tschetschen und in Daghestan. Neue Truppen waren nur insofern aus dem Inneren Rußlands gekommen, um die entstandenen großen Lücken wieder auszufüllen. Wie das Jahr vorher wurden wiederum fünf Detaschements gebildet. Lüders übernahm den Oberbefehl des größten und bedeutendsten, des tschetschischen, denn unter ihm standen: 12 Bataillone Infanterie, 2 Kompagnien Sappeure, 1 Kompagnie Scharfschützen, 2 Kohorten Milizen, 13 Schwadronen Kavallerie und 28 Geschütze, der Part der 14. Artilleriebrigade. Fürst Bebutoff, ein Armenier, befehligte das daghestanische Detaschement, aus 9 Bataillonen Infanterie, 2 Kompagnien Sappeure, 2 Kompagnien Scharfschützen, 3 Schwadronen Kavallerie und 18 Geschützen bestehend.

Diesen beiden wurde die Eroberung Dargo's aufgetragen, während Nesteroff in Wladikaukas mit dem kleinsten Detaschement und Freitag in Grosnaja mit der Reserve einiger zurückgebliebenen Bataillone die große Tschetschna beruhigen sollten. Schwarz stand noch mit dem lesgchischen Detaschement, aus 5 Bataillonen Infanterie, 6 Schwadronen Kavallerie, 1 Kohorte Milizen und einigen Geschützen bestehend, in Sakataly, und Argutinsky hielt sich mit dem

Samurschen Detaschement mit 11 Bataillonen und 2,000 Mann Milizen bald in Gülar, bald in Tschirach oder Kumük.

Doch bevor Woronzoff seine Operationen begann, eröffneten sie schon die Bergvölker. Im südlichen Lesghistan versuchte Sultan Daniel von Elikui sich Anhang zu verschaffen, aber man traute aus oben angegebenen Gründen dem Parteigänger noch nicht recht; daraus, nicht zu Gunsten Rußlands, ist die Widersetzlichkeit mehrerer Lesghierstämme zu erklären. Russische Berichte erzählen namentlich, daß die Verbrüderung Tschoch sich entschieden geweigert habe, ihm zu folgen. Daniel überzog aber ihre Dörfer und nahm selbst den Hauptort nach zwei Tagen ein. Obrist Fürst Orbelian wurde schnell dahin beordert, kam aber zu spät und sah sich sogar gezwungen, aufs Eiligste sich zurückzuziehen. Ohne weitem Widerstand zu finden, ging Sultan Daniel, der jetzt, seiner Herrschaft verlustig, gewöhnlich als Daniel Beg aufgeführt wird, nach Kasikumük, plünderte die den Russen ergebenen Dörfer und bedrohte selbst Akuscha. Sechs Bataillone wurden schnell unter der Leitung des Obristen Kudaschew in die erst eroberte Provinz abgesendet. Da Akuscha wohl außerdem noch militärische Besatzung hatte und Argutinsky mit seinem ganzen Detaschement ihm den Rückzug durch Kumük abzuschneiden drohte, zog sich Daniel endlich, mit Beute reich beladen, in das Hochgebirge zurück.

Nicht weniger glücklich oder wenigstens unerreichbar waren die Bergvölker im Norden, wo Schamil selbst leitete. Wie sehr dieser Häuptling sich seiner Kraft bewußt sein mußte, sieht man daraus, daß er mit einer Abtheilung Tschetschen — nach russischen Berichten von 5,000 Mann — mitten durch die lesghisch-kumükische Linie, zwischen den Festen Wosdwißensk, die wahrscheinlich noch im vorigen Herbst von Meidhardt angelegt wurde, und Kurinsk durchging, um jenseits der Sfunsha die Feste Umachanjurt zu belagern. Obrist Rajeffsky eilte zwar schnell von der Feste Kurinsk zur Hilfe, mußte aber aufs Eiligste sich zurückziehen und wäre wohl



verloren gewesen, wenn ihm nicht zur rechten Zeit Hilfe aus der auf dem südlichen Ufer des Terek gelegenen Beste Amir-Hadschi-Jurt gekommen wäre. Erst als der General Haefort von Grosnaja mit vier Bataillonen kam, zog sich Schamil dicht bei der Beste Kurinsk vorbei in die Wälder zurück.

Aber auch außerdem machten die Tschetschen auf der ganzen Linie kleinere Einfälle und selbst in der nächsten Nähe von Temir-Chan-Schura wurde ein bedeutender Konvoi bedroht. Die kumükische Ebene war den Einfällen am Meisten ausgesetzt und es schwärmten die Tschetschen selbst bis zum Terek, wo sie einmal sogar die Beste Amir-Hadschi-Jurt zu überrumpeln versuchten.

Woronzoff war während der Zeit auf der Linie sehr thätig und inspizirte noch einmal alle Besten vom kaspischen Meere bis Wladikaukas. Um Schamil die Hilfe aus Lezghistan zu vereiteln, besetzte Schwarz den Gau Dschurmut, während Argutinsky am Karak (oder bei den Russen Karakoißu), dem westlichen Arme des kaskumükischen Koißu, festen Fuß faßte. Woronzoff begann den 12. Juni mit dem tschetschischen Detaschement die Expedition von Wneßapnaja, marschirte aber am Fuße des Gebirges bis an den Sulak zu dem Dorfe Baltugai, dem gegenüber im Herbst die Beste Tschirjurta angelegt wurde. Auf der linken Seite des Flusses ging er nach Suramakent, um von da an die Höhen des Ssolotau zu ersteigen und sich zunächst des Dorfes Chobar (Hubara) zu bemächtigen. Der Feind zog sich allenthalben zurück, so daß Woronzoff sich in Hertme mit dem daghestanischen Detaschement, welches von der Eugens-Beste über Tscherkei marschirt war, ohne Weiteres vereinigen konnte. Hier gründete man die erste feste Station, durch die Woronzoff namentlich mit der Eugens-Beste, wo große Vorräthe aufgehäuft lagen, in Verbindung blieb; drei Bataillone wurden zur Vertheidigung zurückgelassen.

Der Zug ging langsam durch die terengulsche Schlucht, und ohne Widerstand zu finden, kam Woronzoff den fünften



Tag in Burtunai an. Von hier aus mußte der andische Kaukasus überstiegen werden. Wenn das Gebirge hier auch wohl auf keinen Fall sehr hoch ist, so mag es doch mehre Schluchten und Engthäler darbieten, bedeutend können diese aber durchaus nicht gewesen sein, denn sonst hätte man ihrer mehr erwähnt. Es führen zwei Wege über das Gebirge; der eine geht östlich, die Schlucht von Mitschikal aufwärts, und ist die gewöhnliche und bequemere Straße. Da aber der Feind sich hier festgesetzt hatte, so war Woronzoff gezwungen, zuerst mit einem abgesendeten Korps über den Sattel Perewal=Kirk auf dem anderen Wege herabzusteigen, um den Feind in der Schlucht Mitschikal auf beiden Enden anzugreifen. Die Feinde zogen sich nun von selbst zurück und beide Uebergänge kamen mithin in die Hände der Russen. Um sie auch ferner zu behaupten, wurde der Perewal=Kirk mit fünf, der Mitschikal mit drei Bataillonen besetzt.

Der südliche Abhang des andischen Gebirges ist steiler als der nördliche; mit ihm beginnt der Gau Gumbet und reicht bis zu dem andischen Koisku. In ihm scheint den Russen nur ein unbedeutender Widerstand entgegengesetzt worden zu sein und wahrscheinlich bietet sein Terrain keine Schwierigkeiten dar. Die Russen marschirten, ohne daß wir Näheres darüber wissen, durch den Gau bis an seine Gränze, die durch einen, wie es scheint, mächtigen Arm des Gebirges gebildet wird, und hatten deshalb eine östliche Richtung eingeschlagen, während sie bis dahin südlich gegangen waren. Der Hauptort Mechelta, nach dem die Einwohner des ganzen Gaues auch Mecheltar genannt werden, scheint, da die Russen weiter keinen Werth auf ihn legten, nicht befestigt zu sein; erst später, als Fürst Bebutoff hier von Hadschi Murad bis nach Mitschikal zurückgeworfen wurde, erwähnen sie ihn.

Jenseits des erwähnten Gebirgsarmes, der nicht mit Namen genannt wird, breitet sich ein anderer Gau aus, der nach seinem Hauptorte den Namen Andi führt; die Verbindung zwischen ihm und Gumbet geschieht besonders durch

einen Paß, der den Namen der andischen oder burzufalschen Thore führt. Hier hatten die Feinde Barrikaden und Verhaue angelegt; als aber die Russen am 26. Juni in ihre Nähe kamen, fanden sie diese unbesezt und drangen demnach ohne weiteren Aufenthalt in den bereits von Schamil verheerten Gau Andi ein, worauf sie zwischen den Dörfern Gogatl und Andi eine feste Stellung nahmen. Zwei Bataillone wurden zur Besetzung der andischen Thore zurückgelassen.

Die Russen begriffen diesen geringen Widerstand anfangs gar nicht, und einige der neu angekommenen Offiziere meinten schon, man hätte die Tapferkeit der Bergvölker übertrieben; doch bald schon wurden sie inne, daß dieses absichtliche Zurückweichen Schamils eine List war, um die Russen nur tiefer ins Gebirge zu locken. Gegen eine solche Uebermacht vermochte Schamil nämlich mit seinem kleinen Häuflein im Anfange, wo die Kräfte noch frisch und der Muth noch ungeschwächt waren, nur wenig; er ließ deshalb die Masse sich erst vereinzeln und schnitt ihr dann die Zufuhr ab. Damit seinen Feinden keine Existenzmittel geboten würden, und nicht, weil er den Bewohnern Andi's nicht traute, hatte er den ganzen Gau verwüftet und war darin gerade dem Beispiele der Russen im Kriege mit Napoleon gefolgt.

Die Lage der Russen scheint in Andi bald bedenklich geworden zu sein, denn obwohl sie erzählen, daß sie Schamil, der hier zum ersten Male persönlich erscheint, von dem Berg rücken Ahal, der Andi von dem Gaue Technuzal trennt, vertrieben haben, so müssen sie doch harte Kämpfe bestanden haben. Drei Wochen blieben die Russen in Andi und hatten sich daselbst in dem Dorfe Gogatl festgesetzt. Schamil stand aber trotz seiner Vertreibung immer noch auf dem Berge Ahal und hatte ebenso die Höhe des andischen Gebirges, die hier den Gau Andi von Itschkerien trennt, besetzt. Woronzoff versuchte später selbst ihn noch einmal vom Berge Ahal zu vertreiben und es gelang ihm auch, nach seinen eigenen



Berichten, die Feinde in die Flucht zu schlagen, worauf sie sich in Unordnung nach Technuzal zurückgezogen haben sollen. Dieser Rückzug scheint aber nur eine List gewesen zu sein, denn während die Russen die Feinde verfolgen, dringt Hadshi Murad in die andischen Thore ein, verjagt dort die russische Besatzung und fällt bei Mechelta über Bebutoff, der Zufuhr bringen sollte, her. Die Russen wollen hier zwar wiederum im Vortheile geblieben sein, aber Bebutoff war doch gezwungen, sich bis Mitschikal zurückzuziehen.

Der dreiwöchentliche Stillstand Woronzoffs bleibt so lange unerklärbar, als man nicht speziellere Nachrichten darüber haben wird. Mir scheint es, als wenn Woronzoff seine gefahrdrohende Lage eingesehen, aber doch aus falscher Scham den damals noch möglichen Rückzug nicht angetreten habe. Der Proviant scheint ausgegangen zu sein und ohne Zweifel litt das Heer in dieser Zeit große Noth. Den Soldaten wurden die Nationen bedeutend verkleinert und doch war zuletzt gar kein Brod mehr vorhanden. Schamil hatte sich gewiß mehrer Zufuhren bemächtigt, wenn die Berichte auch nichts davon sagen. Um die Verbindungslinie zwischen Andi und Gumbet wieder und zwar besser herzustellen, bemächtigte man sich der andischen Thore von Neuem und legte sogar daselbst eine Befestigung an; zwei Bataillone erhielten sie wieder zur Vertheidigung. Auch Gogatl wurde besetzt und später Belgard mit einem Bataillone hier zurückgelassen.

Erst am 16. Juli traf der nöthige Proviant ein und damit beschloß auch Woronzoff, seinen Zug über das andische Gebirge nach Dargo fortzusetzen. Bebutoff wurde zum Chef der ganzen Kommunikationslinie ernannt und hatte als solcher nicht weniger als 14 Bataillone unter sich. Wenn demnach russischen Berichten nach Woronzoff wirklich nur mit 12 Bataillonen Wneßapnaja verließ und Bebutoff mit 9 in Hertme zu ihm stieß, so blieben ihm zum weitem Marsche nur noch 7 übrig, mit denen er gewiß nicht Dargo erobern konnte. Es wird aber auch in einem anderen Berichte er-



zählt, daß Woronzoff mit 11 Bataillonen aus Andi, wo Oberst Belgard mit einer Besatzung zurückblieb, aufgebrochen sei. Unter 15—18,000 Mann hat der Oberbefehlshaber gewiß nicht gehabt, als er Gogatl verließ.

Drei Wege führen von Andi über den andischen Kaukasus, der hier gegen 6—7000 Fuß hoch sein mag und den Namen Retschel führt, nach Tschkeri; Woronzoff wählte den östlichsten, weshalb er von Gogatl aus eine rückgängige Bewegung machen mußte. Morgens um 4 Uhr den 18. Juli brach der Oberbefehlshaber auf und Mittag hatte er die Höhe des Gebirges erreicht. Bis hierher kam er unangefochten; aber von nun an setzte sich Schamil ihm aufs Hartnäckigste entgegen. Es scheint fast, daß der kühne Häuptling seinen Feind absichtlich bis in die Nähe seiner eigentlichen Heimath, wo er mit dem Terrain aufs Genaueste bekannt war, gehen ließ, um ihn desto sicherer zu verderben. Auf dem Nordabhange des Retschel beginnen die Wälder, und wenn sie auch im Anfange nur als Gestrüpp erscheinen, so lieferten sie dem Schamil doch zu seinen Verhaufen, deren bis nach dem höchstens 5—6 Stunden entfernten Dargo 18—20 vorhanden waren, hinlänglich Material. Gegen diese Barrikaden richteten die Kanonen gar nichts aus und Belioffsky war gezwungen, sie sämmtlich mit dem Bajonette zu nehmen. Der Kampf muß hier furchtbar gewesen sein, denn von allen Seiten drangen die Feinde mit dem Säbel in der Hand ein und mezelten schonungslos nieder.

Dargo liegt auf einer von hohen und schönen Buchen umgebenen Terrasse im Duellengebiete des Jakjai, der sich selbst in tiefer Schlucht vorbeiwälzt. In ihm, einem Dorfe von 40—50 Häusern, hatte Schamil seine Hauptniederlagen an Pulver und Blei. Bei der Annäherung der Russen ließ er alle Vorräthe in die Wälder schaffen und das Dorf selbst in Brand stecken. Gegen Abend zog der Vortrapp des russischen Heeres ein und am anderen Morgen früh kamen die letzten Russen an. Schamil besetzte eine dominirende



Höhe, die Majortup genannt wird, und beschloß von da aus die Russen mit seinen Kanonen. Die Lage der letzteren wurde von Stunde zu Stunde mißlicher, zumal hauptsächlich Offiziere, unter diesen sogar der General Jock, erschossen wurden; wenn Woronzoff auch den Schamil endlich vertrieben haben will, so scheint es doch mehr, als wenn umgekehrt Schamil einige Mal die Russen zurückgeworfen hätte.

Man hatte geglaubt, daß der Feind mit der Eroberung Dargo's seine Feindseligkeiten einstellen würde und deshalb nur für einige Tage Proviand mitgenommen, sich aber sehr geirrt. Klufe von Klufenau wurde deshalb mit den Generalen Paskef und Wiktoroff beordert, mit 6 Bataillonen nach Andi zurückzugehen, Lebensmittel herbeizubringen und sich mit dort stehenden Streitkräften zu vereinigen. Man ersieht daraus, daß Woronzoff seine Lage noch immer nicht für so verzweifelt ansah, als sie es in der That schon war. Der Widerstand war auf dem Hinmarsche durchaus nicht so bedeutend, als die heutigetägigen Lesghier aber den reichen Proviand sahen, fielen sie mit einer Wuth über die Russen her, wie bis dahin noch nicht gesehen war. Der tapfere General Paskef wurde mit dem Säbel niedergehauen und ein gleiches Loos traf den General Wiktoroff. Um vieles Geld wurden später die Leichname beider an die Russen ausgeliefert. Fast der ganze Proviand fiel in die Hände Schamils und Woronzoff kam in die traurigste Lage.

Die russischen Berichte erzählen zwar, daß Woronzoff absichtlich den kürzesten, wenn auch gefährlichsten Weg von Dargo nach Gersel-Nul genommen habe, ich glaube aber, daß er dazu gezwungen war, denn Schamil hatte den Berggrücken Netschel besetzt und Belgard war nach Gumbet zurückgegangen. Viele Kämpfe hatte der tapfere Obrist auf dem Marsche zu bestehen und kam erst nach manchen Verlusten nach Mitschikal, wo ihm und seinen Leuten erst eine größere Sicherheit geboten wurde.

Am 25. Juli brach Woronzoff von Dargo auf und drang



in das Innere der Urwälder, welche den Jakkai auf beiden Ufern einschließen. Schamil setzte sich jedem Schritte aufs Hartnäckigste entgegen, und wenn auch die Russen zum Glücke abwärts gingen, so wurden sie doch von allen Seiten bedrängt. Woronzoff sah endlich die Unmöglichkeit ein, ohne ungeheure Opfer vorwärts zu kommen, und beschloß deshalb, auf einer hochgelegenen Terrasse, auf der das Dorf Schaugal-Berda liegt, Halt zu machen. Hier gelang es ihm, um vieles Geld zwei Eingeborne zu gewinnen. Diese schlichen sich auf nur ihnen bekannten Wegen nach Gersel-Nul zu Freitag und benachrichtigten diesen von der mißlichen Lage des Oberbefehlshabers.

Freitag zögerte keinen Augenblick, raffte zusammen, was ihm noch zu Gebote stand und ging mit 7—8,000 Mann und dem nöthigen Proviand am Jakkai aufwärts. Zu spät setzte sich ihm Schamil entgegen, und wenn Freitag auch sehr große Verluste erlitt, so brachte er doch nach zwei Tagen die Vereinigung glücklich zu Stande. Damit war Woronzoff gerettet. Zwar verfolgte Schamil noch fortwährend die Russen bis zum Ausgange der Wälder, aber wesentlichen Schaden konnte er ihnen nicht mehr zufügen. Am 1. August kam das unglückliche, ausgehungerte Heer in Gersel-Nul an.

Man mag den Zug Graf Woronzoffs nach Dargo betrachten, wie man will, so ist er als mißlungen zu bezeichnen. Russische Berichte suchen ihn zwar zu beschönigen und legen ihm einen doppelten Beweggrund unter, indem Woronzoff einmal nur Willens gewesen, die Gebirgsvölker einzuschüchtern. In diesem Falle wären aber die angelegten Befestigungen unnütz gewesen. Zweitens hätte er versuchen wollen, von Temir-Chan-Schura aus einen direkten Weg nach Tiflis oder überhaupt nach Grusien zu finden. Wie war aber das Letztere bei obwaltenden Umständen möglich? Schwarz und Argutinsky standen keineswegs, wie Berichte glauben machen wollen, weder sich einander, noch ihrem Obergenerale sehr nahe, und vermochten, wie wir gleich sehen werden, sich kaum zu rühren. Alleiniges

Motiv zu Woronzoffs Zuge war ohne Zweifel, Dargo zu nehmen, eine Reihe von Befestigungen auf dem Wege dahin anzulegen und dadurch dem Ansehen Schamils nicht allein zu schaden, sondern auch, wenn nicht zur Unterwerfung, doch zur allmäligen Ohnmacht zu bringen.

Es bleibt jetzt nur noch übrig, von den Thaten der anderen Detaschements zu berichten. Ueber Nesteroff in Wladikaukas schweigen die Berichte ganz und gar, aber wahrscheinlich war er wie das Jahr vorher beauftragt, die Inguſchen, Karabulaken und Kiſten zu beunruhigen. Man erfährt jedoch, daß die letzteren auch am Kampfe gegen den Oberbefehlshaber bei Dargo Theil genommen haben. Freitag stand anfangs in Grosnaja und ging dann nach Gersel-Nul, um einen möglichen Einfall der Tſchetschen zu hindern. Argutinsky zog über Tſchirach und Kumük nach dem Karak-Koſſu (Karak), vermochte aber, obwohl er gegen 12—14,000 Mann stark gewesen sein mag, doch nicht über den Fluß, der hier in tiefer Schlucht fließt, hinüberzukommen. Mehre Wochen scheint er ruhig auf der rechten Seite des Karak gestanden zu haben. Ribit Mohamma war hier der Anführer der Lesghier. Vom 13. Juni bis 5. August wird nur eines blutigen Gefechtes erwähnt, in dem die Russen sich des festen Punktes Teletl vergebens zu bemächtigen suchten. Wenn Teletl wirklich auf der linken Seite des Karak liegt, so muß sich Argutinsky doch einen Uebergang erkämpft haben, scheint aber alsbald wieder zurückgeworfen worden zu sein. Argutinsky berichtet vom 5. August einen glänzenden Sieg, den er über Ribit Mohamma und Hadschi Murad davongetragen haben will, allein es ist mir eher glaubhaft, daß damals die Russen, zumal den Tag vorher der Obrist Publik, Chef des podolischen Regimentes, getödtet wird, wenn sie auch vielleicht eines kleinen Vortheiles sich erfreuten, doch rückgängige Bewegungen machten. Zum Theil mögen sie die ungünstigen Nachrichten über das Hauptheer und dann die Verstärkung der Lesghier durch Hadschi Murad dazu bestimmt haben.



Nicht weniger erfolglos war Schwarz auf der lesghischen Linie, insofern ihm nicht nur die einfache Beunruhigung der Lesghier oblag. Er hatte, wie früher gesagt, Befehl, Dschurmurt, einen Theil des Quellengebietes des awarischen Koifu, zu besetzen, und ging deshalb von Belakan (Bjelokan der Russen) aus über das Gebirge. Daniel Beg war hier der Führer der Lesghier und kam den Russen entgegen. Am 4. Juni marschirte Schwarz von Belakan aus und drängte den Daniel Sultan zurück, fand aber bei dem Passe Maakraß ernstlichen Widerstand. Erst nachdem er seine ganze Macht (über 10,000 Mann) zusammen hatte, gelang es ihm, nach Dschurmurt herabzusteigen. Wahrscheinlich lag es in seinem Plane, sich mit Argutinsky zu vereinigen, aber sein Vorwärtswdringen scheint ihm sehr schwierig gemacht worden zu sein, denn er gelangt nur bis Tsch und wendet sich dann westlich. Zwar erzählen die Berichte, daß er die lesghischen Stämme daselbst unterworfen habe; allein er findet selbst auf seinem Rückzuge durch Anzuch und Dido, durch zwei schon so oft als unterworfen angegebene Distrikte, so viel Widerstand, daß von einer Unterwerfung gar keine Rede sein kann. Um nach dem wenige Stunden von Dschurmurt entfernten Tsch zu gelangen, gebrauchte er volle zwei Monate. Wahrscheinlich wurde Schwarz zu seinem Rückzuge erst durch das Erscheinen desselben Hadschi Murad, der schon den Argutinsky zurückzutreiben geholfen hatte und nun dem Daniel Beg zu Hilfe geeilt war, bestimmt. Argutinsky zog sich nämlich den 5. August zurück und Schwarz geht sechs Tage später von der rechten Seite des Koifu auf die Linke. Anfangs war er über Anzuch und Kaputschi zu gehen Willens gewesen, aber Daniel Beg und Hadschi Murad scheinen ihm diesen Weg gesperrt zu haben, denn es wird an der Gränze von Anzuch ein zweitägiger Kampf erwähnt, in dem die Russen — wie immer — Sieger blieben, aber doch gezwungen waren, sich nach Dido zu werfen. Nachdem Schwarz dort alle Angriffe der Bergvölker glücklich zurückgeschlagen



hatte, scheint er zwar versucht zu haben, auf dem gewöhnlichen Wege durch die Schlucht von Natliß = Nzemeli Kachien zu erreichen, allein die Berichte erwähnen die weit schwierigere schildische Schlucht, durch die zu gehen er ohne Zweifel gezwungen war.

Der Feldzug von 1845 hatte mehr wie jeder andere den Russen gezeigt, daß sich Schamil und seine Tschetschen und Lesghier nicht so leicht, als man geglaubt, und selbst nicht mit der größten Uebermacht erdrücken ließen, und Woronzoff, der mit dem Kaiser in der Krim eine Zusammenkunft hatte, suchte den Kaiser zu anderen Maßregeln zu bestimmen. Den Rest des Jahres suchte man noch zu benutzen und verstärkte die kumükische, als die am Meisten den Einfällen, besonders der Itschkeren, ausgesetzte Linie. Durch Umachanjurt hatte man eine leichte Verbindung mit Grosnaja, mit Temir = Chan = Schura fehlte sie aber; deßhalb legte man Baltogai gegenüber bei dem Dorfe Zirjurt oder Tschirjurt, wo die alte Burg Ibran = Kaleh gestanden haben soll, eine neue Beste an und schlug eine Brücke über den Sulak. Im folgenden Jahre wurde auch das nischnigoroder Dragoner-Regiment aus Kachien hierher übergesiedelt und erhielt seitdem den Namen: Erbprinz von Württemberg.

Schamils Ansehen stieg zu einer hohen Stufe. Seine Macht hatte sich jetzt vom Anfange der itschkerschen Wälder bis zu dem Südabhange des Kaukasus, bis nach Kachien, von Awariens östlicher Gränze bis in die Nähe der großen Militärstraße ausgebreitet; man folgte ihm blindlings und sein Wille galt als Gesetz. Die Russen suchten später Unterhandlungen mit ihm anzuknüpfen, er wies sie aber alle mit Verachtung von sich. Er ließ ihnen sagen, daß, so lange die Russen nur einen Fuß breit Land noch im Kaukasus besäßen, nie und nimmer von Frieden die Rede sein könne. Krieg und Vernichtung den ungläubigen Uruß (Russen) sei allein das Lösungswort, welches im östlichen Kaukasus herrsche.



Die Sendung des Soliman Effendi nach Tscherkessen war eben so verfehlt, als die frühere im Jahre 1843, und hauptsächlich verdanken die Russen dieses Mißlingen der Anordnung Woronzoffs, wornach der Handel mit Sklaven und namentlich mit Mädchen freigegeben wurde. Woronzoff hatte es auch keineswegs an Geschenken und dergleichen fehlen lassen, um einzelne tscherkessische Häuptlinge zu gewinnen. Es erzählen uns russische Berichte, daß die Stämme der Mochosch, Lemirgoi und Beslen sich unterworfen und an der Laba angesiedelt hätten. Dieselben Stämme unterwarf aber schon 1829 General Emanuel. Man sieht daraus, wie viel es mit solchen momentanen Unterwerfungen zu bedeuten hat, wo ein Häuptling gegen die Erstattung eines Gesenktes verspricht, keine Einfälle mehr zu machen. Denselben Werth haben die späteren, mit viel Pomp verkündigten Unterwerfungen der Abadschen und der früher geflüchteten Kabarder (Abrekten).

Trotz der Zerstörung seiner Residenz Dargo und der Konzentrirung der Truppen auf bestimmten Punkten brach Schamil im September doch wieder aus seinen Wäldern hervor und belagerte die Beste Gersel-Kul. Später fiel er über einen bedeutenden Transport Lebensmittel her und führte ihn, obwohl es im Angesichte der Festung Lemir-Chan-Schura und fast im Bereiche der Kanonen geschah, zum großen Theil ins Gebirge. Kleinere Ueberfälle, besonders in der Tschetschna, fanden außerdem statt.

Im Dezember versuchte Schamil von Neuem Judakara und Akuscha zu gewinnen, fand aber bei den Einwohnern, die wahrscheinlich bei ihrem weniger günstigen Terrain keinen Erfolg voraussehen, kein Gehör. Er scheint sich aber doch ziemlich lange daselbst aufgehalten zu haben, bevor russische Truppen ihn wiederum vertrieben. Kurz darauf scheint er wiedergekommen zu sein, denn es wird berichtet, daß Akuscha auf eine Weise bedroht worden sei, daß die Einwohner sich nach Derbend geflüchtet hätten. In aller Eile kam Argu-



tinsky herbei und es erfolgte beim Dorfe Kutuschka ein Gefecht, nach welchem Schamil sich zurückzog. Nicht besser ging es in der kumükischen Ebene und in den ebenern Besitzungen des Schamchals, welche der Raib von Ssolotau, Abarka Dibir, sengend und brennend durchzog und erst mit Hilfe einer bedeutenden Macht unter General Labinzoff vertrieben werden konnte.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß der Kaiser, wenn er auch auf Woronzoffs Vorschlag für den Herbst 1845 keinen neuen Angriff in das feindliche Gebiet verlangt hatte, doch für das nächste Jahr 1846 den Krieg mit dem ganzen Nachdrucke fortzusetzen Willens war. Die Wälder, in denen die Russen schon so oft Niederlagen erlitten hatten, hielt man für die einzige Ursache des Mißlingens aller Expeditionen und so beschloß man, ihrer Zerstörung das hauptsächlichste Augenmerk zuzuwenden, bevor man überhaupt eine Operation beginne. Schamil hatte sich westwärts von Dargo, jenseits des Gebirgsarmes, der das Thal des Jafkai westlich begränzt, in dem Dorfe Weden niedergelassen. Dort erhob sich, wie bei der Burg von Achulko, ein steiler Ke gel in die Höhe und auf seinem Gipfel standen noch die Ueberbleibsel einer früheren Burg. Ungeheure Buchenwälder zogen sich von ihm bis an die Sfunsha herab und boten den Tschetschen hinlängliche Zufluchtsörter für ihre Unternehmungen. Die Einwohner des Gau es Tschachkeri (Schachgerre), in welchem Weden liegt, gehörten seit langer Zeit zu den erbittertsten Feinden Rußlands und noch nie hatte ein Fremdling einen Fuß in ihre Wälder gesetzt. Weden und der Gau Tschachkeri, der sich östlich von der Vereinigung der beiden Argunbäche über das Quellengebiet des Chalchalu und anderer kleiner Flüsse bis zur Jafkai-Wasserscheide hinzieht, war deßhalb für Woronzoff zunächst der Punkt, wohin er, wie früher nach Dargo, seine ersten Angriffspläne richten mußte.

Um die Wälder wenn auch nicht gänzlich zu zerstören,



aber doch zugänglich zu machen, wurden aus Odeffa ungeheure Mengen von Schwefel und Pech verschrieben. Zeitungs-Nachrichten erzählen uns zwar, daß sie auf der Linie angekommen sind, sagen aber nicht, in wie weit sie in Anwendung gebracht wurden. Ohne Zweifel sah man gleich im Anfange die Unmöglichkeit ein, auf diese Weise Laubholzwälder abzubrennen. Die Kaukassier zünden selbst, besonders in den höher gelegenen Thälern, der Jagd wegen nicht selten ihre Wälder an, aber es brennt nur das dürre, mit allerhand trockenen Kräuterstengeln untermischte Unterholz, während das Feuer den höheren Bäumen gar keinen Schaden thut. In der Beschreibung meiner vorigen Reise habe ich eines solchen Waldbrandes Erwähnung gethan. Ob das Feuer auch in tiefer gelegenen Thälern oder in Ebenen, wo ein geringerer Luftzug vorhanden ist, auf gleiche Weise wie an den Abhängen der Berge um sich greifen kann, bezweifle ich. Solche ausgebrannte Wälder sind aber nur vom Herbst, wo es geschieht, bis zum Frühjahr zugänglich, denn mit der Verminderung des dichten Gesträuches erhalten auch die noch in der Erde verborgenen Keime zum Emporwachsen die nöthige Luft; im Sommer schon erscheint der Boden mit hohen Kräutern und Sträuchern dicht bedeckt, so daß der Wald allmählig wieder undurchdringlich wird.

Die Russen versuchten nun, die Wälder nur zum Theil auszuroden und beschränkten sich demnach zunächst mit der Pflanzung einzelner Strecken. Grosnaja gegenüber, jenseits der Sfunsha, machte man den Anfang. Dort, kaum einige Stunden von dem Hauptsitze der tschetschischen Linie entfernt, liegt ein Dorf, Hoiti oder Hoitijurt mit Namen, dessen Einwohner zwar unterworfen, doch hauptsächlich auf der Linie Räubereien beginnen. Um diese mehr im Zaume zu halten, sollte eine Straße von dem rechten Ufer der Sfunsha bis zu dem Dorfe mitten durch den Wald gehauen werden. Die Tschetschen setzten sich aber mit aller Macht dieser Zerstörung ihrer Zufluchtsörter entgegen, und wenn



russische Nachrichten auch erzählen, wie leicht das Fällen der Bäume geschehen sei und wie wenig die Tschetschen ihnen dabei geschadet hätten, so waren doch außer einer dreifachen Schützenkette noch sechs Bataillone, die in den Wäldern herumschweiften, nothwendig, um die, welche mit dem Umhauen beschäftigt waren, gegen die Angriffe der Feinde zu schützen. 350 Deshätingen (gegen 1,500 preussische Morgen) Wald sollen auf diese Weise gelichtet worden sein.

Die Zerstörung des hoitischen Waldes begann am $\frac{1}{12}$ Januar 1846 und dauerte eine geraume Zeit. Bald darauf zogen dieselben Soldaten wiederum aus der Beste Wosdwißensk (die wahrscheinlich westlich von Grosnaja auf dem rechten Ufer der Sfunsha liegt) aus, um nun auch den berücktigten Wald, der nach Gechi führt, in Arbeit zu nehmen. Derselbe Schutz wurde auch hier den Arbeitern zu Theil und außerdem eilte noch Nesteroff von Wladikaukas zur Unterstützung herbei. In vierzehn Tagen sollen hier wieder 210 Deshätingen (gegen 900 Morgen) gefällt worden sein. Es scheint mir, als wenn man mit der Ausrodung des Waldes früher aufgehört hätte, als man ursprünglich Willens war, denn es wird gar nicht des Dorfes Gechi gedacht, das gewiß in Angriff genommen worden, wäre man bis dahin vorgeedrungen. Es wird ferner wahrscheinlich, daß die Russen durch den Widerstand der Feinde in ihren Arbeiten gehindert wurden, weil russische Berichte selbst sagen, daß die Tschetschen es besonders auf Nesteroff, wenn dieser zurückkehren würde, abgesehen hätten, aber dadurch, daß dieser nach Grosnaja ging, getäuscht worden wären.

Wie wenig Werth übrigens Schamil auf die vermeintliche Ausrodung seiner Wälder gelegt haben muß, sieht man daraus, daß er selbst und seine Müriden sich weiter gar nicht darum bekümmerten. Sie bemühten sich nur, die Russen in stetem Athem zu erhalten und ihnen keine Ruhe zu gönnen; dabei versäumten sie auch nicht, wo es irgend nur ging, Beute zu machen. Schamil war wohl auch jetzt, wo

eine so bedeutende Truppenzahl der Landwirthschaft innerhalb seines Gebietes entzogen war und doch ernährt werden mußte, mehr als früher auf Plünderung und Raub gestellt, und ohne Zweifel hatte die reiche Beute an Proviant u. s. w., welche im vorigen Jahre den Bergvölkern in die Hände fiel, ihre Raubsucht noch vergrößert. Während die Russen den Wald von Hoiti zerstörten, durchzogen Dschewad Chan und Gadschi Taschaff die kleine Tschetschna zwischen der Ssunsha und dem Terek, setzten sogar über den zuletzt genannten Fluß und streiften bis in die Nähe von Mosdot und Kislar, Gadschi Murad hingegen drang in die kumütsische Ebene und schlug sich am Kambulat, einem Arme des Aktafschu, mit den Kosaken herum; Schamil selbst bedrohte die kaum erst entstandene Feste Tschirjurt.

Das Schwert und die Kugel des Feindes hatten zwar im Jahre 1845 große Lücken in dem kaukasischen Corps hervorgerufen, aber weit mehr waren sie durch bössartige Epidemien entstanden. Um die Regimenter wiederum zu kompletiren, verlangte Woronzoff nicht weniger als 20,000 Mann; als aber im Frühjahr 1846 nur 7—8,000 Mann ankamen, beklagte sich der Oberbefehlshaber nicht weniger als der General=En=Chef Lüders über die große Vernachlässigung der Kaukasus=Armee, zumal der Kaiser, wie schon gesagt, nichts Geringeres, als die Eroberung von Weden verlangt zu haben scheint.

Der Plan dazu war folgender. Der Chef der lesghischen Linie, Schwarz, sollte wiederum Dschurmut besetzen und die Lesghier im Zaume halten, Argutinsky, der Führer des Samurschen Detachements, hingegen bis an den Karak vorrücken. Kluk von Klukenu wurde beauftragt, Itschkeri, Awuch und Gumbet anzugreifen und sich durch den General Labinzoff unterstützen zu lassen, während Nesteroff die Inguischen und Karabulaken zu beunruhigen hätte. Woronzoff selbst behielt sich die Expedition nach Weden vor. Auf dem Zuge nach Dargo hatte man die größte Schwierigkeit in



dem Herbeischaffen der nöthigen Lebensmittel gefunden, deshalb zog der Oberbefehlshaber jetzt vor, zwei Detaschements zu bilden, von denen das eine dem anderen in einer bestimmten Zeit nachfolgen sollte. Im Falle eines Unglücks, welches dem ersten Detaschement geschah, war dann Hilfe in der Nähe.

Freitag, dieser bis jetzt so glückliche General, sollte dieses Mal mit dem ersten und stärkeren Detaschement am Argun aufwärts bis zur Vereinigung seiner beiden Quellenbäche gehen und dann, sich östlich wendend, in den Gau Tschachkeri eindringen. Woronzoff würde später mit Lüders folgen und vereinigt sollte endlich die Belagerung Wedens beginnen. Anfang Juni war der festgesetzte Termin.

Als der Oberbefehlshaber, bevor er einen so wichtigen Zug ins Werk setzte, wiederum in eigener Person alle Befestigungen an der Sunsha und in der kumükischen Ebene besichtigte, brach Schamil plötzlich mit einer großen Macht — einige geben 10,000, andere sogar 20,000 Mann an — aus seinen Wäldern hervor und stürzte sich, alles verheerend, auf die große Kabarda. Obwohl seine Leute zum großen Theil aus Fußgängern bestanden, überschritt er schon am ersten Tage (11. Mai) den Terek bei der Stanitze Uruch, und hatte demnach einen Weg von fast 9 Meilen zurückgelegt. Auf's Eiligste sammelte Freitag 6 Bataillone Infanterie und 1,000 Mann Kosaken und eilte dem verwegenen Häuptlinge, der eine doppelte Festungslinie überschritten, nach. In wenig Stunden hatte Schamil die Stanitze zerstört, und als der Obrist Lesskowitz herbeieilte, beachtete er diesen so wenig, daß er nur etwas Reiterei zurückließ und dann nach der Beste am Minareh eilte. Hier setzte er sich einige Tage lang fest und verheerte ringsum die Stanitzen und Auls (Kosaken- und Tscherkessen-Dörfer). Viele Tscherkessen, aber doch meistens nur unbedeutende Edelleute und deren Leibeigene, schlossen sich ihm an, und mit diesen rückte er bis nach Naltschik, der Hauptbeste des Centrum, vor. Diese



Beste liegt nahe dem Ausgange einer Schlucht, durch die der Tscherek fließt und die in der Geschichte der Tscherkessen immer eine Rolle gespielt hat. In der Schlucht selbst setzte sich Schamil fest und suchte von Neuem Häuptlinge der Kabarder für sich zu gewinnen. Sechs Tage blieb er in seiner Stellung und verheerte wiederum nach allen Seiten das Land. Endlich kam Freitag mit seinen Truppen und vereinigte sich mit dem Fürsten Galitzyn, dem Chef des Centrums. Zu einem bedeutenden Gefechte kam es jedoch keineswegs, und wahrscheinlich hatten die beiden russischen Heerführer noch die Hilstruppen des Generals Hasfort, der die linke Flanke kommandirte, abgewartet. Auch Nesteroff war von Wladikaukas ausgebrochen. Am 19. Mai entließ Schamil jedoch sein Fußvolk, während er selbst mit seiner Reiterei noch fortwährend die Umgegend verwüstete. Am anderen Tage brach er aber plötzlich am frühen Morgen auf und eilte in aller Schnelle zum Terek, wo zwar die Obristen Iljinsky und Müller-Sakomelstky sich ihm entgegensetzten, aber ohne Weiteres auf die Seite geschoben wurden. An der Stelle, wo die Smeika in den Terek fällt, ging er auf das andere Ufer, durchzog die kleine Kabarda und kam glücklich über die Sjunsha, um in den Wäldern eine sichere Zufluchtsstätte zu finden. In 36 Stunden hatte er 20 Meilen zurückgelegt.

Dieser kühne und alle Erwartungen übertreffende Einfall Schamils, der vielleicht während des ganzen Krieges seine größte That genannt werden kann, scheint dem Fürsten Woronzoff für seine Expedition nach Weden wohl manches Bedenken gemacht zu haben. Wenn Schamil in einer Zeit, wo allenthalben disponible Truppen für den Gebirgskrieg bereit standen, einen solchen Einfall machte, um wie viel eher konnte er ihn wagen, wenn das Hauptheer sich im Gebirge befand und gar nicht zu Hilfe eilen konnte! Der Plan des Feldzuges nach Weden wurde daher aufgegeben und Woronzoff zog vor, erst die innere (Sjunsha- und kumükische) Linie der linken Flanke auf eine Weise zu ver-

stärken, daß dergleichen Einfälle, wenn auch nicht ganz verhindert, aber doch leichter abgeschnitten werden konnten. Woronzoff erkannte wohl auch deutlich die Absicht Schamils, sich mit den westlichen Tscherkessen in Verbindung zu setzen und so den Russen weit furchtbarer zu werden. Wenn dieses Mal auch die Kabarder sich nicht in Masse erhoben, so hatte ihnen doch Schamil gezeigt, wie stark seine Macht sei. Daß sie ihm bei einem zweiten Male mehr Sympathien zeigen würden, konnte wohl der Fall sein, zumal wenn es seinen Emissären gelingen sollte, die westlichen Tscherkessen zur Offensive zu bringen. Woronzoff bot deßhalb seine ganze Schlantheit auf und setzte alle Mittel in Bewegung, um die Tscherkessen in friedlicher Stimmung zu erhalten. Es wurden Marktplätze an der Laba- und Kuban-Linie errichtet und man kaufte den Tscherkessen um hohe Preise ihre Waaren ab, um sie so mehr zu Handelsverbindungen zu bewegen. Der Mädchenhandel nach Konstantinopel wurde 1846 stärker als je betrieben.

Unter solchen obwaltenden Umständen darf es nicht auffallen, daß die Sendung Hadschi Mollahs, des begeisternden Redners, wiederum nicht allein nicht reussirte, sondern daß auch einzelne Abadschen-Häuptlinge freiwillig sich unterworfen haben sollen. Russische Berichte erzählen sogar, daß das ganze, bis dahin so hartnäckige Volk der Abadschen den Eid der Treue geleistet habe und es werden die Häuptlinge mit Namen genannt. Mit keinem Worte ist aber seitdem dieser gewichtigen Unterwerfung wiederum Erwähnung geschehen, obgleich, wenn es sich so verhielte, die Russen mitten in dem westlichen Tscherkessen festen Fuß gefaßt haben würden und sich mit geringerer Mühe die anderen Stämme unterwerfen könnten. Wie viel wiederum diese momentane Huldigung einiger Tscherkessen-Häuptlinge zu bedeuten hatte, sieht man gleich daraus, daß zu derselben Zeit Tscherkessen es wagten, einen Einfall bis nach Stauropol zu machen, was seit vielen Jahren nicht geschehen war.



Nicht zufrieden mit der Sendung nach Tcherkessen, wurde Soliman Effendi auch beordert, die kriegerischen Stämme des pontischen Gebirges aufzuwiegeln und sie zu Einfällen auf russischem Gebiete zu vermögen. Im vorigen Bande habe ich diese interessanten Stämme, bei denen ich zum Theil eine sehr gute Aufnahme gefunden, näher beschrieben. Daß wirklich hier den Russen neue Händel drohten, sieht man deutlich aus den Reklamationen des russischen Gesandten in Konstantinopel bei der hohen Pforte in Betreff dieser Aufwiegelung. Namentlich werden die Adscharer, deren Fürst Kôr-Husein alle türkischen Behörden verjagt hatte, und die Lasen genannt. Man war selbst von russischer Seite gezwungen, die Gränzen Guriens und Ahalziches strenger bewachen zu lassen.

Doch um wieder auf die größere Befestigung der inneren Linie der linken Flanke zu kommen, so wurde zunächst Kasach-Kitschu zur Festung erhoben und mit Thürmen und Bastionen versehen. Die Wälder der Karabulaken haben sich nach der Kabarda zu am Meisten ausgebreitet und wenn auch die Beste Nesteroff den westlichen Theil beherrscht, so war doch Schamil gerade aus ihnen hervorgebrochen. Ferner wurde die Beste Wolynsk an der Gränze der kleinen Kabarda verstärkt und Troizsk, eine der Ssunsha-Stanigen, welche man auf der Linie anlegen wollte, erhielt ebenfalls in der Nähe der Karabulaken seinen Platz angewiesen. Auch östlich am Walde der Karabulaken, wo sich eine weite Ebene am Fartan (Fartanga der Russen) unter dem Namen der Ebene von Afschchoi hinzieht, legte Woronzoff selbst den Grundstein zu einer neuen Befestigung, welche den Namen Afschchoi oder der Fartanga-Beste erhielt. Es ist in den Berichten noch von der Gründung einer zweiten Beste die Rede, man erfährt aber weder den Namen noch die Gegend und es ist deshalb, da sie sonst nicht besonders erwähnt wird, wahrscheinlich, daß die gleich zu erwähnende Beste Jarük in der kumükischen Ebene damit gemeint ist.

Raum hatte sich Schamil nach seinem anstrengenden Marsche nach der Kabarda etwas erholt, so erschien er wiederum in Awuch und bedrohte die kumükische Ebene. Zu einem bedeutenden Einfälle kam es jedoch nicht, wenn auch einzelne Trupps bis an den Terel schwärmten. Ein solcher gerieth bei Akbulak-Zurt mit den grebenschen Kosaken in Handgemenge und wurde, als Hilfe kam, zurückgeschlagen, kehrte aber doch nach ein Paar Tagen wiederum zurück. Man hatte bis jetzt die beiden Hauptschluchten, welche südlich in die kumükische Ebene münden, mit Festen besetzt und dadurch die Tschkeren am Jakfai durch Gersel-Nul und die Ssolotauer am Aktaschku durch Bnekapnaja an Einfällen gehindert, aber noch war eine dritte, welche zum Gau Awuch führte und aus der der Jarükfu hervorkommt, unbesetzt. Man legte im Sommer deshalb auch hier eine Feste an, die den Namen Jarük erhielt.

Im Gebiete des Schamchals geschahen ebenfalls Einfälle und wiederum wurden in der Nähe der Hauptfestung Temir-Chan-Schura Lebensmittel weggenommen. Ende Juli schlug der Blitz in einen Pulverthurm der Eugens-Feste und richtete nicht unbedeutende Verheerungen an. Die Ssolotauer und besonders die früheren Einwohner des zerstörten Tschkerkei benutzten diese Verlegenheit und rückten mit Kanonen auf die dominirenden Höhen, um zunächst den Brückenkopf der linken Seite des Sulak zu zerstören und dann die Brücke zu vernichten. Es gelang ihnen aber nicht, und so zogen sie, als Bebutoff zu Hilfe kam, nach einiger Zeit wiederum zurück.

Auch im Süden, im eigentlichen Lesghistan, kam es zu Kämpfen, über die wir durch Berichte nur sehr wenig erfahren haben. Der frühere Sultan von Elikui, Daniel Beg, stand hier an der Spitze, vermochte aber hauptsächlich deshalb nicht viel zu thun, weil die Lesghier des Hochgebirges weniger von Fanatismus als von Raubsucht getrieben werden und beständig Mangel an Pulver und an Flinten leiden.

Man erzählte mir, daß bei den Dido's erst der dritte Mann ein Feuegewehr habe. Unter solchen Umständen hatten allerdings die Russen leichteres Spiel, und Hadschi Murad, dem eigentlich die Bertheidigung Avariens oblag, war nicht selten gezwungen, den Lesghiern zu Hilfe zu kommen.

Daniel Beg hatte übrigens nichts Geringeres vor, als die dscharischen Lesghier, welche, wie schon gesagt, auf dem südlichen Abhange des Hauptzuges bis zum Masan wohnen, und seine früheren Unterthanen zum Aufstande zu bewegen. Argutinsky hatte aber durch seine Spione davon Nachricht erhalten und rückte deshalb gegen Käseruch (Keißeruch) vor. Es kam zu verschiedenen Gefechten und namentlich werden zwei Orte, Ssalta und Prib, genannt, bei denen Argutinsky den Sieg davon getragen haben soll. Später, wird erzählt, sei Daniel Beg Willens gewesen, die Thuschen (Thuschizen) zu überfallen, und auch hier kommt Argutinsky zur rechten Zeit. Beim Dorfe Chosrad, wo sich Daniel Beg auf dem steilen Berge Uizes postirt hatte, trafen beide zusammen und Daniel wird wiederum vertrieben. Es ist aber wahrscheinlich, daß umgekehrt Argutinsky den Kürzeren gezogen habe, denn es wird ferner berichtet, daß auch dieser sich auf die Höhe Zuar am Turschidagh zurückgezogen habe. Dieser Turschidagh ist wahrscheinlich der Turpi- (auch Djulti-) Dagh, auf dem der Ssamur seine meisten Quellen besitzt und der demnach an der Südwestgränze der kasikumükischen Herrschaft liegt. Dann galt der Ueberfall wohl nicht dem Gaue der Thuschen, der das Quellengebiet des andischen Koïgu umfaßt, sondern nur der thuschischen Kohorte, welche sich freiwillig zur Bekämpfung der Lesghier unter Argutinsky gestellt hatte.

Mit dem September werden die Einfälle der Bergvölker seltener oder es fehlen uns vielmehr die Nachrichten. Die Russen sind in dieser Zeit wiederum beschäftigt, jenseits der Sfunsha, Grosnaja gegenüber, einen Theil des Waldes zu lichten; es wird eine Stunde ostwärts von der Straße nach

Hoiti ein zweiter breiter Weg nach dem Dorfe Aldi ausgehauen. Auch im Süden, wo zwar die Wälder im Vergleich zu den nördlichen unbedeutend sind, aber doch an einzelnen Stellen den Lesghiern Schlupfwinkel darbieten, wird die Ausrodung eines Waldes berichtet. Im vorigen Jahre hatte sich Schwarz, wie oben erzählt, als ihm der Weg über Anzuch gesperrt war, nach Dido geworfen und wollte von da aus auf der gewöhnlichen Straße im Thale des Gremibaches sich nach Kachien begeben. Da sich hier die Feinde verschanzt hatten, war er gezwungen, in der engen Schlucht, welche bei dem Dorfe Schildi in die Ebene mündet, unter großen Anstrengungen herabzusteigen. Um sich nun die einzige, einigermaßen bequeme Straße nach Dido offen zu erhalten, wurde im Gremithale der Wald, der sich in der Nähe des verfallenen Klosters Natliß Nzemeli befindet, ausgehauen.

In diesem Winter geschah nichts Erhebliches oder ist wenigstens nicht zu unserer Kunde gekommen. Oeffentliche Berichte gedenken unter anderen eines Einfalles Schamils in Akuscha, den aber Bebutoff glücklich zurückschlug; anderen Nachrichten nach soll Schamil aber trotzdem bis Tarku vorgezungen sein und das Gebiet des Schamchals vielfach verheert haben.

Was in diesem Jahre geschehen wird, kann nur die Zukunft lehren. Schamil steht drohender als je da, und wenn nicht eine höhere Macht in die Räder des Geschickes greift, so darf man keineswegs den Ausgang des unheilvollen Kampfes im Kaukasus als nahe verkündigen und noch weniger die völlige Besiegung der Bergvölker in Aussicht stellen. Schamil hat sich auf eine Weise befestigt, wie vor ihm noch nie ein Häuptling. Er führt nicht wie seine Vorfahren einen Guerillakrieg und beschränkt sich nicht mehr auf Beute versprechende Einfälle, sondern die Vertreibung der Russen hat er sich zur Aufgabe gestellt. Mich in weitere Diskussionen einzulassen, erlaubt mir jetzt weder Zeit noch Raum, und



deßhalb erwähne ich nur noch die neueste Veränderung, die russischer Seits im östlichen Kaukasus stattgefunden. Man scheint nämlich aufs Neue die Offensive zu verlassen und sich zunächst in den Theilen des Gebirges, die man noch besitzet, fester setzen zu wollen. Aus dieser Ursache hat der Kaiser ein besonderes daghestanisches Gouvernement errichtet und daselbst den rühmlichst bekannten und tapferen Fürsten Argutinsky zum Kriegsgouverneur eingesetzt. Derbend, die Pforte aller Pforten, ist der Hauptort und geht vielleicht dadurch einer neuen Bestimmung entgegen. Zu seinem Gouvernement gehören die früher zu Kaspien gehörigen Provinzen Kuba und Derbend, die Herrschaften Kuräle und Kasikumük (wahrscheinlich auch die Gaue Ahti und Rutul am oberen Ssamur), Labasseran, Kaitach und Dargo (Muscha). Ohne Zweifel gehört auch das darin eingeschlossene Ländchen der Esurgen, obwohl es noch gar nicht unterworfen zu sein scheint, hierher. In militärischer Hinsicht fand ebenfalls eine Veränderung statt, indem die Reste des Lüders'schen Korps zu einer neuen stehenden Division verwandt wurden.

Behntes Kapitel.

Rückreise nach Tiflis.

Den 30. Juni verließ ich Derbend und erreichte gegen 184
Abend glücklich wiederum Kuba. Als ich den Ssamur durch-
fuhr, begegnete mir derselbe Lieutenant, den ich auf dem
Wege von Chastreh nach Kuba gefunden und dem ich vom
Weitergehen abgerathen hatte. Er und seine Soldaten sahen
traurig aus, denn der lange Marsch durch ein ungesundes,
bald feuchtes, bald heißes Land hatte den Muth der armen
Leute gebrochen, ehe sie nur den Feind gesehen. Von den
180 Mann, die aus Tiflis ausmarschirt waren, fand ich
nur noch die Hälfte, denn die anderen lagen in verschiedenen
Spitälern krank darnieder.

Den 2. Juli verließ ich auch Kuba und schlug, von
sechs Rufers begleitet, den Weg direkt über das Gebirge
nach Schemachi ein. Erst nach vielfacher Weigerung erhielt
ich von dem Kreishauptmanne die Erlaubniß für diese im
Allgemeinen schon und bei diesen Umständen noch weit ge-
fährlichere Straße. Ich konnte mich unmöglich dazu entschie-
ßen, bei einer bis zu 30 Grad im Schatten gesteigerten Hitze
wieder nach Baku zurückzugehen und von da aus Schemachi
und Tiflis zuzueilen. Brach wirklich in Schirwan ein Aufstand
aus, wie es schien, so hätte ich auch von Baku aus nicht

Tiflis erreichen können. Die Hauptsache war, so schnell als möglich fortzueilen. Es waren zwar auf derselben Straße, die ich nehmen wollte, einige Tage vorher armenische Kaufleute aus Schemachi überfallen, beraubt und zwei von ihnen sogar erschlagen worden und die russische Behörde hatte den Distriktschef zur Untersuchung an Ort und Stelle beordert, aber gerade dieses Ereigniß bestimmte mich, denselben Weg einzuschlagen, da ich voraussetzen konnte, daß die Räuber nach der That und vor der Ankunft der russischen Behörde geflohen waren.

Der Weg von Kuba nach Schemachi führt in rein südlicher Richtung über das Gebirge des Kaukasus und derselbe Wald, wie ich ihn schon auf der Reise nach Chasireh näher bezeichnet habe, setzt sich auch hier bis zu den Höhen fort. Im Anfange ging der Weg durch zusammenhängende Obstgärten, die aber, weil sie nicht sonderlich gehegt und gepflegt wurden, ebenfalls waldartig erschienen. Die Gegend wird allmählig hügelig, aber rother oder graugelber Lehm- und Thonboden, und nicht festes Gestein, bildet die Höhen. Nach 3½ Stunden kamen wir nach Rustoff, dem Hauptorte eines Gaues, der früher denselben Namen führte. Ich fand hier den oben erwähnten Distriktschef, der aber der Wein- und Branntweinflasche mehr als seinem Amte huldigte und sich nicht weiter um die Untersuchung bekümmerte. Der Schulze des Dorfes ersuchte, als ich meinen Weinschlauch herbeiholte, mich dringend, diesen zu verbergen, damit nicht der Anfang der Untersuchung noch weiter hinausgeschoben würde. Das Dorf hat nämlich seine Behörde so lange zu ernähren, als sie sich in ihrem Bereiche befindet, und demnach für die möglichst schnelle Beendigung der vorliegenden Sache großes Interesse.

Rustoff liegt recht freundlich an einem Nebenbache des Welwel und ist ebenfalls von Obstgärten umgeben. Von den Obstbäumen hatten nur die Kirschbäume reife Früchte, aber sie waren so schlecht, daß man sie bei uns kaum be-



achten würde. Ich unterschied zwei Sorten, die beide den Blättern nach zu unserer *Prunus avium* L. gehörten. Von ihnen ähnelten die einen unseren Herzkirschen, waren jedoch kleiner, während die anderen unseren in Wäldern hier und da verwilderten Vogelkirschen glichen, aber wie die des pontischen Gebirges, einen sehr bitteren Geschmack besaßen. Die Kräutervegetation war zwar gedrängt, aber, wie in Kuba, durchaus nicht mannigfaltig und der unserer Waldwiesen entsprechend. An Gräsern erschienen vorherrschend: Knäuelgras, Flittergras, Rispengras, englisches und französisches Raigras; an anderen Pflanzen hingegen: Kopfflee, Schotenklee, die rosablühende Platterbse, Wiesenraute, die knollentragende Spierstaude, Dosten, Apgarien u. s. w.

Am anderen Morgen setzte ich meine Wanderung fort. Anstatt der sechs Mufers erhielt ich aber nur drei und selbst von diesen entfernte sich wiederum der eine. Mitten in dem dichten Buchenwalde, der sich noch gegen zwei Stunden fortsetzte, wurde es mir doch schaurig, zumal meine beiden Begleiter sehr geschwähig waren und der Reihe nach alle Todtschläge und Beraubungen aufzählten, welche in einer Schlucht, die auch wir passiren mußten, vorgekommen. Die laute Stimme der Erzähler hallte in dem Walde wieder und wurde nur durch das Schnauben unserer schlechten Pferde unterbrochen.

Plötzlich sahen wir Blutspuren auf dem Wege. Vor uns hob ein Mann einen Stein auf und legte ihn auf eine mit Büschen bedeckte Stelle. Erschrocken fragte ich, was es gebe? und erfuhr, daß vor einer Stunde hier ein Mensch erschossen sei. Es ist hier im Lande Sitte, daß man einen Stein auf den Ort der Mordthat legt, gleichsam um dadurch seine Unschuld darzuthun. Wir hielten an und waren lange Zeit unerschlüssig, was wir anfangen sollten, doch da die Rückkehr eben so gefährlich war, als die Weiterreise, so entschieden wir uns für die letztere. Mit lautpoehendem Herzen ritten wir langsam weiter. Plötzlich wurde es licht vor

uns und eine ungeheure Felsenwand erhob sich senkrecht in die Höhe. Ich hatte mich schon lange nach Felsen gesehnt und so sprang ich eiligst von meinem Pferde herab, die Zügel meinem Diener zuwerfend, um die Felsenwand näher zu untersuchen.

Der Eindruck, den die großartige Erscheinung in mir hervorrief, war so mächtig, daß ich 12 — 16 bewaffnete Männer, die theils zu Pferde und theils zu Fuße mir begegneten, gar nicht weiter beachtete, und an der Wand angekommen, mit meinem Hammer ein Stück Felsen abschlug. Es war derselbe Kalk, den ich schon früher bei Gelegenheit der Beschreibung des Beschbarmak näher bezeichnet habe. Während ich hier beschäftigt war und schöne Glockenblumen, Silenen, Cerastien, Saxifragen und andere Felsenliebende Kräuter einlegte, kam Lukas mit den Worten: „während Sie ruhig Pflanzen einlegen und Steine klopfen, hätten uns die Räuber fast unsere ganze Habe abgenommen!“ zu mir. Während ich noch immer nicht die Gefahr, der wir eben entgangen waren, ahnte, erzählte mir nun der treue Dolmetscher, daß jene bewaffneten Männer ihn mit den Sachen angehalten und über den Inhalt ausgefragt hätten. „Wir sind Firengi,“ berichtete ihnen Lukas, „und haben unser Vaterland verlassen, um im Kaukasus Arzneien zur Heilung von Krankheiten und Linderung von Schmerzen zu suchen. Dort ist mein Herr mit dem Einsammeln beschäftigt. Sein Gepäck besteht aus Papier, in dem die Kräuter getrocknet werden und leicht könnt ihr euch von der Wahrheit meiner Aussage überzeugen.“ Einer der Räuber untersuchte nun ein Stück und fand die Worte des Dolmetschers gegründet. „Aber wovon lebt ihr denn? Ihr müßt doch Geld haben, von dem ihr eure Bedürfnisse wenigstens in den Städten, wo keine Gastfreundschaft herrscht, bestreitet?“ fragte ein Anderer. „Mein Herr,“ erwiderte Lukas, „erhält von der Regierung in den Städten eine kleine Summe, mit der er ausreichen muß.“

Glücklich waren wir einer Gefahr entgangen, aber einer anderen gingen wir entgegen. Ich habe früher schon gesagt, daß der Kaukasus hier aus einem doppelten Gebirge besteht und daß das nördliche dasselbe ist, welches westlich vom Schahdagh oder mit diesem selbst beginnt und, dem südlichen fast parallelllaufend, in dem Höhenzuge des Beschbarmak verläuft. Zahlreiche Bäche und Flüsse entspringen von dem südlichen Gebirgszuge und haben in dem nördlichen tiefe Schluchten gebildet, in denen sie der Ebene von Kuba zuschießen. Eine solche Schlucht, Dengä genannt, öffnete sich vor unseren Blicken und der wasserreiche Welwel — ich vernahm hier Bälbulä — wälzte seine Wassermengen hindurch. Sie hatte ungefähr eine Länge von 5—8 Minuten, aber nur eine Breite von 40 Schritt und setzte sich jenseits als ein von Höhen eingeschlossenes Thal fort. Der Höhenzug, der von Nordwest nach Südost seine Richtung nimmt, fällt auf seiner Nordostseite durch eine vielleicht 500 Fuß hohe Wand, deren 2—6 Fuß dicke Schichten dem Gebirgszuge parallel laufen, senkrecht ab. Einen besonderen Namen scheint der letztere nicht zu besitzen, auf der russischen Stabskarte von 1834 wird aber die den Welwel südlich begränzende Höhe Klyt, die andere hingegen Talla genannt.

Auf der linken Seite des Flusses zieht sich im Anfange ein schmaler Pfad in die Schlucht, aber bald verwehrte uns das Wasser das Weitergehen und wir waren gezwungen, auf die andere Seite mitten durch zu reiten. Es war aber gefährlich, da der Fluß hier einen sehr starken Fall besitzt und die reißenden Fluthen nicht allein Geröll und Steintrümmer, sondern auch große Felsenblöcke mit sich führen. Die letzteren bildeten, wenn sie durch irgend ein Hinderniß festgerannt waren, für das Wasser zum Weiterfließen Hindernisse, und so wurde oft der Boden unterwühlt, bevor der Block weiter gewälzt werden konnte. Dadurch entstanden aber Löcher, die bei dem Durchreiten gefährlich waren. Lukas gerieth einmal in ein solches und kam nur mit großer



Anstrengung wieder heraus. Ein mit wenig Sachen beladenes Pferd ging uns dabei verloren, indem es in ein solches Loch gerieth und später noch von der Fluth an einen Felsen geschleudert wurde. Drei Mal waren wir gezwungen, das wilde Wasser zu durchreiten und nicht weniger als drei volle Stunden gebrauchten wir, um in das jenseitige Thal zu gelangen. Von den Anstrengungen erschöpft, machten wir unter einem dichtbelaubten Ahornbaume Halt und gönnten uns und den armen Pferden einige Stunden Ruhe.

Der schönste blaue Himmel hatte sich über uns gewölbt und neben uns entfalteten sich romantische Partien vor unseren Blicken. Der Welwel rauschte vor unseren Füßen vorbei und tosend wälzten sich seine Wasser der nahen Schlucht zu. Jetzt erst wurde mir Muße, die seltene Erscheinung ordentlich zu überschauen. Obwohl die beiden Seiten der Schlucht fast senkrecht in die Höhe stiegen, so boten sich doch Absätze und Vorsprünge den Augen dar und wo nur eine Spalte oder ein Riß sich gebildet, sproßten Kräuter und weiter oben auch Sträucher einer melancholischen Kiefer, eines aromatischen Wachholders, eines rundlaubigen Perückenstrauches, einer hartblättrigen Eiche oder eines weidenblättrigen Birnstrauches hervor. Die Berge, welche das Thal einschlossen, sowie der ganze Höhenzug, waren vorherrschend mit Laubholz bedeckt, aber es erschien nicht mehr walddähnlich, sondern bestand größtentheils aus Gezweigen, welches nur hie und da durch hainartige Partien unterbrochen wurde. Vorherrschend sah ich Weißbuchen und Eichen, aber außerdem auch Maßholder, weniger Ahorn, *Pyrus Aria Ehrh.*, *P. elaeagnifolia Pall.*, *P. salicifolia L.*, *P. torminalis Ehrh.*, Weißdorn, mehre Rosenarten, besonders aber *R. pimpinellifolia L.*, *R. pulverulenta M.B.*, *floribunda Stev.* und *caucasica M.B.*, ferner Dürrlitzen, *Lonicera iberica M.B.*, *Viburnum Lantana L.*, *Colutea arborescens L.* und *C. cruenta Ait.* und mehre Pappeln, als: *Populus alba L.*, *P. nigra L.* und *P. tremula L.*



Die Kräuterflor war weit mannigfaltiger, als vor der Schlucht von Dengä. Fast alle Pflanzen hatten ein mehr oder weniger gedrängtes und buschiges Ansehen, während nur einige, wie der große und der lauchkrautblättrige Baldrian, die langblättrige Aschenpflanze, einige Salbei-Arten, der große Rittersporn, Wollkerzen und *Phlomis tuberosa* L. einen schlanken Wuchs besaßen. Von Gräsern kamen sehr wenig und zwar fast nur Rispen- und Schwingelgräser vor, während ich von Orchideen nur *Orch. maculata* L. sah. Von den apetalen Pflanzen waren einige Knöterich- und Wolfsmilcharten vorhanden. Aus der Abtheilung der Monopetalen fanden sich vorherrschend Lippenblüthler, als: *Ziziphora capitata* L., *Teucrium Polium* L., *T. orientale* L., *Thymus Marschallianus* Willd., *Nepeta Mussini* M.B., *N. ucranica* L., *N. brevifolia* C. A. Mey., *Scutellaria orientalis* L., *Betonica grandiflora* L. und ein neues *Lamium* dem *album* ähnlich sehend, und Zusammengesetztblüthler vor, als: *Chrysanthemum ceratophylloides* All., *Pyrethrum carneum* M.B., *Artemisia alpina* M.B., *Inula campestris* Bess., *In. Bubonium* Jacq., eine Aster, mehre Habichtskräuter, Scorzoneren, die Saubistel der Alpen, mehre Centaureen, Jurineen und Cousinien. Uebrigens sammelte ich von Monopetalen mehre Glockenblumen und Labkräuter, das Tausendgüldenkraut, den Kreuz-Enzian, eine Schwalbenwurz, *Convolvulus lineatus* L., *Cerinthe minor* L. und *Onosma rupestris* M.B.

Aus der Abtheilung der Polypetalen fanden sich außerordentlich viel Schmetterlingsblüthler und vor Allem aus den Geschlechtern *Trifolium*, *Medicago*, *Astragalus* (aber unbewaffnete Arten), *Lathyrus*, *Onobrychis* und *Hedysarum* vor, während ich sonst noch das Herenkraut, einige Steinbrecharten, Lein, Nelken, Hornkräuter, Sonnenröschen, Fünffingerkraut, Waldmalven, die haarige Labatere, wenige Kreuzblüthler, als *Myagrum perfoliatum* L. und ein Hederich, und ebenso nur wenige Doldenträger bemerkte.



Auf den Höhen des linken Ufers erblickte ich einzelne Häuser mitten im dichten Grüne. Sie gehörten zum Dorfe Afubdsche, welches deren gegen 100 haben soll. Man erzählte mir, daß in der Nähe auch ein Felsen sei, aus dem Wasser herausflüßere. Dieses Wasser erscheint aber im Sommer, wenn es sehr heiß ist, als Eis, und es wiederholt sich demnach hier dieselbe Erscheinung, welche ich schon auf meiner früheren Reise im Thale der Liachwa und in Radtscha beobachtet hatte. Es geht die Sage, daß der Ssefide Dschunaid, als er nach einer Schlacht mit dem Schirwan-schah durch die Schlucht von Dengä flüchtete und in dem Dorfe eine Zuflucht fand, die Gottheit um Eis gebeten habe, um seinen brennenden Durst besser zu löschen. Da drang Wasser aus den Ritzen und erstarrte alsbald zu Eis. Seitdem wird die Stelle für heilig gehalten und Abbas der Große erließ den Einwohnern die Abgaben.

Endlich setzten wir unsern Weg in dem Thale aufwärts fort und gelangten alsbald zu einem der schönsten Wasserfälle, indem sich über einen Felsenvorsprung eine Wassermasse von 3 Fuß im Durchmesser gegen 60 Fuß herunterstürzte und sich unten am harten Gesteine zerschellte. Nach $1\frac{1}{2}$ Stunden kamen wir in Kunach-Kent an und beschloßen, daselbst zu übernachten.

Mit Kunach-Kent treten wiederum dieselben Mergelschichten bald grau, bald grünlich, bald röthlichbraun und bald blendend weiß gefärbt auf, deren ich schon früher, als das Ostende des Kaukasus zusammensetzend, angegeben habe. Mit ihm wechselt ein an Thonreicher Kalk ab. Beide Felsarten streichen wie früher von Ost nach West und fallen in einem Winkel von 30—60 Grad. An einzelnen Stellen scheint auch hier noch das im Inneren der Erde gefertigte Gestein, der Trachyt, auf die Oberfläche gedrungen zu sein, ich fand wenigstens einen solchen hervorgeschobenen Fels von ungefähr 16 Fuß Höhe und 10 Fuß Breite oberhalb des Dorfes.

Der Weg von Kunachkent führte an dem Welwel aufwärts bis an dessen Quellen; wir überschritten einen unbedeutenden Gebirgsarm und gelangten in das Thal des Gilgatsch = Tschai. Das Gehölz wurde hier wiederum waldartiger und namentlich sah ich schöne Sommerleichen, Maßholder von nicht unbedeutender Stärke, spitzblättrigen Horn, die Arlsbeere und an feuchten Stellen auch Erlen. Außer dem früher genannten Gesträuche, das aber im Allgemeinen weit seltener vorkam, bemerkte ich auch einen hübschen Seidelbast. Der Mergel wird auf dieser Seite des Gebirgsarmes weicher, und ich sah von Neuem die schon früher mehrmals erwähnten eigenthümlichen Kluppen und schroffen Abhänge, zwischen denen sich schluchtenähnliche Thäler befanden. Damit trat auch eine weit geringere Fruchtbarkeit ein und der nackte sterile Boden zog sich oft große Strecken dahin.

Zeitig kam ich in Haltan an, war aber gezwungen, da die getrockneten Pflanzen beim Durchsetzen durch den Welwel in der Dengä = Schlucht zum Theil sehr naß geworden waren, zu bleiben, zumal ich auch die nahegelegnen Schwefelquellen besichtigen wollte. Ob diese dieselben sind, welche Steven auf seinen Reisen in der Provinz Kuba angibt, vermag ich nicht zu beurtheilen, da sie aber hierherum gelegen haben müssen und keine anderen vorhanden sind, so zweifle ich nicht daran.

Am Morgen des 5. Juli begleiteten mich zwei Männer zu Pferde dahin. Sie liegen gegen zwei Stunden östlich, und um dahin zu gelangen, ritten wir südlich um eine bewachsene Kluppe herum auf eine schmale Mergelhöhe, und von dieser aus in ein enges, vielfach gewundenes Thal, welches ein Nebenbach des Gilgatsch = Tschai, der Tschorchetschu = Tschai, durchfließt. In ihm liegen weiter unten die fünf warmen Schwefelquellen, von denen aber nur zwei von einiger Bedeutung sind und eine Temperatur von 38 und 39 Grad R. haben. Neben der einen hatte



man vor sehr langer Zeit zur größeren Bequemlichkeit ein Bassin gegraben und darüber eine Kuppel erbaut; leider ist aber die letztere bereits zum Theil wieder eingefallen. Ueber der anderen Quelle, die aus der Spalte eines thonigen und feinkörnigen Sandsteins, den Mergel bedeckte, hervorkam, hatten sich chlor- und schwefelsaure Salze und fester Schwefel ausgeschieden. Warf man den letzteren in das Mineralwasser, so färbte sich dieses augenblicklich schwarz, was wohl auf Anwesenheit von Eisen und freien Säuren schließen lassen dürfte.

Noch an demselben Tage reiste ich von Haltan über den eigentlichen Rücken des Kaukasus. Der Weg führte gleich vom Anfange an ziemlich steil aufwärts, aber freundliche Buchen- und Eichenwälder folgten uns bis auf die Höhe. Derselbe Mergel, aber fester und thoniger Kalk waren fortwährend das Gestein und setzten sich auch jenseits des Rückens auf gleiche Weise fort. Die Holzvegetation war aber drüben geringer und erschien weiter unten nur noch als Gesträuch; zuletzt verlor sie sich ganz und wurde durch eine Art Matten ersetzt.

Einen besonderen Namen besitzt hier der Rücken des Kaukasus nicht. Ältere Reisende tragen den Namen des vielzackigen Berges bei Chydirsinde auch auf den ganzen Theil des Gebirges über, der nördlich von Schemachi sich hinzieht, und nennen ihn Beschparmak. Klaproth führt ihn in seiner Beschreibung der russischen Provinzen zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere unter dem Namen Chaladar auf, und russische Werke über den kaukasischen Isthmus nennen ihn nach einem weiter nordwestlich gelegenen Schneeberge, der sich einem Finger gleich in die Höhe richtet, Sawalat-Dagh. Die russische Stabscharte von 1834 hat etwas östlich von hier den hohen Berg Diwral. Der Rücken des Gebirges macht die Gränze zwischen den Provinzen Kuba und Schemachi.

Wir ritten eine steil absteigende Schlucht, in der



der Kosdy-Tschai oder Sfungait entspringt, hinab- und begegneten zahlreichen Tataren-Zelten (wohl gegen 200). Nach ohngefähr zwei Stunden überstiegen wir einen unbedeutenden Gebirgsarm, der die Wasserscheide zwischen dem Sfungait und Pirsaghat bildet, und gelangten auf eine schief anlehende Hochebene, in der sich ebenfalls Tataren für die warme Sommerzeit angesiedelt hatten. Sie lebten mit einem größeren Luxus, als ich ihn sonst bei den Zeltbewohnern gefunden habe, und namentlich waren die meisten Familien im Besitze von Trinkgläsern. Wiederum waren wir gegen zwei Stunden auf der Hochebene hingeritten, bevor wir in das Thal des Pirsaghat hinabstiegen. Es schien mir, als wenn der südliche Abhang des Kaukasus hier aus mehren übereinanderliegenden Terrassen bestände, denn außer der überschrittenen Hochebene senkten wir uns noch zweimal auf eine Art von terrassenartigen, nur wenig geneigten Flächen herab, die mit grünen Matten bedeckt waren. Leider hatte das Vieh Alles abgeweidet und die Flor war nicht mehr deutlich zu erkennen, aber wahrscheinlich bestand sie aus denselben Pflanzen, wie sie die Umgegend von Schemachi, welche dann die letzte Terrasse darstellt, besitzt.

Es war schon lange dunkel geworden, als wir an zerklüfteten Molassenhöhen herunterstiegen, um den Pirsaghat zu übersezen und in dem drüben gelegenen Kunachkent zu übernachten. Man hüte sich aber, dieses Dorf mit dem gleichbenannten jenseits des Gebirges zu verwechseln. Von hier aus hatten wir noch einen unbedeutenden Molassenzug, der gleichsam die äußerste Kante des Kaukasus bildet, zu überschreiten, um nach Schemachi zu gelangen. Am anderen Morgen brachen wir in aller Frühe auf, und befanden uns schon zeitig in der Hauptstadt der kaspischen Provinz. Die ganze Entfernung von Ruba bis Schemachi mag gegen 18—20 Stunden betragen.

In Schemachi erfuhr ich erst Näheres über den Aufstand des Sultans von Elisui, und Jedermann war noch voll von



dem Schrecken und von der Angst in der bedrängten Zeit. Mehre russische Familien und viele armenische Kaufleute hatten schon ihre Habseligkeiten nach Baku geschafft, um von da aus zu Schiffe nach Astrachan zu entfliehen. Die sunnitischen Taren Schirwans waren so übermüthig geworden, daß sie zum Lobe Schamils auf den Straßen Lieder sangen und weder den russischen, noch ihren eigenen Behörden mehr gehorchen wollten. Sultan Daniel hatte einige angesehene Begg gewonnen und diese beauftragt, sich in der Stadt Anhang zu verschaffen und mit diesem plötzlich über die Russen herzufallen. Russische Spione überbrachten aber diese Nachricht dem Gouverneur Iwanoff, und als die Begg in Schemachi einritten, wurden sie ohne Weiteres festgenommen.

In der Zeit meiner Abwesenheit hatte sich in der Nähe von Schemachi etwas ereignet, was zwar in hiesiger Gegend keineswegs zu den Seltenheiten gehört, aber doch meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Es war nämlich ungefähr vier Meilen entfernt plötzlich die Erde geborsten und aus der Spalte eine große Rauchwolke mit Feuer hervorgebrochen. Solche Eruptionen kommen auf dem ganzen kaukasischen Isthmus auf allen den Stellen vor, wo in einer gewissen Tiefe Naphtha vorhanden ist. Ich erkläre mir die Erscheinung einfach dadurch, daß die Naphtha durch die unterirdische Wärme sich allmählig zersetzt, die zahlreichen Höhlungen und Spalten der Erde mit Gas anfüllt und endlich, wenn kein Raum mehr zu ihrer Aufnahme vorhanden ist, mit Gewalt die Decke des Bodens sprengt. Da die ausgeworfenen Mergelstücke zum großen Theil mit Schwefel überzogen sind und Schwefelkiese überhaupt sehr häufig gefunden werden, so ist auch möglich, daß in den unterirdischen, zum Theil mit Naphtha gefüllten Räumen auf irgend eine Weise eine Entzündung und in Folge davon eine Explosion nach oben geschieht.

In Begleitung des früher genannten Baron Engelhardt reisten wir an einem frühen Morgen nach der Gegend,



wo die Explosion geschehen sein sollte. Leider wußten aber weder der Führer noch die Leute, welche wir fragten, genau die Stelle, und so fuhren wir lange vergebens herum. Endlich fanden wir ein Zeltlager, das zu betreten große Hunde so lange verwehrten, bis einige ältere Frauen von einer ächten Zigeuner-Physiognomie uns entgegenkamen. Von ihnen erfuhren wir, daß die letzte Explosion, nach deren Folgen wir suchten, auf dem Wege von Schemachi nach Ssalian, ungefähr noch drei Stunden weiter südlich, am Fuße des äußersten Berges des schirwanschen Vorgebirges, Karaoglan-Dagh, geschehen sei; wenn wir uns aber von einem auf gleiche Weise geschehenen Auswurfe unterrichten wollten, so brauchten wir uns nur eine Viertelstunde von hier an eine Stelle zu begeben, wo vor zwei Jahren eine solche Explosion stattgefunden hatte.

So besichtigten wir nun diese Stelle. Eine ungeheure Menge mergeligen Schlammes, der nur noch einen schwachen Naphthageruch besaß, lag auf einer Strecke von wohl tausend Fuß im Durchmesser ausgebreitet. Er hatte eine grauschwärzliche Farbe und war mit einzelnen Mergelsteinen untermengt. Proben, die ich an Professor Ehrenberg sendete und die von ihm untersucht sind, haben auch nicht eine Spur organischen Lebens nachgewiesen. An einzelnen Stellen waren noch Vertiefungen bemerkbar, welche jetzt mit einem salzigen und auch etwas nach Naphtha schmeckenden Wasser ausgefüllt waren. Ohne Zweifel bildeten sie früher die Spalten, aus denen der Schlamm herausgetrieben wurde. Nach der Aussage der Tatarinnen hatte das Ausfließen des Schlammes mehre Wochen gedauert, war aber allmählig schwächer geworden.

Am 10. Juli reiste ich nach dem auf der gewöhnlichen Poststraße 27 Meilen entfernten Ruchi ab. Gern wäre ich auf dem nächsten Wege am Fuße des kaukasischen Gebirges zwischen ihm und den schirwanschen Vorhöhen dahingegangen, allein die dort und besonders im Gaue Kabalā wohnenden Tataren waren noch keineswegs so ruhig geworden, als es



zur Sicherung meiner Person nothwendig war. Die Einwohner dieses aus einem großen Kessel bestehenden Gaaes, der vorzüglich von den Quellenbächen des Gerdyman-Tschai bewässert wird und sich östlich bis zu dem Gok-Tschai erstreckt, sollen, wie oben schon erwähnt, Araber sein, die mit der Sprache sich auch hinsichtlich ihrer Sitten den Kaufmannern akkommodirt haben.

Bis zur Station Tschemakly blieben wir auf derselben Straße, welche auch nach Jelisawetpol führt, und deshalb schon früher von mir beschrieben worden ist. Dort habe ich bereits gesagt, daß die Strecke südlich von den Vorhöhen, vom Gok-Tschai bis zum Kur, bereits zum früheren Chanat Scheki gehört, muß aber noch nachtragen, daß sie wegen der grauweißlichen Farbe der Vorhöhen und des Bodens der Ebene im Sommer den Namen Aktaş, d. i. Weißstein, führt. Das ebenfalls schon erwähnte Dorf Armenibasar hatte früher denselben Namen und ist der Marktplatz für alle Erzeugnisse, die hier gewonnen werden. Jeden Sonntag kommen des gegenseitigen Austausch halber hier eine große Menge Menschen zusammen. Der Fruchtbarkeit der ganzen Umgegend wird leider durch das wilde Wasser des Elzighan (Aldischigjan und Ardschjan der Russen, Geldigilani Klapp.) viel Abbruch gethan.

Bis Tschemakly war die Richtung westlich gewesen, nun wurde sie aber eine nördliche. Um zur nächsten, $3\frac{1}{2}$ Meilen entfernten Poststation beim Dorfe Sutschmi-Dagnä zu kommen, muß man zwei Terrassen, von Lehnhügellketten, von denen die eine über der anderen sich hinzieht, begrenzt, durchschneiden. Gleich hinter der Station biegt man um die untere Hügellkette herum und gelangt so zur ersten Terrasse. Sie ist ziemlich bewachsen, aber doch erkannte man auf dem Boden den nicht geringen Gehalt salziger Bestandtheile an der eigenthümlichen Vegetation, wie ich sie schon früher auf der unteren Ebene geschildert habe. Neben den dort aufgeführten Pflanzen erfreuten mich besonders die Klappern-



staude mit eirunden Blättern und noch mehr die niedliche, wunderhübsche Mimosee, *Lagonychium Stephanianum* M.B., die sich oft weite Strecken hinzog. Wo Wasser war, erschien auch Strauchwerk, besonders die Eiche mit den großen Staubbeuteln und eine andere Art mit großen Blättern, ferner Rüstern, Pistazien, der Wallnußbaum mit geflügelten Früchten, Granatsträucher und Christdorn.

Bald kamen wir an die zweite Kette und in einem schluchtähnlichen Thale, welches der Elzighan durchfließt, setzten wir unsere Reise fort. Posten waren allenthalben ausgestellt, da hier vor Allem Ueberfälle häufig sind und die Lesghier sich leicht jeder Verfolgung auf dem günstigen Terrain entziehen können. Verwitterter Mergel von allen Farben war auch hier das Gestein, und da das wilde Wasser des Elzighan, häufige Regengüsse und selbst Wolkenbrüche oft ungeheure Zerstörungen anrichten, so haben sich hier eine Menge Gründe, Klüfte, steile Abhänge u. s. w. gebildet, die eben für Räuber gute Schlupfwinkel darbieten. Wenn die Höhen auch im Allgemeinen eine spärliche Vegetation besaßen, so bemerkte ich doch an einzelnen Stellen besonders Lippenblüthler, Chamillen und Beifuß-Arten in gedrängter Kugelform. Von Gehölz sah ich nur *Juniperus Oxycedri* L.

An einer alten und mit zwei Bogen versehenen Brücke verließen wir den Fluß und fuhren in einer Seitenschlucht aufwärts, um auf die obere Terrasse zu kommen. Diese zweite Terrasse mag ungefähr eine Breite von drei Stunden besitzen, ist aber in hohem Grade steril, da sie großen Mangel an Wasser leidet. Ich sah in ihr fast nur *Kentrophyllum tauricum* F. et M., Papierblumen und *Bermuth*. Die Hitze hatte hier eine Höhe erreicht, die um so drückender erschien, als nirgends nur der geringste Schatten geboten wurde und wir auf dem offenen Wagen unmittelbar den brennenden Strahlen der Sonne ausgesetzt waren. Endlich kamen wir auf der Station an und fanden unter



einer prächtigen Silberpappel Obdach. Obgleich das Thermometer hier immer noch 27 Grad R. zeigte, so erquickte uns doch der kühlende Schatten unter dem Baume im Vergleiche zu der Hitze im Freien.

Wir blieben, bis die Hitze einigermaßen nachgelassen hatte und ein kühlender Wind vom Kaukasus uns entgegenwehte, auf der Station und fuhren demnach erst gegen Abend dem noch $4\frac{1}{2}$ Meilen entfernten Nuchi zu. Man hat wiederum eine Lehmhügelkette, aber unbedeutender als die vorige, zu übersteigen, um in die schöne, große Ebene von Scheki oder Schaki zu gelangen. Als wir dahin fuhren, breitete sich das große kaukasische Gebirge in seiner ganzen Majestät vor uns aus. Die Ebene schien fruchtbar zu sein, wenigstens fehlte es nicht an Wasser, aber vergebens suchte ich eine nur einigermaßen meine Forderungen befriedigende Kultur. Getreide sah ich nur an wenig Stellen und dann war es bereits überreif, ohne daß die trägen Eigenthümer sich bemüht hätten, die Frucht einzuärnten. Es fiel mir diese Nachlässigkeit, wie ich sie allenthalben in der Türkei und zwar besonders in den von den sogenannten Rechtgläubigen bewohnten Gegenden gefunden hatte, um so mehr auf, als die schirwanschen Mohammedaner, wenn sie sich einmal mit Getreidebau beschäftigen, sich durch größere Thätigkeit und Ordnung auszeichnen.

Die letzte Terrasse, aus der sich der Hauptzug des Kaukasus erhebt, und die südlich durch eine Art Vorgebirge, welches ich weiter nach Osten unter dem Namen der schirwanschen Vorhöhen aufgeführt habe, von den tiefer gelegenen Gegenden getrennt ist, bildet eine große Ebene, welche östlich von dem Quellengebiete des Gerdyman-Tschai oder der Ebene Kabalä nur durch unbedeutende Höhen geschieden wird, und setzt sich westlich und jenseits des Alasan noch als Rachien (Rachethien) fort. Die ersten Zuflüsse des Elzighan und eine Menge Bäche, welche vom Kaukasus herabkommen und sich zum gemeinschaftlichen Flusse Kennag ver-



einigen, bewässern die Ebene, die zum großen Theil das frühere Chanat Scheki bildet. Der Kennag durchfließt sie in ostwestlicher Richtung und ergießt sich in den Alasan, um mit diesem hier schon bedeutenden Flusse die Borhöhen zu durchbrechen und dem nahen Kur zuzueilen. Er selbst und alle seine Nebenbäche fließen innerhalb der Ebene außerordentlich langsam, und man sieht hieraus, daß, wenigstens dieser Theil, ziemlich flach liegen und unbedeutenden Fall haben muß. Im Frühjahr sind die Quellenbäche von dem schmelzenden Schnee zu reißenden Strömen angewachsen und richten nicht selten bedeutende Verwüstungen an. Das Wasser tritt dann aus den zum Theil tiefen Betten heraus und überschwemmt das Land, ohne später wieder abfließen zu können. Es bilden sich dadurch Sümpfe oder wenigstens feuchte Wiesen mit allerhand Binsen, Simsen, Niedgräsern, Sorghum halepense L. u. s. w. bewachsen. Auf diese Weise geht freilich viel Land für die Kultur verloren.

Die Ebene des Kennag ist auf ihrer östlichen Hälfte mit viel Gesträuch bedeckt und namentlich zieht sich dieses längs der Flüsse und Bäche hin. Das Gehölz unterschied sich wesentlich von dem der niederen Gegenden, da es namentlich aus Rüstern und Maulbeersträuchern, die durch Brombeerranken undurchdringlich gemacht worden waren, bestand. Auch Obstbäume fanden sich häufig verwildert vor und bildeten in der Nähe der Dörfer die schönsten Gärten. Namentlich gilt dieses von Nuchi, dem Hauptorte von Scheki, wo ich noch vor eintretender Dunkelheit eintraf.

Nuchi (Nucha der Russen) liegt dicht am Fuße des Kaukasus, an dem Ausgange eines Thales, aber seine vielen Gärten ziehen sich noch weit in die Ebene hinein, so daß, wenn man diese dazu rechnet, die Stadt einen bedeutenden Umfang besitzt. Sie erinnerte mich lebhaft an Jelisawetpol und noch mehr an Ragysman am Kraxes, wo ebenfalls die Häuser zum großen Theil enge Straßen bildeten und diese wiederum von den Gärten eingeschlossen



waren. Leider habe ich mich weder mit der Stadt, noch mit dem ganzen jetzt zum Kreise erhobenen Chanate so vertraut gemacht, als ich gern gethan hätte. Man war noch wegen der plötzlichen Rebellion des früheren Sultans von Eliskui so sehr in Angst und Schrecken, daß man den malà-propos gekommenen Reisenden gar nicht weiter achtete und ihm selbst Hindernisse für die Weiterreise in den Weg legte. Auf meine Empfehlungsbriefe von Seiten des Oberbefehlshabers legte der Kreishauptmann Dementoff gar keinen Werth und hätte sich nicht noch der freundliche Obrist Beskoff, der bei der ersten Nachricht vom Aufstande des Sultan Daniel aus Schemachi schnell herbeigeeilt war, meiner angenommen, so würde mein Aufenthalt noch unerträglicher gewesen sein, als er an und für sich schon war. Die mohammedanischen Einwohner waren immer noch zum großen Theil bereit, bei der ersten, für die Russen ungünstigen Nachricht aufzustehen, und die russischen Behörden mußten in hohem Grade vorsichtig sein, um weiteres Unglück zu verhüten.

Die Stadt besitzt eine größere Länge als Breite und wird von einem aus den Bergen kommenden Bache durchströmt. Die Häuser bieten keinen freundlichen Anblick dar und unterscheiden sich dadurch wesentlich von denen Schemachi's und selbst Kuba's, zumal trotz der abschüssigen Lage sich die Straßen nicht der erwünschten Reinlichkeit erfreuen und auch die Häuser ein schmutziges Aeußere haben. Die Basare sind eng, winkelig und zum Theil bedeckt. Man erzählte mir, daß man hier die beste Auswahl der im Gebirge gefertigten Stoffe hätte, allein wahrscheinlich war die ungünstige Zeit Schuld, daß ich nichts vorfand.

Mitten in der Stadt liegt die Citadelle, die aber keineswegs die gepriesene Festigkeit besitzt. Bei nicht unbedeutendem Umfange wird sie zwar von ziemlich hohen, aber einfachen und keineswegs von Bastionen geschützten Mauern umgeben; es ist nicht einmal ein Wallgraben vor-

handen, der den ersten Anlauf der Feinde aufhalten könnte. Man kann deshalb nicht begreifen, daß Ruchi selbst den eroberungsfüchtigen Schaaren Nadir-Schah's, die freilich gedemüthigt aus Lesghistan kamen, Troß bieten konnte. Man erzählt, daß der damalige Chan von Scheki, Hadschi Elis, den persischen Abgesandten die Worte: Gelläkin Goräkin,“ d. i. „Komm und siehe!“ zugerufen und dadurch den Zorn der Perser noch mehr erregt habe. Als aber diese mit Schande abzogen, belegte man die Umgegend von Ruchi und dann auch den ganzen östlichen Kaukasus mit dem Namen Iran Charab, d. i. Persiens Verderben, während die bedeutsamen Worte des Hadschi Elis: Gelläkin Goräkin, von nun an zur Benennung der Citadelle gebraucht wurden.

Inmitten der Citadelle steht das Schloß der früheren Chane, ein schönes Zeugniß der orientalischen, besonders persischen Baukunst, und man muß sehr bedauern, daß die Russen dergleichen Ueberreste nicht mit mehr Aufmerksamkeit behandeln, zum Theil sogar mit wahren Vandalismus ver-
wüsten. Vorn in dem Frontispiz breitet sich ein schönes Wasserbecken aus, dem drei Brunnen das Wasser zuführen. Auf beiden Seiten stehen zwei schöne, weithin Schatten werfende Platanen. Das Schloß selbst besteht aus dem sich vom Boden etwas erhebenden Parterre und aus einem Stockwerk. In dem unteren Theile wohnt jetzt die Familie des Kreishauptmanns und hat sich die weitläufigen Räume nach ihrer Bequemlichkeit eingerichtet. Daß diese dabei nicht gewonnen haben, läßt sich denken, besonders da der vorige Kreishauptmann auch nicht das geringste ästhetische Gefühl gehabt zu haben scheint. Die schönen Verzierungen der Wand hatte man mit weißem Kalk überstrichen und die zum Theil an der Decke und in der Wand befestigten Spiegel waren weggenommen oder zerbrochen. Leider habe ich nur sehr wenig von dem Inneren gesehen, aber der eine große Saal im Parterre, der der Familie des Kreishauptmanns als Wohnzimmer diente, nahm trotz der stattgefundenen Verwüstungen



noch meine volle Aufmerksamkeit in Anspruch. Die ganze Vorderseite (nach dem Bassin zu) bestand aus in Holz geschnittenen, arabeskenartigen Verzierungen, zwischen denen buntes Glas eingelegt war. Noch schöner war das Schnitzwerk der Decke, in deren Arabesken, obwohl sie eine wohlgefällige Harmonie zeigten, man weder ein Ende noch einen Anfang herausfinden konnte; so sehr waren sie untereinander verschlungen. Man erzählte mir, daß man sich vielfach bemüht hätte, den ganzen Plafond abzunehmen, um ihn nach Petersburg zu senden, es wäre aber vergeblich gewesen, ihn unbeschädigt zu erhalten. Es scheint fast, als wenn bei dem Baue des Schlosses, der wohl zu Anfang oder gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts begonnen wurde, auch Europäer theilhaftig gewesen wären, denn unter den Spiegeln fand man Makulatur in französischer Sprache. Als ich von dem letzteren ein Stück erhielt, erlah ich daraus, daß es ein Bruchstück einer Geschichte und, wie es mir schien, aus dem Zeitalter Ludwig XIV. war.

Die Unsicherheit, welche außerhalb der Stadt herrschte, und die glühende Sonnenhitze, welche besonders von 10 Uhr Vor- bis 4 Uhr Nachmittags war, erlaubten mir nicht, die vier Tage meines Aufenthaltes in Ruchi nach Wunsch zu verwenden. In der nächsten Umgegend der Stadt hatte man da, wo Wasser war, schöne Gärten angelegt, die aber außer dem Obstbau auch der Seidenzucht gewidmet waren. Schon seit langer Zeit erfreut sich die scheid'sche Seide eines guten Rufes und um die Produktion derselben zu heben, unterstützte die Regierung alle Unternehmungen. Es bildete sich vor 12 Jahren eine Gesellschaft auf Aktien, und um günstigere Resultate zu erhalten, ließ diese Italiener, welche mit der Seidenzucht vertrauter waren, kommen. Als ich mich im Winter 1836/37 in Tiflis befand, waren die Italiener eben angekommen; aber die Gesellschaft hatte noch nicht einmal einen Platz ausgesucht, wo sie die nöthigen Gebäude für die Seidenzucht anlegen wollte. Die Leute mußten ein



Jahr lang umsonst bezahlt werden. Endlich fand man Nichts am Meisten zur Seidenzucht geeignet und in kurzer Zeit waren nun die nöthigen Einrichtungen getroffen.

Die armen Einwanderer wurden bald russischen Leibeigenen gleich behandelt und laute Klagen hörte man. Niemand achtete ihrer. Man hatte kontraktmäßig sich verpflichtet, ihnen einen Pfarrer zu halten; ferner wenn einer oder der andere nach Verlauf einer bestimmten Zeit mit seiner Lage unzufrieden sei und sich nach Hause sehnte, sollte er Reisegeld erhalten. Die Anstalt kam von Jahr zu Jahr mehr in Verfall, zumal man die Italiener gar nicht mehr nöthig zu haben glaubte und Eingeborne zur Bearbeitung nahm. Die Italiener, heimath- und obdachlos, erhielten kein Reisegeld und waren zum Theil sogar gezwungen, sich in Tiflis auf irgend eine Weise eine andere Erwerbsquelle zu suchen. Nur einem geringen Theile gelang es, nach Hause zurückzukehren.

Russischer Seits hat man den Italienern viele Vorwürfe gemacht, aber alle laufen dahin hinaus, daß sich die freien Leute nicht in die schlechte Behandlung fanden. Eingeborne bedauerten die Abreise der Italiener und gaben ihnen das beste Zeugniß. Es machte mir einen wehmüthigen Eindruck, als ich das vor wenig Jahren gegründete und doch schon verfallene Etablissement besichtigte. Man hatte für die Italiener nette Häuschen erbaut, so daß in jedem zwei Familien recht bequem wohnen konnten. Ein kleiner aber freundlicher Garten stand mit jeder Wohnung in Verbindung und eine Maulbeerbaum-Allee zog sich vor ihnen dahin.

Wo in der Umgegend keine Gärten waren, fand ich einen mit Steingerölle bedeckten Boden, der nur an sehr wenig Stellen zum Getreidebau benutzt wurde. Ich sah auch einige Leinsfelder, aber man baute den Lein nicht seiner zähen Fasern halber, sondern nur um aus den Samen Del zu bereiten. Die öden Stellen besaßen eine karge Vegetation, und vor Allem fand ich *Helianthemum Fumana Mill.*, *H. grandiflorum DeC.*,



Teucrium Chamaedrys L., *Origanum virens Lk.*, *Erythraea Centaurium Pers.*, *Heliotropium suaveolens M.B.*, *Pimpinella rotundifolia M.B.* und *Avena atherantha Presl.* Auch Brombeerranken, Winterreihen und Feuersträucher bildeten eine Art Gestrüpp.

An einem frühen Morgen erstieg ich auch die ziemlich steilen Höhen, welche sich dicht an der Stadt erheben und mit allerhand Gesträuch bewachsen sind. Nach oben wurde es waldartig und besonders Roth- und Weißbuchen, Eichen und Ahorn erhoben sich aus dem Gebüsch der Haselstraude, der Heckenkirsche, des Schlingstrauches, des Maßholders, des Nüstlers, des Schwarzdornes, mehrer Weißdorn-Arten, des Eibenbaumes u. s. w. Die Kräutervegetation war hier eben so arm, als sie auch bei uns in dergleichen Fällen gefunden wird. Es erschienen vorherrschend Schmetterlingsblüthler aus den Geschlechtern des Klees, der Erve, der Platterbse, des unbewehrten Traganthes und der Wicke neben unächten Chamillen, der farnblättrigen Schaafgarbe, der Goldruthen, Habichtskräutern, Eysimachien, Ehrenpreis, Glockenblumen, einigen Doldenträgern, der hanfblättrigen Lavatere u. s. w. Auffallend waren mir einige Exemplare der *Crozophora tinctoria Juss.* Leider durfte ich es nicht wagen, bis zu den Matten, welche sich auf dem Rücken dahinziehen, zu steigen. Das Gestein war sich leicht zerbröckelnder Kalk.

Ehe ich Nuchi verlasse, wird es gut sein, noch einige Worte über den jetzigen Kreis von Nuchi oder über das frühere Chanat Scheki oder Schaki zu sagen. So weit Nachrichten hinaufgehen, existirt bereits eine Herrschaft dieses Namens und Masjudi gibt ihr christliche Fürsten. In der Geschichte Grusiens und Schirwans spielen die Herren von Scheki eine wichtige Rolle, zumal sie sich durch alle unruhigen Zeiten hindurch ihre Selbstständigkeit erhalten, obwohl die herrschenden Familien nicht selten wechseln. Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts bemächtigte sich ein zum Islam übergetretener Armenier des Chanates und seine Nachkommen



herrschten bis 1805, wo Selim Chan von den Russen vertrieben ward. Dschaffar Kuli Chan, früher Fürst von Choi, wurde unter Rußlands Oberhoheit zum Fürsten eingesetzt, und als dieser 1820 kinderlos starb, das Chanat als Kreis den transkaukasischen Besitzungen Rußlands einverleibt.

Der Kreis von Ruchi oder das Chanat Scheki erstreckt sich östlich vom Gok-Tschai bis westlich zur Herrschaft Elisui, d. h. bis zu einer Linie, die südlich von der östlichsten Spitze des früheren gendschaer Chanates am Kur in gerader Richtung nördlich zum Kamme des Kaukasus verläuft. Südlich bildet der Kur und nördlich der Kaukasus die Gränze. Der letztere führt hier den Namen Schak oder Dschak; bei den älteren grussischen Schriftstellern heißt er auch das Gebirge von Kulmudsch oder Kurmudsch. Was den ersteren Namen anbelangt, so ist Schak wohl nichts weiter als eine Abkürzung von Schaki, zumal es im Oriente gebräuchlich ist, die Gebirge oder Berge nach den daraufliegenden Burgen zu nennen. Die alte Burg Scheki befindet sich noch, wenn auch in Ruinen, dicht an der Gränze nach Elisui im Gebirge. Kurmudsch ist die grussische Benennung für Kumük, und da die Armenier häufig das „r“ in „l“ umändern, so entstand Kulmudsch daraus.

Den 16. Juli erhielt ich sehr spät endlich zur Weiterreise Pferde und so schlug ich meinen Weg durch die Herrschaft Elisui nach Kachien ein. Die Richtung ist eine westliche. Um mich mit der Beschaffenheit der Ebene weiter bekannt zu machen, ritten wir quer durch dieselbe und kamen so über mehre Bäche, die alle direkt vom Kaukasus herabflossen, und durch verschiedene Sümpfe nach dem Kennag. Bei dem Dorfe Kudula setzten wir über diesen und gelangten alsbald nach der im Ganzen drei Meilen entfernten Station, welche nach dem dort befindlichen Dorfe Babaratma den Namen erhalten hat, um daselbst zu übernachten. Die Häuser haben hier und in ganz Scheki eine andere Form, als weiter im



Osten, indem sie keine flachen Dächer mehr besitzen, sondern der Giebel einen rechten Winkel bildet. Sie waren mit Stroh oder Binsen bedeckt.

Am anderen Morgen fuhr ich der Herrschaft Elisui zu und befand mich schon nach einigen Stunden darin. Diese Herrschaft gehörte bis 1844 dem Sultan Daniel, ist aber jetzt dem Kreise von Sakataly einverleibt. Sie besitzt nur eine Breite von zwei Meilen, indem sie bis an die Stelle des Masan reicht, wo dieser seinen ost-süd-östlichen Lauf in einen südlichen umändert; die Länge beträgt aber weit mehr, indem die Herrschaft vom Kur bis über den Rücken des Gebirges reicht und noch das südliche Quellengebiet des Samur in sich begreift. Diese sehr fruchtbare Herrschaft scheint mir in der Geschichte weiter hinaufzu-reichen, als man gewöhnlich angibt, denn als Abbas der Große einen grussischen Renegaten, Wachachiß-Schwili, unter dem Namen Ali Sultan hier einsetzte, führte die heutige Burg Elisui den Namen Kurmuck, ein Name, der mit Kumük identisch ist. Ohne Zweifel ließen sich noch früher Lesghier von (Kasi-) Kumük hier nieder und einer ihrer Fürsten gründete die neue, jenseits des Gebirges gelegene Herrschaft Kumük, die später nach dem Lande, worin sie lag, Elisien genannt wurde. Unter Elisien, welches die tatarischen Stämme in Elisui (Ellisui), d. h. 50 Wasser, umgeändert haben, verstanden aber früher die Grusier den ganzen Kreis von Sakatal. Unter Leon, dem fünften Könige Kachiens, ließen sich von Neuem Lesghier und zwar im westlichen Theile von Elisien nieder und mußten dafür das dem königlichen Hausstande nöthige Eis herbeischaffen. Wahrscheinlich hatten sie im Anfange ebenfalls ihre eigenen Häuptlinge, die sich Burgen erbauten, später aber vertrieben zu sein scheinen. Aehnlich den Akuschen findet man diese Lesghier, besonders im 18. Jahrhunderte, im Solde der benachbarten Fürsten. Wie diese vereinigten sich die hier befindlichen fünf Verbrüderungen zu einer Art Republik, die nach dem Hauptstamme den

Namen der Dscharschen erhielt. In der Beschreibung meiner früheren Reise (Theil II. Seite 484) habe ich der Dscharen weitläufiger gedacht.

Als ich Elikui durchfuhr, waren die Leute eben mit dem Einärnten des Weizens beschäftigt; so waren in der kurzen Zeit von einigen Wochen schon wieder friedliche Beschäftigungen an die Stelle des rohen Krieges getreten. Das Land ist auf jeden Fall hier noch weit fruchtbarer als in Scheki, denn allenthalben zogen sich Getreidefelder dahin. Ich freute mich über die größere Ordnung, welche auf ihnen herrschte, zumal man auch mit dem Einärnten sorgsamer verfuhr, als sonst im Oriente. Die Elikuer stehen auch allenthalben in dem Rufe einer größeren Thätigkeit, und in den in der Ebene gelegenen Dörfern, besonders in dem großen Kach, herrscht Wohlstand.

Bei dem Dorfe Almaso kamen wir an den breiten Masan, über den wir auf einer Fähre nach der gegenüberliegenden Station gelangten. Mittag war herangekommen und mein Thermometer zeigte wiederum 29 Grad R. Es herrschte eine schwüle Luft, die das Athmen beengte, und zahllose Schwärme peinigender Mücken trugen dazu bei, unseren Aufenthalt noch unangenehmer zu machen. Nirgends war ein Baum, der kühlenden Schatten geboten hätte, und die Hallen der elenden Erdhäuser waren zu schmutzig, um unter ihnen eine Zuflucht zu finden.

Erst gegen Abend fuhren wir auf der rechten Seite des Masan durch den Gau Kisch der nächsten, vier Meilen entfernten Station beim Dorfe Muhanly zu. Doch war es immer noch heiß, denn erst als Dunkelheit einbrach, fiel das Thermometer bis auf 22 Grad. Ich konnte mich nicht auf die Weise, als ich gewünscht, des wunderschönen Panorama's, welches sich vor meinen Blicken entfaltete, erfreuen. Der Kaukasus lag in seiner ganzen Mächtigkeit vor mir und bot den Blicken liebliche und großartige Partien in reicher Abwechslung dar. In den jenseitigen Thälern, wo Lesghier und



zunächst der Stämme Dschurmut, Anzuch und Dido wohnen, stehen jetzt im Sommer russische Truppen, ohne aber das Terrain selbst behaupten zu können.

Das Dorf Muhanly hat eine unglückliche Lage, denn eine unerträgliche Hitze herrscht hier im Sommer, die sich selbst des Nachts wenig abkühlt. Im geräumigen Postzimmer zu bleiben war der Rücken halber unmöglich, und weit von der Station durfte ich mich auch nicht entfernen, da Lesghier sich bis über den Alasan schleichen, um zu rauben. Patrouillen, die große Hunde bei sich führen, durchstreifen des Nachts die Umgegend, und ein Theil der hier stehenden Kosaken muß jeden Augenblick bereit sein, auszurücken. Sehnsüchtig sah ich dem kommenden Morgen entgegen, denn obwohl ich Handschuhe angezogen hatte, war ich doch an den Händen zerstoßen. Unter dem Tuche, mit dem ich das Gesicht bedeckte, wurde es allmählig so heiß, daß mir der Schweiß fast in Strömen herabfloß. Dazu kam nun ein peinigender Hunger, der nur mit sauren Gurken, einer Nahrung, die mir schon seit zwei Tagen allein geboten und deshalb zuwider war, gestillt werden konnte. Um keinen Preis theilten mir die Kosaken von ihrem schwarzen Brode etwas mit, da sie selbst, wie sie mir erzählten, nicht genug hätten, um sich davon zu sättigen.

Am frühen Morgen fuhr ich dem schon aus der Beschreibung der vorigen Reise (Band II. Seite 472) bekannten und $3\frac{1}{2}$ Meilen entfernten Karaghatsch zu. Das bei meiner letzten Anwesenheit hier stationirte Dragonerregiment hat seit zwei Jahren nun auch diese wunderschöne Gegend verlassen und ist in Tschirjurta am Sulak als Regiment des Kronprinzen von Würtemberg angesiedelt worden. Da ich Kaschien, in dem ich mich seit gestern befand, schon im Herbst 1837 besucht und die Beschreibung dieser Reise (Bd. II. S. 467 ff.) und des Landes (Bd. II. S. 275) schon geliefert habe, so erwähne ich hier nur das, was als Ergänzung des dort Gesagten dienen kann.



Die bis über 30 Grad gesteigerte Hitze zwang mich, den kühleren Abend herankommen zu lassen, bevor ich dem jetzt wiederum zur Kreisstadt erhobenen Ssighnagh zufuhr. Es war $3\frac{1}{2}$ Meilen entfernt. Ssighnagh (Ssighnagh russ.) liegt bereits auf dem Ziwi, dem Kalkgebirge, welches südlich die Ebene des Masan einschließt, und hat seit meinem vorletzten Hiersein gewonnen, wenigstens herrschte auf dem Basare ein regeres Leben. Die Stadt zählt jetzt über 600 Häuser und 3,500 Einwohner. Leider liegt die Station eine Viertelstunde von der Stadt entfernt bei dem Dorfe Nufrian.

Den 18. Juli, nicht so früh als ich gewünscht hatte, setzte ich meine Reise fort und gelangte mit guten Pferden schon zeitig nach der $4\frac{1}{2}$ Meilen entfernten Station Mokusan. Der Weg dahin führte mich wiederum auf einem sehr schlechten Wege in die Ebene hinab. Die Gegend besitzet von hier an eine größere Kultur, und Waizenfelder wechselten mit Weingärten ab. Zwischen ihnen zog sich hier und da Gebüsch hin. Jenseits des Masan war die Ebene mehr bewaldet. Von Mokusan ist Thelaw, der damalige Hauptort Kachiens, noch $3\frac{1}{2}$ Meilen entfernt. Die Zahl der Dörfer nahm hier auf eine erfreuliche Weise zu und ihre ein besseres Aussehen habenden Häuser boten inmitten der Wein- und Obstgärten einen anmuthigen Anblick dar.

Thelaw liegt mit seinen 500 Häusern und 3,000 Einwohnern an und auf einer Vorhöhe des Ziwi-Gebirges, das hier allenthalben mit Gesträuch, vorherrschend aus Eichen und Weißbuchen bestehend, bedeckt ist; zu eigentlichem Walde schien es aber nirgends zu gelangen. Da ein leicht sich zerbröckelnder, die Feuchtigkeit keineswegs lange haltender Kalk die Gebirgsart ist, so besitzet auch der Boden keine reiche Vegetation und vergebens durchstrich ich die Umgegend nach interessanten Pflanzen. Nur am Fuße der Höhen, wo fruchtbare Aecker sich befinden, ist die Ueppigkeit der Kräuter und Gräser ungemein. Obgleich Centaureen, Aecker- und Eselz-



disteln, Chamillen und viele andere Pflanzen daselbst wucherten, erfreute sich doch das Getreide, besonders Grannenweizen und Roggen mit gewimperten Spelzen, eines seltenen Ge-
deihens. Im Durchschnitt hatte die Roggenpflanze 12 bis 16 und selbst mehr als 20 Halme, und diese trugen 6—9 Zoll lange Aehren mit 50—60, ja selbst mit 80 Körnern. Nach dem Berichte meines aus der Beschreibung der vorigen Reise bekannten Dieners Fritz, der sich hier angesiedelt hatte, beträgt die Aernthe des Roggens im Durchschnitt die 18—20fache, die des Weizens hingegen die 15—17fache Menge der Ausfaat. Die Kartoffeln, die er und einige Wenige bauten, gaben den 20—25fachen, Mais aber den 60—70-, bisweilen selbst 80fachen Ertrag.

Thelaw liegt wie Sfighnach zerstreut und war besonders in der letzten Zeit der kachischen Könige die Residenz derselben. Sie besitzt vier neben einander liegende Burgen, von denen freilich jetzt meist nur noch die Ringmauern vorhanden sind. Sie befinden sich sämmtlich nach vorn und beherrschen die nächste Umgebung. Am meisten ist die zweite nach Osten erhalten und sie dient auch jetzt noch als Festung. In ihr sieht man einige Gebäude und unter andern auch das königliche Schloß, welches von Theimuras II. erbaut sein soll. Sein Umfang ist keineswegs bedeutend und alle Räume im Inneren sind mit Ausnahme eines gewölbten Saales klein und winkelig. Die Bauart ist aber nichtsdestoweniger fest, da die Mauern allein gegen 4 Fuß Stärke besitzen. Wie ich es früher, besonders im Tschorukgebiete, angegeben habe, so nimmt man auch hier Kollsteine der Flüsse und legt sie in schiefer Lage und von gutem Mörtel hinreichend umgeben reihenweis neben einander. Die nächste Reihe hat hinsichtlich ihrer schiefen Lage gerade eine umgekehrte Richtung. Nur an einzelnen Stellen und ausnahmsweise hatte man sich der Backsteine bedient. Neben dem Schlosse ist ein hübscher Garten, in dem die königliche Familie einst lustwandelte. Von ausgezeichnete Größe sah ich darin einige

Maulbeerbäume mit schwarzrothen und großen Früchten, die einen angenehmen Geschmack besaßen.

Aus diesem Schlosse bewahrt man noch Einiges, was zum Theil auch meine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Es war dieses zunächst ein Evangelienbuch in grussischer Sprache von ungefähr 1½ Zoll ins Quadrat und mit silbernem Einbände. Die Schreiberin soll eine kachische Prinzessin gewesen sein. Die Buchstaben waren zwar zierlich und klein, aber doch sehr deutlich. Zu gleicher Zeit erfuhr ich, daß in Grussen alle Manuscripte von den Frauen gefertigt werden, und diese setzen dann das Abschreiben einer gewichtigen Chronik, eines Legendenbuches u. s. w. zu ihrer Lebensaufgabe, indem sie oft 10 und 20 Jahre damit zubringen. Sie beschränken sich dann nicht auf das bloße Abschreiben, sondern bringen auch allerhand Arabesken und sonstige Verzierungen, besonders im Anfange der Kapitel, an. Diese Bücher werden dann in den einzelnen Familien mit großer Achtung behandelt und nur in der neuesten Zeit, wo der von den Russen eingeführte Luxus und die Verschwendung der Eingebornen mehr Geld in Anspruch nimmt, sind auch diese heiligen Vermächtnisse feil geworden.

Dann sah ich mehre Urkunden, von denen mich besonders eine interessirte, weil nämlich Abbas der Große den König Alexander darin in seiner Würde bestätigt. Dieser größte Herrscher aus der Familie der Sefiden war in der Urkunde und zwar obenan abgebildet und auf einem Divan sitzend dargestellt. Die Farben hatten noch eine solche Frische und Lebendigkeit, als seien sie erst seit gestern aufgetragen.

Der freundliche Saksedatel (Distriktschef) von Thelaw war außerdem zu allen meinen Fragen bereit, was ich um so mehr dankbar anerkenne, als der damalige Kreishauptmann mir zwar, da er früher Inspektor der deutschen Kolonien gewesen war und das Deutsche geläufig sprach, sehr nützlich hätte sein können, aber sich trotz der Empfehlung nicht



weiter um mich bekümmerte. Durch den Saſedatelerfuhr ich auch, daß früher in Thelaw und in der ganzen Umgegend viele Juden gewohnt haben, und daß ein großer Theil der Einwohner von dieſen Juden abſtammt. Nach und nach ſeien aber dieſe zum Chriſtenthume übergetreten und damit zum Theil die eifrigſten Anhänger an der Lehre Jeſu geworden. So ſoll namentlich Bodbe bei Sſignach, wo der Apoſtel Gruſſens, die heilige Kino, begraben liegt, von getauften Juden erbaut ſein. Ein Dorf in der Ebene führt noch den Namen Uriathuban, d. h. Judenſtraße.

Von Thelaw reiſte ich den 20. Juli auf der bereits aus meiner früheren Reiſe (Th. II. S. 506) bekannten Straße über Gambor nach Tiſlis und traf daſelbſt ſchon am anderen Tage ein.

Von nun an fällt meine weitere Reiſe mit der früheren in den Jahren 1836—1838 zum großen Theile zuſammen. Ich machte zwar noch von Tiſlis aus einige ſehr intereſſante Ausflüge nach dem jenseits des Maſan gelegenen Theile Kaſchens und nach Thionethi, ich übergehe ſie aber hier, da vielleicht mir ſpäter noch Zeit wird, meine durch bekanntere Gegenden ſtattgefundene Rückreiſe einer beſonderen Beſchreibung zu unterwerfen.

y. 4356 ✓

